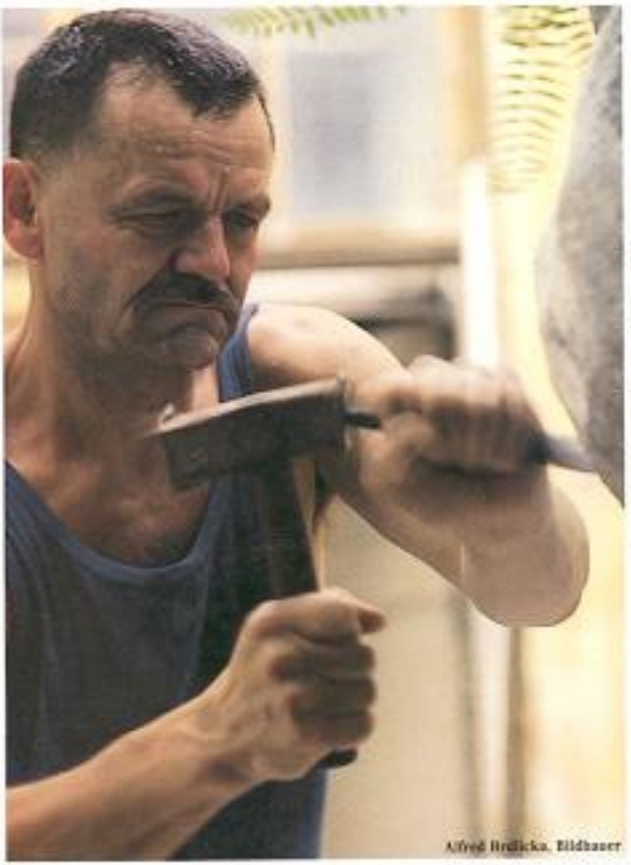
1983/1984 7 Mark

literatur

Konkret

Alfred Hrdlicka
Gabriel G. Márquez
Hermann Peter Piwitt
Hans Heinz Holz
Christel Dormagen
Ludwig Fels
Michael Scharang
Hermann L. Gremliza
Delf Schmidt
Ingrid Klein
Horst Tomayer
Josef Haslinger
Günter Amendt
Diedrich Diederichsen
Norgard Kohlhagen
Stephan Reinhardt
Martin Stankecker
Karl W. Painek
Urs Jaeggi
Lothar Baier
Sabine Rosenblatt
Gabriele Kreis
Hans Flatschek
Heinrich Hannover



Alfred Hrdlicka, Bildhauer

Form & Widerstand

Poetisch aufgemotztes Gestammel und lyrischer Stumpfsinn: muß es uns erst einmal die Sprache verschlagen, damit die Dinge wieder zu sich kommen können?

Die Ästhetik des Technofaschismus

Zynismus: die Wiedergeburt des Feuilleton-Schutt als Philosophie

Die neuen Schreiber: Avantgarde oder Kitsch en gros?

Gegen das Böse schlechthin: für Hippies ist es nie zu spät

Die proletarisierte Literatur

Konsalik - ein Volk liest seinen Dichter

in Literatur konkret 1983

Editorial von Ingrid Klein

Die Ästhetik des automatischen Faschismus von Alfred Hrdlicka

Die bildende Kunst hat die Neutronenbombe längst hypothetisch gezündet: das anpassungsfähige, experimentierbeflissene Meerschwein Künstler hat den Menschen eliminiert

Der Anteil der Frauenbewegung an der Zerstörung der Vernunft von Hermann Peter Piwitt

Rita Münster: eine Rasterfahnderin aus Liebe gewissermaßen von Christel Dormagen

Ein Roman im Flüsterton, der sich nicht drohend auf Gemeinsamkeiten des Lebens im allgemeinen und im besonderen beruft, hellhörig für unauffälligste Bewegungen

Der Kopf verunstaltet den Körper von Ludwig Fels

Ein Schriftsteller schreibt daß er arbeitet.

Ein Plädoyer für die Form von Hans Heinz Holz

Apostel des sogenannten Realismus beurteilen ein Kunstwerk nach seinem Inhalt. Sie irren.

Zwischen nicht mehr können und wieder wollen von Hans Peter Willberg

Wenn unsere Autos so schlecht gebaut würden wie unsere Bücher, lägen unsere Straßen voll mit Toten. Ein Kommentar zur Buchgestaltung

Die proletarisierte Literatur von Michael Scharang

Die neue Literatur wurde ausgehungert, Sie sollte nie wieder zu dem werden, was sie vor dem Faschismus war, Es war die Bourgeoisie selbst, die das Ende der bürgerlichen Literatur nachdrücklich einläutete

Der Barbier des Präsidenten von Gabriel García Márquez

Massa Sloterdijk und der linke Kolonialismus von Christoph Hein

Zur Wiedergeburt des Feuilleton-Schutt als Philosophie schrieb Christoph Hein aus der DDR einen Brief

Ein Volk liest seinen Dichter von Hermann L. Gremliza

In zwanzig Jahren... von Susanne von Paczensky, Leonhard Mahlein, Günter Herburger, Peter O. Chotjewitz, Peter Hamm, Joachim Bloch, Hermann Peter Piwitt

Welche deutschen Nachkriegsautoren werden dann noch von Bedeutung sein? Im Jahre 1910 hielt man zum Beispiel den Nobelpreisträger Paul Heyse für den zeitgenössischen Autor, der auch in fünfzig Jahren noch gelesen werden würde. Überlebt haben aber ganz andere. Auf unsere Frage erhielten wir folgende Antworten:

Halt mich los, ich laß dich fest von Ingrid Klein

Die junge Generation ist verlagstechnisch in Zielgruppen zerlegt worden. jetzt gibt es nur noch Ökos, Punks, Beziehungskisten, Arbeitslose, Drogenabhängige. Und für alle den spontan geplanten, problemorientierten Randgruppenroman

Big Sinn, Peinsäcke und nichts als die Wahrheit von Josef Haslinger

Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Natur und Geschichte und was es sonst noch an Achtundsechziger-Plunder gibt, kennt die Welt der neuen Literaten

nicht

Eine schwere Genitivmetapher sitzt im Caféhaus von Delf Schmidt
Die Lyrik-Bändchen von Kristiane Allert-Wybranietz sind über 400. 000 mal verkauft worden. »Dial-a-poem« wird in einer mittleren Großstadt tausendmal pro Woche gewählt. Ist aus dem utopischen Anspruch »schreiben kann jeder« ein »dichten kann jeder« geworden?

Der Hippie ist die Mutter der Wende von Diedrich Diederichsen
Alles rückt jetzt näher zusammen: die Rechten sowieso und die Linken sind endgültig gegen das Böse und für das Gute

Das Lied vom kleinen Glück des Kleinschriftstellers von Horst Tomayer

Mexiko, das Land des Frühlings von Günter Amendt
B. Travens Reisebericht über Mexiko ist eine Mischung aus Faszination, Utopie, politischer Klarsicht, latentem Rassismus und unbewußtem Anti-Imperialismus.

Books & Babies & Beef Stews von Norgard Kohlhagen
Die Tagebücher von Sylvia Plath, die nur in den blauen Stunden Zeit zum Schreiben fand, sind jetzt, vom Ehemann bereinigt, in den USA erschienen.

Weib und Masse sind geistlos von Karl Pawek
Der Held in» 1984« ist ein Frauenfeind wie sein Schöpfer George Orwell. Seine politische Botschaft ist die der Thatchers, Reagans und Kohls.

Sein Ziel war der geistige Arbeiter von Elsbeth Wolffheim
Fünfzig Jahre alt sind die Polemiken von Kurt Hiller über Krieg und Wiederbewaffnung, über die »Gewerkschaftswebel«, die Engstirnigkeit von Monopol-Funktionären, die Zersplitterung der Friedensbewegung und die Uneinigkeit der Linken. Aber veraltet sind sie nicht.

Ich schrieb bloß für den Tag von Stefan Berkholz
Hardy Worm war so bescheiden, hellsichtig, kämpferisch und einfallsreich wie Tucholsky, aber auch naiver. Vor zehn Jahren starb er völlig unbekannt in Berlin.

Das Buch war sein Kumpel von Michael Ben
200.000 Taschenbücher von »Am Fließband«, der Abrechnung mit Henry Ford, kaufte die Automobilarbeiter-Gewerkschaft 1937 ihren Mitgliedern.

Die kleinen Sächeli erhellen den Fall von Norbert Klugmann
Wenn der Schweizer Friedrich Glauser mal nicht interniert war, hat er in einem Kohlebergwerk, auf dem Monte Veritá, in der Fremdenlegion oder als Gärtner gearbeitet, gelebt und geschrieben.

Der tückische, nicht enden wollende Roman einer Sekunde von Karl-Heinz Götze
Nach 1.200 Seiten Erkundung im »Leitplankenland« BRD schickt Günter Herburger den Kurier seiner Thuja-Triologie, Johann Jakob Weberbeck, zur Erholung in die DDR, in das »Land ohne Geraden«.

Eine Liebeserklärung an Tote und Lebende von Urs Jaeggi
Martin Walser hat sich beim Lesen von Proust, Goethe, Schiller, Swift, Heine und anderen betören lassen. Seine Leseerfahrungen sind ein unaufdringliches Vergnügen.

In diese Haut wird nichts eindringen von Gabriele Kreis
Die ebenso karge wie kunstvolle Geschichte eines Lebens am Leben vorbei ist in der DDR bereits zu einer Art Kultbuch geworden.

Abschied von einer Folie à Deux von Sabine Rosenbladt

Der letzte Akt vom Drama des begabten Sartre, inszeniert von seiner Gefährtin Beauvoir, ist ein deprimierendes Schauspiel.

Klares Foulspiel und Kulturkampf von Stephan Reinhardt
In der DDR galt Hartmut Lange als Marxist. jetzt führt er hier in der BRD als Schöngeist vor, wie das Sein das Bewußtsein verändert.

Eingestaubte Paradiesvögel gehen im Lotterlook von Walter Boehlich
Das nunmehr gedruckt vorliegende Kulturkonzept der ehemaligen Schattenministerin Alfred Dreggers ist die intellektuelle Entsprechung dessen, was ihr als »Schmuddellook« erscheint.

Der Schaum am Mund Amerikas von Lothar Baier
Die Geschichte des Rätsels »Odone« ist gleichzeitig eine ganze Kolonialgeschichte anhand des Mikrokosmos der Insel Martinique.

Forscher als Volksbeglücker von Martin Dannecker
So fade wie ein Milchshake und so harmlos wie ein Kaninchen ist die Sexualität des Menschen aus der Sicht amerikanischer Wissenschaftler.

Sie hat ein Pessar, er hat einen Verleger von Ingrid Klein
Einige Bücher werden gerade dann von der Szene gekauft, wenn sie nicht mehr als ein schlechter alternativer Herrenwitz sind.

Mir träumte von Clara Bebel und August Zetkin von Regina Kramer
Es gibt Wahrheiten, die nimmt man nicht wahr, und es gibt Gefühle, die sind wahr. Für sich beides richtig, vermischt wär's noch besser.

Lateinamerika von Renate Hücking
Empfehlungen

Faschismus von Klaus Körner
Empfehlungen

Literaturwissenschaft von Klaus Scherpe
Empfehlungen

Literaturwissenschaft von Gerhart Pickerodt
Empfehlungen

Kinderbücher von Heinrich Hannover
Empfehlungen

Kunst und Theorie von Hans Platschek
Empfehlungen

Literatur-Konkret 1983, S. 4

Ingrid Klein

Editorial

Hätten wir Mittel und Macht, Kulturförderung zu betreiben, würden wir dann unsere Gegner subventionieren? Sicher nicht. Aber genau diese Absurdität ist das bestimmende Thema des Jahres, nur andersrum. Alle sind gegen den furchtbaren Einfluß der Wende. Genauer, gegen die von Zimmermann verfügten und noch kommenden Etatkürzungen. Um nichts anderes geht es, weil alles andere bereits vollzogen war.

Oder wollte die sozialliberale Regierung mit ihrer Politik des »Miteinander« die Gesellschaft verändern? Doch wohl nicht. Sie hat einzelne »förderungswürdige« Gruppen besser als vorher am Kapitalismus beteiligt, und jeder fühlte sich wohl dabei. Die literarische Linke bestand bereits damals nur aus Böll und Grass, und Sloterdijks Feuilleton-Schutt wäre auch vor dem 6. März von denselben Kritikern als neue Philosophie gefeiert worden, was keiner sagt, weil es bei Kulturpolitik um »Höheres« geht.

Um die Heuchelei komplett zu machen, wird beklagt, was die Vermarktungsstrategien des Literaturbetriebs selbst hergestellt haben: ein Volk von Bestseller-Lesern. Die eine Hälfte konsumiert die alte Trivialität eines Konsalik, die andere Hälfte die neue Trivialität der Kristiane Allert-Wybranietz.

Wer schreit hat unrecht, sagt der Volksmund. Ein Grund mehr für uns, jenseits des sozialdemokratischen Getöses über »verlorengegangene Werte« auf den eigentlichen Wert der Literatur zurückzukommen, der durch ihre Sprache vermittelt wird. »In Worten erschließt oder verschließt sich uns die Welt«, schreibt Hermann Peter Piwitt. Und die Form der Literatur befördert oder behindert gesellschaftlichen Widerstand. Das ist das Thema von Literatur Konkret 1983.

Literatur-Konkret 1983, S. 6

Alfred Hrdlicka

Die Ästhetik des automatischen Faschismus

Die bildende Kunst hat die Neutronenbombe längst hypothetisch gezündet: das anpassungsfähige, experimentierbeflissene Meerschwein Künstler hat den Menschen eliminiert

Wie war das möglich? Sobald die Sprache auf den Zweiten Weltkrieg kommt, ist man versucht, Faschismus, Drittes Reich, Auschwitz etc. als unfaßbare Entgleisung abzutun, nie und nimmer wiederholbar in unseren Breitengraden, uneinfühlbar und letztlich ein riesiges Mißverständnis. Die unterschwellige Sehnsucht, diesen Geschichtsabschnitt im Nachhinein umzuschreiben, ermöglicht so hanebüchene Unternehmungen wie die gefälschten Hitler-Tagebücher, an die, so glaube ich, ernsthaft kein Mensch glauben konnte, man wollte eben, in der Hoffnung, Korrekturen anbringen zu können. Betrogene und Betrüger sind eines Geistes Kind.

Für mich ist Faschismus (faschistoid!) nicht einfach ein Begriff, mit dem es sich leichthin argumentieren läßt, sondern Empirie. Ich habe meine Kindheit und einige Jahre meiner Jugend unter dieser Fuchtel verlebt. Zuerst mußte ich dem lieben Gott und ein paar Jahre später dem Führer und der Vorsehung danken für die stramme patriotische Erziehung, der ich nicht zuletzt meinen untrüglichen Instinkt für präfaschistische Seelenmassage und Geisteshaltung verdanke. Und so weiß ich auch, wovon ich rede, wenn ich sage, wir begegnen dem automatischen Faschismus in unseren Tagen auf Schritt und Tritt. Er stellt sich nicht so radikal dar wie der Nationalsozialismus, er wird löffelweise verabreicht.

Zum Wesen des automatischen Faschismus gehört das blinde Selbstverständnis, alles und jedes abzusegnen, was nach den eigenen Spielregeln zustande gekommen ist. Mehrheitsfetischismus. Da die Nationalsozialisten auf dem Höhepunkt ihrer Macht sicher die Mehrheit des Volkes hinter sich hatten, müßte man alles absegnen und billigen, was in diesem Zeitraum geschah, schließlich waren die Juden eine Minderheit. Man darf auch nicht vergessen, daß Hitler nach demokratischen Spielregeln ganz legal an die Macht kam, er war Chef einer Koalitionsregierung.

Dieses Selbstverständnis, die eigenen Interessen als absolute Wahrheit zu verkaufen, spiegelt sich auch in der Nachrüstungsdebatte unserer Tage bis an die Grenzen der Selbstverblödung und -vernichtung. Ich nehme die heutige »Süddeutsche« (18.8.83) zur Hand und bringe zwei Beispiele: Seite 8: »Neuer Griff nach alten Kampfmitteln. In den USA geht die Debatte über die Verwendung von Giftgas als Abschreckungswaffe weiter ... Die Mehrheit nimmt an, daß die Europäer, wie es der liberale Republikaner Senator Hatfield aus Oregon ausdrückt, nicht auf die Argumente für die Vorbereitung auf einen Giftgaskrieg 'hereinfallen' würden: 'Sie wissen, daß diese Waffen vornehmlich zur Aufstellung auf ihrem Boden bestimmt sind.' Sie töteten nicht Truppen in ihren Schutzuniformen, sondern die Zivilbevölkerung, und zwar auf beiden Seiten.«

Welch ein Glück, daß die Mehrheit der Amerikaner die Europäer für nicht ganz so blöd hält, wie es die Minderheit annimmt. Was geschieht aber, wenn sich die Mehrheitsverhältnisse ändern, dann ist wohl die Stationierung von Giftgas in Europa eine beschlossene Sache, ähnlich der Stationierung der Pershing II?

Mit welch hirnverbranntem Selbstverständnis dies begründet wird, findet sich gleichfalls in der »Süddeutschen« auf Seite 6: »USA weiter gegen Einbeziehung britischer und französischer Raketen«, denn, so wird argumentiert, »Moskau wolle mit seiner Haltung seine Forderung nach einem 'ungleichen Kräfteverhältnis' zwischen der UdSSR und den USA rechtfertigen«. Wenn es darum geht, das Kräftegleichgewicht UdSSR/USA auszubalancieren, so gibt es doch nur eine logische Verhandlungsbasis: für jede US-Atomrakete auf europäischem Boden eine sowjetische auf amerikanischem. Was würde der Westen sagen, wenn es darum ginge, wieviele Atomraketen die UdSSR in Cuba plazieren dürfte, ohne daß die USA auch nur eine einzige Rakete in Europa stationiert hätten?

Was das alles mit faschistischer Ästhetik zu tun hat? Es ist der selbstgefällige Wahnwitz, der schon Hitler und Mussolini beseelt hat, denn der Faschismus ist, das muß man leider sagen, die Ausgeburt der bürgerlichen Demokratie. Das allgemeine Wahlrecht der Engländer ist einige Jahrhundert alt, doch was haben die Briten in diesen Jahrhunderten der Weh nicht alles angetan? Bevor den Juden im Dritten Reich untersagt war, Parkbänke zu benutzen, haben es die Briten den Chinesen in China untersagt. Den Rassismus hat ja nicht das Dritte Reich erfunden. Solange man zu Hause schön brav wählen darf, ist in aller Weh alles erlaubt. Der exportierte Faschismus wird legitimiert durch parlamentarische Mehrheitsbildung. Wie schön für die, die es betrifft.

Wie gesagt, meine Schul- und Lehrlingszeit habe ich ausschließlich unter Austro- beziehungsweise großdeutschem Faschismus abgedient. Die Mechanismen der Uneinsichtigkeit sind leicht in Gang zu setzen, direkt und indirekt. Und wenn man sich heute auf den Pluralismus beruft, so muß man objektiv feststellen, daß auch der Faschismus weiter nichts ist als ein Konglomerat von zum Teil divergierendsten Weltanschauungen, streng eingebündelt in jahrtausendalte Vorurteile.

Nicht jeder wurde ein Nazi, weil er »Mein Kampf« gelesen hat, die wenigsten haben dies getan, für manchen Intellektuellen genügte der Ring des Nibelungen oder - armer Nietzsche! - Zarathustra.

Auf der Suche nach Selbstfindung wird das Tor zur Selbstverherrlichung aufgestoßen, dies zu durchschreiten versagt man sich nicht gern. Ich habe dies in der Praxis auf vormilitärischen Ausbildungslagern erlebt, wo man gar nicht so unkritische jugendliche binnen acht Tagen umgedreht hat. Auslese- und Führerprinzip, Zauber der Montur, das Aufgenommenwerden in eine Gemeinschaft, die angeblich höhere Ansprüche stellt, das geradezu erotische Verhältnis zum Vorgesetzten, Ermunterung und Beifall.

Wie ich diesen Versuchungen widerstand, ist leicht zu erklären. Als Kind einer subproletarischen Kultur, meine Kinderjahre verbrachte ich in einer Arbeitslosensiedlung in der »Peripherie« von Wien, war mein ästhetischer Level die Illegalität. Von oben verordnetes Verhalten war das Letzte, staatlich abgesegnete Vorbilder Feindbild, die Form des Zusammenlebens unprätentiös, mißtrauend jeder falschen Vertraulichkeit. Nicht die Einsicht in politische Zusammenhänge war es unbedingt, die mich die Nazis hassen ließ, sondern schon deren Umgang miteinander, dieses andauernde Männchenmachen und Herumgehampel, Ehrenbezeugung, Grußpflicht, oder, wie schon Tucholsky über eine nationalsozialistische Wahlversammlung schreibt: »Zuerst einmal übten sie aufstehen und niedersetzen«.

Als ich dann noch auf einem SS-Werbelager die Unterschrift verweigerte, unter Berufung darauf, daß mein Vater bei einer Strafkompanie der Organisation Todt* sei, war der Teufel los. Nach all den schönen Wochen, die sie mir da geboten hätten, der Kameradschaft im Ausbildungslager für zukünftige Gebirgsjäger so eine Antwort! Ehrlich gesagt, ich fürchtete damals um meine Gesundheit, vielleicht sogar um mein Leben, denn ein kleiner Absturz hätte sich leicht konstruieren lassen, schließlich war ich der einzige Neinsager im ganzen Lager.

Das soll keine Selbstbeweihräucherung sein, sondern nur aufzeigen, daß einem eine Lebensform so zuwider sein kann, daß man mehr riskiert, als man beabsichtigt hat, die Berufung auf meinen Vater war nur eine Ausrede, mir war einfach dieses Zusammenleben unerträglich, Donnerbalkenromantik, Bettenbau, ein Lied!

Im Begleittext zu meinen Radierungen zum 20. Juli 1944 schreibe ich über die paramilitärische Paralyse der Weimarer Republik und über den panmilitärischen Parasitenstaat Drittes Reich, der jeden Lebensbereich in ein Ordnungssystem gedrängt sehen will, wobei ich nicht leugnen will, daß im Schatten eines Ordnungssystems Dinge gedeihen können, die der Überschreitung der Reizschwelle zur Illegalität sehr förderlich sind.

Sicher kann man von einer gewissen Pervertierung meiner politischen Grundeinstellung sprechen, wenn ich mich erinnere, daß es mir überhaupt nicht angenehm war, daß mein Vater nach dem Krieg plötzlich Mitglied einer legalen, ja staatstragenden Partei war. Ich weigerte mich auch strikt, der kommunistischen Jugend- oder irgendeiner Studentenverbindung beizutreten. Allein schon organisiertes Mädchen- und Frauentum war der blanke Horror und ich gebe zu, daß ich heute noch etwas gegen so etwas habe. Meine reaktionäre Einstellung zum anderen Geschlecht habe ich nie geleugnet. Bei den Veranstaltungen von »Glaube und Schönheit« haben mich die beseelten Keulenschwingerinnen, sie wollten weiß Gott was ausdrücken, nicht im geringsten interessiert, die Damen aber im Rhönrad mit ihren gespreizten Beinen sehr wohl aufgeregt. Mein Schamhaarfetischismus stammt wohl aus dieser Zeit.

Warum man den HausderKunst-Maler Ziegler den Reichsschamhaarmaler genannt hat, ist mir ein Rätsel, der hätte bei Otto Dix in die Lehre gehen sollen, desgleichen der Kriegsbildermaler Padua, denn die Nazikunst hatte in der Tat ein gestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit. Im Prinzip waren sie alle Abstrakte. Besser gesagt: das Menschenbild der Nazis war ein abstraktes, konstruiertes.

Arno Breker war in der bildenden Kunst der bekannteste und signifikanteste Verfechter einer Herrenrasse, die dem Mechanischen näher als dem Organischen war, und damit Vorläufer einer technokratischen Kunstauffassung, die nach 1945 voll zum Tragen kommen sollte. Wie der radikale Faschismus hat auch der Technofaschismus in erster Linie organisatorische, funktionalistische Absichten mit dem Menschen oder, wie es immer so schön hieß, mit dem Menschenmaterial.

Sachbezogen, wie die Nazis nun einmal waren, waren sie auch perfekte Designer. Ein Museumsleiter (Folkwang, Essen) und SS-Führer, Graf Baudissin, sagt: »Die vollkommenste Form, das herrlichste Gebilde, das in der letzten Epoche geschaffen wurde, entstand nicht in den Ateliers unserer Künstler, es war der Stahlhelm, den die grauen Kolonnen trugen.« Symbole, Runen, Uniformen, Standarten, Aufmarschpläne für geometrisch geordnete Menschenmassen, die das Aufgehen im Großen und Ganzen vorexerzierten, waren vorrangige künstlerische Anliegen der Nazis.

Der Massenmord, wohl organisiert wohlgeordnet, ist keine Entartung, sondern die logische Konsequenz technokratischen Denkens. Der Architekt und der Bildhauer, Speer und Breker, waren in erster Linie organisatorische Talente, Technofaschisten, ganz gewiß keine Radikalfaschisten. Sie hatten nur das Pech, Schaufenstergestalter und Schaufensterpuppen des Nationalsozialismus zu sein, und so konnte man sich nach 45 ihres Talents nicht mehr bedienen. Von den Geheimdienstfähigkeiten eines Herrn Barbie hat der CIA ohne die geringsten Gewissensbisse Gebrauch gemacht.

Ich habe früher einmal geschrieben, Brekers Formenwelt sei eine männliche und eine weibliche Gliederpuppe in den verschiedensten Posen. Nachdem ich vor kurzem in einem Breker-Prachtband geblättert habe, muß ich mich korrigieren: es sind nicht zwei Gliederpuppen, es ist nur eine, der die primären beziehungsweise sekundären Geschlechtsmerkmale stets schicklich, aber stets auch sehr ungeschickt angefügt werden: die Brüste immer tadellos, versteht sich, immerhin haben sie noch etwas von dem an sich, was man ein Organ nennt, was man vom männlichen Genitale nicht behaupten kann, es ist bestenfalls eine Applikation.

Alles, was Breker gestaltet hat, ist leer, wie die Bilder eines Mondrian oder Newman. Abgesehen von einigen Portraits von frappanter Ähnlichkeit, hat Breker nie versucht, irgendein Menschenbild zu gestalten, der Mensch ist bloß Vorwand; den Schritt' zur reinen konsequenten Abstraktion konnte oder wollte er nicht vollziehen, vielleicht spricht das sogar für ihn. So blieb er ein Vorläufer der Minimal Art, ohne sich völlig anzupassen.

Sein Reichsautobahnkilometerdenken, wienerisch formuliert »der leere Kilometer«, findet aber Eingang in fast alle gängigen nach dem Krieg forcierten Kunstrichtungen: monochrome Malerei, Op Art, Hard edge usw. Alles endlos wiederholbar, seriell, wie von einem Stück abgeschnitten, Laufmeterbilder.

In deutschen Landen war es Ernst Wilhelm Nay, der als erster die grenzenlose Monotonie, abgepaßt in Einzelbilder, lieferte. Inzwischen haben sich viele Ismen an- und abgemeldet; was sie durchwegs auszeichnet, ist ihre Nachahmbarkeit, ähnlich einem Industrieprodukt. Kurzfristig marktüberflutend, marktbeherrschend, Produktion und Interpretation marschieren in Reih und Glied.

Die Kunst auf Vordermann zu bringen, war nach 1945 Hauptanliegen all jener, die damit beschäftigt waren, Ausstellungen zu organisieren, staatliche Sammlungen aufzubauen, meinungs- und preisbildend zu wirken. Sie bespöttelten das Haus der deutschen Kunst und bauten gleichzeitig an dem Luftschloß der freien Kunst im Westen. In irgendeiner Polemik habe ich einmal geschrieben, daß es für einen Künstler der Nachkriegszeit wichtiger war, den »Avantariernachweis« zu erbringen und bei der richtigen Richtung eingeschrieben zu sein, als Kunst nach seiner Überzeugung zu machen.

Die Reichskammer der Westkunst hat da strenge Maßstäbe. Wer zum Beispiel einen Museumsleiter beleidigt, beleidigt alle. Das System der Gleichschaltung und der Kontrolle funktioniert besser denn je, nur steht die demokratische Gesellschaft auf dem seltsamen Standpunkt, man solle es ihr nicht übelnehmen, sie meine es ja schließlich besser als andere Systeme. Die Unfreiheit in der Freiheit dient ja nur dem Schutz der Freiheit.

Der automatische Faschismus ist eine verrückte Sache, er kann nämlich gar nichts dafür, daß es ihn gibt. Sein Spiegelbild in der bildenden Kunst sollte uns jedoch eine Warnung sein: so wie in der Kunst der Mensch zur persona non grata wurde, so kann es auch eines Tages dem Staatsbürger ergehen. Der Staat muß die Einrichtungen, die er zum Wohl des Bürgers geschaffen hat, vor dem Bürger schützen und diesen somit mehr oder weniger abschaffen, das heißt ihn zwar als notwendiges Übel akzeptieren, aber auf ein durchprogrammiertes Wesen reduzieren.

Ganz gleich, ob man es als ästhetisches oder psychologisches Phänomen einstuft, es fällt auf, daß die Gegner von Krieg und Unterdrückung durchaus fähig sind, dies in der Bildnerei darzustellen, jene aber, denen dies Lebenselixier ist, unfähig. Die ganze BlutundBoden-Kunst hat nichts hervorgebracht, was sich mit Picassos »Guernica« messen könnte. Dem administrativen Charakter des Faschismus entspricht es, die Problematik der eigenen Gewaltausübung indirekt zu signalisieren, ästhetisch eingebettet, verschanzt hinter einem dekorativen Schönheitsbegriff.

Das umstrittene Hamburger Kriegerdenkmal ist ein Musterbeispiel dafür. Der in die Schlacht beziehungsweise zur Schlachtbank geführte Soldat ist bar jeder individuellen Gestaltung, Bestandteil eines Bewegungsablaufs, der nicht mehr zeigt als die Vervielfältigung ein und derselben »Unperson«, die Persönlichkeit wird bewußt ausgelöscht.

Im Zug einer immer stärkeren Technisierung, Zerstörung der Umwelt und Überrüstung, sind die Apologeten des Technofaschismus dazu übergegangen, den Menschen als Fortschrittsfeind anzuprangern, der sich der zweiten technischen Revolution in den Weg stelle, die Entwicklung der Mikroprozessoren verzögere, den Computer denunziere, dem Roboter ein Bein stellen wolle, ihm sogar den Arbeitsplatz streitig mache - Maschinenstürmer, pfui Teufel!

In der psychologischen Kriegsführung gegen die Nachrüstungsgegner werden gelegentliche Ausschreitungen bei Demonstrationen, vorzugsweise solchen, die noch gar nicht stattgefunden (heißer Herbst), als Schreckensvision verkauft, die menschheitsbedrohenden ABC-Waffen, Raketen usw. jedoch als das Selbstverständlichste der Welt hingestellt, mit denen der moderne Mensch eben leben müsse. Dies Übel aus der Welt schaffen zu wollen, wäre gestrig, außerparlamentarisch, antirechtsstaatlich, chaotisch, bundesbürgerbedrohlich. Wie lebenswert dagegen eine durch Neutronenbomben gereinigte Welt: niemand bräuchte mehr um seine Auslagen- oder Fensterscheiben zu zittern, da es niemanden mehr gäbe, der sie einwerfen könnte.

In der bildenden Kunst wurde die Neutronenbombe längst hypothetisch gezündet: Das anpassungsfähige, experimentierbeflissene Meerschwein Künstler hat in großer Zahl zufriedenstellend darauf reagiert und den Menschen aus seiner bildnerischen Vorstellungswelt eliminiert. Ein Weltbild ohne Menschenbild, dominiert von Quadraten, Ornamenten,

Strukturen, Nirostaplatten und -röhren, Stangen, Kugeln, Würfeln und ähnlich aufregenden und gestaltungswürdigen Bildinhalten. Wenn man den Experten Glauben schenken darf, liegt die Bildnerei damit ganz weit vorn, bleibt nur zu wünschen, daß Oscar Wildes »Die Natur ahmt die Kunst nach« in naher Zukunft Wirklichkeit wird.

---

*Benannt nach dem nationalsozialistischen Politiker und Ingenieur Fritz Todt, der u.a. den Bau der Reichsautobahnen und des Westwalls leitete.

Literatur-Konkret 1983, S. 10

Hermann Peter Piwitt

Der Anteil der Frauenbewegung an der Zerstörung der Vernunft

'Die Folter, das ist die Vernunft.'

Foucault

'Wenn die Vernunft schläft, erwachen die Ungeheuer.'

Goya

Von Brecht stammt der optimistische Satz: 'Man kann alles ändern außer den Menschen.‘ `Alles', das meint, wie wir leben und wirtschaften, was wem gehört, die Gesetze usw. 'Mensch', das meint seine egoistische Natur. Sie bleibt konstant. Aber sie läßt sich sozialisieren und kultivieren; vorausgesetzt, Menschen schaffen sich Formen der Lebensfürsorge, in denen der Egoismus jedes Einzelnen sich besser aufgehoben fühlt als unter den herrschenden Bedingungen räuberischen Wirtschaftens. Das Ergebnis, und der Weg dahin, wären Kultur.

Es gehört zum Elend der Sozialdemokratie, daß sie, zu Beginn ihrer Regierungsverantwortung, in Millionen die Illusion weckte, sie könnten gemeinsam mit ihr diesen Weg gehen. Keine fünf Jahre waren vergangen, und der damalige Finanzminister Apel gab kleinlaut zu: 'Es hat keinen Zweck, an der Wirtschaftsform, wie wir sie haben, vorbeiregieren zu wollen.' Damit hatte die Politik abgedankt, und die Sozialtherapie sprang ein, um den Rückzug zu vernebeln: Es erscheint H.E. Richters 'Lernziel Solidarität'. Wo die Politik nicht mehr konnte wie sie wollte, und nicht mehr wollte wie sie konnte, sollte 'Solidarität' eingeübt werden als Verhaltensideal und kultureller Wert.

Und wo? Vor allem da, wo es - aus sozialdemokratischer Sicht jetzt noch kriselte: zum Beispiel bei den sogenannten 'Randgruppen'. Im großen Ganzen lief es ja doch -'Hamburg 76, Mensch war das gemütlich' - kraft Verschuldung der Öffentlichen Hand flotter denn je, zunächst ... Kommunikation - statt Sozialismus - hieß von nun an das Zauberwort, so als sei Kommunikation bereits eine politische Qualität und nicht auch Merkmal jedes besseren CSU-Sprengels. Zwar haperte es noch überall, bei den Prostis, Päderasten und Prolos, bei den Behinderten und den Türken, bei Müttern, Frauen, Kindern und beim Kleinhandel, bei der einsamen Masse, dem Ich, bei mir, bei dir und den Nekrophilen mit Mundgeruch.

Und genaugenommen bestand die ganze Klassengesellschaft neuerdings aus Randgruppen, jede für sich darauf aus, von der SPD höhere Beteiligungen am Kapitalismus einzuklagen. Aber klappte nur die kleine Kommunikation innerhalb der Gruppe, so ließ es sich dort doch auch wohlfühlen. Und für die große sorgte dann tatsächlich die Sozialdemokratie: mit 'audiovisuellen Kommunikationszentren', 'Spielstraßen', 'Bergen visuellen Vergnügens', 'Literatrubeln' mit 'Dichtern zum Anfassen' und Rentnerbands.

Wo das Gemeinschaftserlebnis zum Endziel wurde, wurde endlich auch der kleinste gemeinsame politische Nenner zum siebten Himmel: Für das Leben und gegen den Tod. Für den Frieden und gegen den Krieg. Für Wärme - gegen Kälte. Hauptsache, man konnte sich 'identifizieren'. 'Kunst ist keine Kunst' - Hauptsache, 'man fühlt sich wohl dabei!' Kommunikation, wann immer Doofi sich von Dummi aus der Seele gesprochen fühlt.

Inzwischen mundet zwar nicht die akademisch-hühnerbrüstige 'Kommunikation', wohl aber die 'Solidarität' sogar Helmut Kohl. Das Wort, für das sich die SPD zu fein geworden war, - jetzt wird es ihm geglaubt. Beweis dafür, wie Ideengut, wie der Überbau floatet, solange ihn an der Basis nichts hält.

Die Einzigen, die in den siebziger Jahren von Gruppentherapie und Selbsterfahrung in Gruppen plausibel profitiert haben, waren Frauen. Für viele von ihnen war die Gruppe das Vorzimmer, der Vorlauf, die Teststrecke zu etwas, was Männer schon hatten: ein Ich. In der Gruppe versicherten sie sich ihrer persönlichen und gemeinsamen Vor-Geschichte.

In 'Lernziel Solidarität' berichtet H.E. Richter, wie Frauen in einer Gruppe als erste den Mut aufbringen, von sich zu erzählen, sich Blößen zu geben, um vom Bekenntnis ihrer Defizite zum Bewußtsein ihrer Möglichkeiten zu gelangen. Klar, daß das nichts mit einer vermeintlich 'besseren' weiblichen Natur zu tun hat. Männer sind nur einfach historisch verschlissener, weil immer im Dienst. Und da bedeutet Gefühle und Schwächen offen aussprechen immer auch ein Risiko. Notfalls wird rationalisiert oder auf den Begriff gebracht. Frauen dagegen ist traditionell ein emotionales Freigehege zugestanden; denn wer Kinder gebiert und aufzieht, darf nicht nur, er soll sogar Gefühle zeigen. Machen Frauen dann aber plötzlich mit der ihnen zugestandenen kleinen Freiheit öffentlich ernst, gelingen ihnen Grenzverletzungen, ja Geländegewinne, wie sie Männer vielleicht heimlich ersehnt, aber nicht für möglich gehalten haben.

Für die Literatur formulierte das Joyce Carol Oates: 'Da ich eine Frau bin, kann ich, alles in allem, von jener Sorte männlicher Kritiker, die Schriftsteller nach der Note 1,2,3 in der Presse plazieren, nicht so ernstgenommen werden; also

gehe ich davon aus, daß ich die Freiheit habe, zu tun, was ich will.‘

Die Folge dieser Freiheit: 'Frauen betätigen sich zugleich als Kundschafter und als Lotsen... Und die Männer hängen sich an.' (Richter). Ganz und gar und endgültig als Mann verwirtschaftet zu haben, glaubt inzwischen so mancher - zumindest in der Alternativ-Szene. Alles Heil soll nun von den neuen Frauen kommen. Eine gefährliche Ehre für diese. Denn nicht ohne Behagen sehen sie sich plötzlich in die alte Rolle der Weisen Frau und Erdmutter zurückversetzt, die aus der Vulva wahrspricht, ganz Instinkt und Bauch und unfehlbar natürlich, nun aber nicht länger allein fürs Freigehege, sondern für die ganze Innung. *'Wo* die Frau aufhört weiszusagen und anfängt zu vernünfteln, da ist der Anfang vom Ende', heißt es in einem alten Nazi-Kommentar zum Märchen von der 'Klugen Else'. Es ist ein tückischer Bonus, den Frauen da zugeschanzt bekommen haben. Und ein Großteil der eben kursierenden Schreibwaren von Frauen (und Männern, die sich anhängen) sieht danach aus.

Keine Rede, an dieser Stelle, von Dichterinnen. Keine Rede auch von jenen autobiographischen Berichten, aus denen Frauen erfuhren, daß und warum es andern genauso erging wie ihnen. Auch die vielen Rekonstruktionsversuche weiblicher, Geschichte und Heldengeschichte stehen nicht zur Kritik.

Aber was ist mit einem Satz wie diesem: 'Erinnerungsfetzen rumpeln unstrukturiert durch mein Gehirn.' Der Satz steht (und zwar unter seinesgleichen beileibe nicht allein) in einem Buch, in dem eine männliche Carmen mit einem weiblichen Don José so umspringt, wie der liebende Teil der Beziehung es leidend erlaubt. Akzeptieren müßte die Frau, eine Studentin, zunächst einmal, daß sie nicht geliebt wird. Aber wie das in einem narzißtischen Milieu, wo am Ende die SPD über Haushaltsposten gewissermaßen auch noch für die Abschaffung des Schmerzes geradezustehen hat? Was also tut das Mädchen? Sie entscheidet, daß nur eine seelische Krankheit an der Bosheit des Geliebten schuld sein kann: der Chauvinismus.

Sicher ist Herr Carmen auch ein Chauvinist. Aber das bedeutet allenfalls zusätzliche Verletzungen. Gleichviel, Frau Don José rückt seiner Krankheit zu Leibe mit allen Mitteln, die auf dem Campus eben im Handel sind: Also keine Liebestränke -, und Dolche nur in Tötungsfantasien. Aber 'Beziehungsgespräche', Dispute über 'Ablehnungsängste', 'Verdrängungsmechanismen' und 'Verhütungsdilemmen' bis zum Geht-nicht-mehr.

Zigtausende von Frauen haben das Buch inzwischen gelesen. Und ich stelle mir vor, wie sie die Lehren des Buches ('In der Kneipe beginne ich eine Neuauflage der Verhütungsmitteldiskussion') an ihren Männern und Freunden *exekutiert haben*. Arme Männer. Das Glück, *eine F*eministin dabei erlebt zu haben, die klarstellt statt zu sabbeln, dürfte ihnen versagt geblieben sein.

'Erinnerungsfetzen rumpeln unstrukturiert durch mein Gehirn'. Warum stört mich dieser Satz so? Weil verkommene Sprache auch immer Indiz ist für verkommene Gedanken, falsche Gefühle und falschverstandene Sachverhalte. Wäre Sprache ein für allemal und endgültig nur 'Form', wäre alles einfach. Gewiß ist ein Stuhl nicht mehr als ein 'Stuhl'. Aber was, wo uns die Worte 'höflich' und 'edel' den Adel als freundlich und großmütig überliefern? Was, wo wir in Sprache den Mann als 'herrlich' und die Frau als 'dämlich' erleben? Welche heiklen Sachverhalte, welche Unsäglichkeiten verstehen sich in Begriffen wie 'Selbstverwirklichung' oder 'Sozialpartnerschaft?' plötzlich wie von selbst?

Vom Moment an, wo uns sprechen gelehrt wird, wird unser Realitätssinn programmiert durch Sprache. Erst durch die Sprache, zu der es erzogen wird, macht sich das Kind die Weh dingfest. 'Speedy', sagt auf dem Spielplatz ein großer langsamer junge zu einem kleinen flinken, 'Du nennst mich jetzt 'Speedy', von jetzt an 'Speedy', verstanden?' Und diese Erziehung setzt sich fort in Schule und Werbung, Kirche und Medien, Clique und Disco. In Worten erschließt oder verschließt sich uns die Weh. Sprechend entfremden wir sie uns in der Terminologie der uns bevaternden Wissenschaften, verbreiten Hektik und Leere um uns in der Formel-und Stereotypensprache der Szene, akzeptieren Konventionen, indem wir sie un-erschrocken mit den ent-sprechenden Klischees besiegeln.

Klar war das Verena Stefan schon vor sechs Jahren. 'Betroffen' in dem Wort-Sinn, der damals noch Sinn machte, schrieb sie: 'Die Sprache versagt, sobald ich über *neue E*rfahrungen berichten will. Angeblich *neue Er*fahrungen, die im *geläufigen Jargon* wieder*gegeben werden,* können nicht wirklich neu sein ... jedes Wort muß gedreht und *gewen*det werden, bevor es benutzt werden kann - oder weggelegt wird.' Klar auch, daß dieser Befund nicht nur dort gilt, wo Sprache Frauen auf Vordermann bringt, sondern für Jede Erfahrung von Wirklichkeit in Sprache. Frauen haben denn auch auf 'Ästhetik- und Literatur-Symposien' daran weitergedacht. In der schreibenden Praxis aber scheinen Hinzin und Kunzin über soviel Kleinmut längst hinwegzusein: Sprache, das ist 'Formkram', bloß Kunst; und Kunst ist nicht 'authentisch', echt. Echt dagegen ist alles, wo 'man ein gutes Gefühl dabei hat', - auch wenn frau sich dabei grad so er-lesen, gewählt, künstlich und falsch ausdrückt wie Frau Puhvogel bei Konsulns:

'In ihrem Innern toben Stürme ... ' 'Sie biegt Gedichtzeilen auf der Zunge, denen sie behutsam nachschmeckt, neben Isabel in dem stillen mondbeschienenen Park an der Alster, Annika, eine Frau von dreißig Jahren.‘ ´Ihre Füße kamen ihr vor wie glühende Kohlen.' 'Wir streicheln uns weiter, ich finde ihre Vagina, versteckt unter dichtem Gestrüpp', (Liane - das

Mädchen aus dem Urwald?) 'Das Gefühl in mir gleicht der Fratze eines alten Mannes...' (Welchen Mannes? Oder haben alle alten Männer Fratzen?)

Wo Sprach-losigkeit, in der Verena Stefan noch eine Chance sah, auf fast vierhundert Seiten sich so austoben darf, ist auch die Wirklichkeit am Ende nur noch Staffage für Beziehungsgewäsch: 'Wochenendatmosphäre zwischen Einfamilienhäusern und auf den Straßen', beginnt ein Kapitel. Und damit hat sichs. Klar, weiß ja jeder, was 'Wochenendatmosphäre' ist, oder? Warum sich also damit aufhalten?

So, wie natürlich auch jeder weiß, was 'Aufknotungen' sind in einem Satz wie: 'In die Aufknotungen mischten sich Kackephantasien, die ich unbeobachtet ließ, bis sie in kotigen Traumfetzen und zwanghaften Popopeleien sich so energisch durchsetzten, daß ich doch assoziieren wollte.‘ Aber damit wären wir schon ein Haus weiter, nämlich bei jenen weiblichen Schreibwaren, die sprachlos und redselig am Tropf der von Männern geprägten Therapiewissenschaften hängen. Subjektive Ehrlichkeit als Qualität machen sie geltend - und buchstabieren der herrschenden Psychotherapie doch nur die Begriffe und Diagnosen nach. Und das entsprechende Milieu hat Sprache Eros und Realitätssinn fest im Griff. Das reicht bis ins Amtsdeutsch dieser Wissenschaften hinein: 'Etwas von der Geiligkeit wollte ich in der ersten Zeit der Analyse *zum Bearbeiten bringen.* ~

Phyllis Chesler spricht in ihrem Buch Trauen - das verrückte Geschlecht' von den Frauen, die lernen, sich selbst im Vokabular der ärztlichen Wissenschaft zu beschreiben, die sie anpassen oder fertigmachen will: 'Suizidal', 'paranoid', 'depressiv', 'frustriert' ... Aber wer war Phyllis Chesler? Das ist zehn Jahre her. Und heut ist frau unbefangener. Daß es uns erst einmal die Sprache verschlagen muß, damit die Dinge wieder zu sich kommen können? Husten! Hauptsache, es wird geschrieben. Und warum auch nicht? Wo's der Markt doch eben hergibt. Denn: 'da gibts doch gar keine Kriterien ... Das ist doch gerade das Neue, wenn jetzt soviele Frauen schreiben, daß die nämlich ganz subjektiv von sich selbst schreiben. Sollen wir uns irgendwelchen *wahrscheinlich männlich bestimmten* Normen beugen, damit das, was wir schreiben, auch Literatur genannt werden kann?'

Keine Bange. Es wird nicht. Aber es fällt auch verdammt schwer, dieses Schreiben etwas *anderes zu* nennen, etwas, das auf irgendeine Weise sonst gelungen, notwendig, plausibel wäre. Dazu ist es zu sehr entstellt durch den bloßen Aufputz dessen, was im gleichen Atemzug als 'elitär' denunziert wird: nämlich den der Kunst. Woher dieser Ehrgeiz, sich Poesie anzuschminken, durch Metaphernbuketts dunkel zu raunen, wie's sich für Frauen seit Urzeiten schickt, sich Sprache anzulegen wie billigen Modeschmuck, ganz abgesehen von der unvermeidlichen Gattungsbezeichnung 'Roman?' Echt soll alles sein, unmittelbar, neu und emanzipiert. Aber Sprache ist unbestechlich - und darum verräterisch; und was sie wahrmacht, ist dann doch wieder nur das alte weibliche Sozialschicksal, nämlich sich aufdonnern und andere muttchen-kindisch betütern zu müssen:

'Ich halte zum ersten Mal dein Glied in den Händen. Ich darf es genüßlich betrachten, befühlen, belecken, *wie das tut* Ich darf die Bucker in deinem Sack verwurlen ...'

'Ein schmächtiges Mückenballett tanzte nach Blut.‘ ´Die Sonne lacht ihre Schatten in die Bäuche der Vögel.' 'Ich sehe die Felder, aneinandergelehnte Garben Zeit'. 'Windstille der Erschöpfung.'

Also keine Chance für 'Natur'? Grübel, Grübel. Es gibt Bücher, wie Maria Beigs 'Rabenkrächzen', in dem das 'einfache Sagen' dessen, was ist, gelingt dank eines nach rückwärts ganz überschaubaren, geschlossenen dörflichen Milieus, das der Autorin von Kind an blind vertraut ist. Hier braucht Sprache noch nicht Umwege zu den Dingen zu machen; 'der bürgerliche Roman hat für diese Sagerin noch nicht begonnen' (Martin Walser im Nachwort). Aber 'naiv' ist hier deshalb noch lange nichts.

Um wieviel weniger 'Natur' muß ein Schreiben sein, das in einer unvertrauten, kaum noch zugänglichen Realität seine ersten Gehversuche macht, zumal dann, wenn angehende, gestandene oder verkrachte Akademiker sich darin versuchen? Für sie gibt es nicht nur den bürgerlichen Roman als Bildungserlebnis immer schon vorweg; für sie gilt auch, daß die Reflexion, die sie über Gott und die Welt anstellen, allemal viel größer und weitschweifiger ist als die Weh, die sie im Wort zur Hand haben.

Nichts gegen Reflexion. Aber in der Literatur gilt der Satz von William Carlos Williams: 'There are no ideas but in things'. Das heißt, was nicht dingfest gemacht ist in Menschen, Handlungen, Bildern und Szenen, das zählt nicht. Es gibt kein zurück zur Natur; denn sie ist verwüstet nicht nur außer uns, sondern auch in uns selbst. Es gibt nur ein Vorwärts zu ihr. Und ein Autor, dem es dabei nicht um jedes Wort geht, ist genauso indiskutabel wie ein Ingenieur, der bei der Statik einer Brücke pfuscht.

Auf das Lob hin, was für ein sicherer Schreiber er sei, antwortete Marquez in einem Interview: 'Es ist nichts spontan ... Man muß hart arbeiten, um das zu erreichen.' Nun, Marquez ist ein Mann. Aber immerhin Marquez. Aber auch Sylvia Plath hat schreiben gelernt. Und Joyce Carol Oates sagt von sich, daß sie manche Texte bis zu siebzehn Mal umgeschrieben habe. Wenn sie trotzdem in einem bestimmten Milieu nicht unter das Verdikt 'bloß Kunst' fallen, dann aus zwei Gründen:

Sie sind berühmt; das heißt, Frauen können mit ihnen für sich was hermachen grad so wie die KPdSU mit Gorki es konnte. Und: Ihr Wert ist auf feministisches Gedankengut hin ausschlachtbar.

Werden sie deshalb als Dichterinnen richtig verstanden? Ich habe Zweifel. Wäre zum Beispiel Irmtraud Morgners 'Amanda' als Dichtung richtig verstanden worden, so hätten ihr gerade jene Stellen als Schwächen angemerkt werden müssen, wo sie bloß thesenhaft, also nicht dingfest, verbreitet, was sie an feministischer Theorie sich inzwischen angelesen hat. Stattdessen wird sie eben deswegen gefeiert. Kleinkarierten Schmökem für die aufgeklärte Dame von Welt wie Sybille Krauss.‘ ´Ach Elise ...'ergeht es wegen derselben richtigen Gesinnung ähnlich. Reserve dagegen gegenüber Gabriele Wohmann. Aber was soll frau machen? Sie ist schließlich berühmt.

Ist Christa Wolf eine feministische Dichterin? Nein, sowenig wie Brecht ein kommunistischer Dichter war. Wahrscheinlich ist sie Feministin; war Brecht Kommunist. Aber die Widersprüche, die sich im Begriff, in einem weltanschaulichen Modell, in einer Anleitung zum Handeln versöhnen lassen, gehen nun einmal in der Literatur nicht auf. Und wo es eine Ingrid Strobel oder eine Christel Dormagen ebenso gibt wie das poetisch *aufgemotzte Gestammel* von 'Hautflunkern' und den fürchterlichen Stumpfsinn einer Allert-Wybranietz, wo es Bewußtseinszukunft gibt hier und Gefühlsvergangenheit dort, wo das 'Ich' dem 'Es' allemal vorauf ist und das 'Über-Ich' sowieso, da muß Literatur, will sie gelingen, unzeitgemäß bleiben, selbst auf das Risiko hin, daß sie dumm rumsteht; denn als Teil des gesellschaftlichen Überbaus folgt sie auf Grund ihrer spezifischen Natur dem schnellen Lauf der Ereignisse mit Verspätung und antizipiert sie in der Phantasie' (James T. Farrell, amerikanischer Romancier und Marxist, geb. 1904.)

Literatur, denke ich, - will sie sich selbst treu bleiben -, sollte uns das uns Angebiederte, blind Vertraute so zeigen, wie wir es noch nie gesehen haben; damit wir es wiedererkennen. Täte sie das nicht, bräuchten wir sie tatsächlich nicht. Für eine Literatur, die 'mehr wagt als das, was wir schon kennen', plädiert auch Ursula Krechel. Im aktuellen Betroffenheitsmilieu dagegen kann man/frau das sattsam Bekannte nicht sattkriegen; denn es gestattet das vermeintlich einzig Wahre: 'Kommunikation', Identifikation'.

Die Reaktion reg sich schon: Der ´Terror der Intimität' wird schon moniert. Und auf dem farbensprühenden Karoussell der kulturellen Innovationen, das sich in der immergleichen Gummizelle Kapitalismus dreht, dreht eben ein neuer Typus ans Licht: Er unterscheidet zwischen 'geborenen Siegern' und 'geborenen Luschen', zwischen 'Titan' und 'Nullen', 'zwischen den heftig denkenden Menschen und den Peinsäcken der Friedensbewegung'. Den altritterlichen Prolo-Punks von gestern hängt er sich gestisch an. Zynisch und narzißtisch ist er schon; jetzt fehlt nur der nötige Drill, und wir haben die SS von morgen.

Glauben manche. Aber kein Grund zur Aufregung. Die kapitalistische Gesellschaft ist halt schizophren - und die Jugendrevolten sind ihre Schübe. Und in jedem guten deutschen jungen steckt ein *echter Amerika*ner; und der wants to be free. »'Kommunisten-Arsch' sagt mein Sohn zu mir«, klagte mir in diesen Tagen ein Apo-Opa; das hätte ich ihm fast voraussagen können damals, als er beschloß, sein Kind 'wie Natur' aufwachsen zu lassen, also die Erziehung andern zu überlassen: der Clique, der Produktwerbung, den Idolen des Musikmarkts, dem allgegenwärtigen Drill, anders sein zu müssen als die andern.

Unsere lieben zyklischen Jugendrevolten. immer sind sie radikal; immer wollen sie 'all' (den 'wahren' Sozialismus, das 'wahre' Leben) und zwar gleich 'now'. Und immer war natürlich vor ihnen nichts. Denn auch dafür haben die Gesellschaftsinhaber gesorgt: Daß keine Geschichte ist. Denn die Art Geschichte, die sie fortschreiben, ist nicht vorzeigbar; und die vorzeigbare Geschichte darf nicht wahrgehabt werden. Und von jüngster deutscher Geschichte bestenfalls das allerscheußlichste: nämlich, das einzige, was Hitler denn doch besser nicht hätte machen sollen, das mit den Juden ... Geschichte als das apriori überlebte, abgelebte, die Welt der Erwachsenen, der Satten.

Und dagegen Jugend, sich selbst zum Idole, Jugend als 'Natur', die nicht irren kann, als Qualität von Haus aus sozusagen, so als stecke Antikommunismus nicht mittlerweile jeder neuen Generation schon in den Genen; so paßt es den Herren. Und wenn auch alle zwölf Jahre mal Steine fliegen: Hauptsache Bewegung. Auch wenn sonst nichts vorkommt. Das hält Kadaver jung.

Oder hat sich irgendetwas grundstürzend geändert seit 1949, außer in den Sitten? Für eine Demokratisierung der Künste - und herauskam der 'Song of Joy'. Für sexuelle Befreiung - und heraus kam Kinderpornographie. Für die hessischen Rahmenrichtlinien - und heraus kam Frau Allert-Wybranietz. Für eine 'neue Heftigkeit' - und unvergeßlich blieb eine neue Frisur.

Bewegung im Kapitalismus! Und da sage einer, es wäre nicht Leben in der Bude? Mögen sie sich in wieder zwölf Jahren die eigene Kacke ins Haar reiben und sich mit Rasierklingen Hakenkreuze auf die Eier schnibbeln: Entweder es ist einer Kommunist oder er ist es nicht. Ist er es nicht: auch gut. Aber von 'Veränderung' redet er dann doch besser ganz leise. Und von wegen 'Aufruhr', 'Revolte', 'Rebellion' ... ! Gütige Gruft!

'Aber wieso überhaupt noch Literatur, wo doch die Bombe ... ?'

Gegenfrage: Was, wenn Reagan uns am Ende 'reinlegt', und die Raketen explodieren garnicht? Wieviel Kraft und Phantasie werden wir dann an die Dinger verwendet haben, und wieviel Politik wird in dieser Zeit ungetan geblieben sein zur Gaudi der Gegner! Und wieviel Kunst; solange wir durch die Angst, die Reagan und Weinberger, Dregger und Kohl uns machen, uns vorschreiben lassen, was Literatur und Kunst eben gerade noch sein darf: nämlich irgendetwas zwischen Hannes Wader und Michael Ende. Geht es - 'Leben oder Tod', 'Sein oder Nichts' - mit der existenzialistischen Verödung des politischen Bewußtseins munter voran, so haben die Raketen jedenfalls ihr Ziel schon erreicht.

Wie auch immer: wildgewordene halbgebildete Kleinbürger, die die Dichtung den jeweiligen sozialen Bewegungen (oder wie es heute so schön heißt: dem 'Leeeben') zum Opfer bringen wollen, werden uns auch in Zukunft nicht erspart bleiben. Sie haben ihre Zyklen wie ihre Wirtschaft. Und manchmal gibt es halt Dauerkrisen. Denunziert als 'affirmativ« und 'elitär' soll immer mal wieder wenigstens Kultur dran glauben, wenn schon die Eigentumsverhältnisse nicht zu knacken sind. (Und was die angeht ... Wenn man's so überdenkt ... Jeans, Südfrüchte, Koks und Encountergruppen in der Toscana ... Und überhaupt: sind's nicht viel eher die 'Strukturen' als das Eigentum?) Etwas klarer war der Fall 1968: 'Sollten wir unsere Produktivkräfte nicht mehr damit verschleudern, daß wir Lyrik schreiben', tönte es da.

Geschrieben wurde trotzdem: agitprop. Womit denn die Literatur erst herunterkam zu dem, was ihr dann vorgeworfen werden konnte: zum bloßen Handlungsgehilfen, zu dem, was 'bloß besser war als garnichts'. Vom Handlungsersatz der Agitprop-Lyrik zum Handlungsersatz des Selberdichtens von heute war dann nur noch ein Schritt. Literatur, wo sie sich treu bleibt im Sinne Farrells, war aber nie Handlungsersatz, sondern ein anderes unzeitgemäßes Handeln, und zwar von Autor wie Leser, ein Handeln vor bzw. nach der Zeit. Und zwar egal ob einer auf der Barrikade stand oder wie Kafka zeitlebens an seinem (Büro-)Schreibtisch klebte.

Der alte Gegensatz von Kunst und Leben - er ist nun mal nicht einfach aufzuheben durch die Abschaffung der einen Seite des Widerspruchs im Vertrauen darauf, die andere Seite würde widerspruchsfrei dadurch, womöglich schon morgen. Und wo das versucht wird, da werden die ästhetischen Defizite, die man/frau sich links angerichtet hat, erfahrungsgemäß nur wieder heimlich rechts gestillt, zum Beispiel im Feuilleton von »Zeit«, »SZ«, und »FAZ«. Nichts gegen 'Flankierende Informationen'! Aber wieviele linke Bilderstürmer sich das Kraftfutter für den Schöngeist im Keller im anderen Lager holen, das wurde offenkundig wieder einmal am 'Fall Sloterdijk': »Zeit«, »FAZ« und »FR« hatten (warum wohl?) gejubelt; und alles spitzte die Ohren. Und die »taz«: »Alles redet von 'Sloterdijk' - wir auch.« Daß Intelligenz in der Bundesrepublik, sobald die die Grenzen der Suhrkamp-Kultur überschreitet, in der Regel unter die Rubrik 'unterdrückte Nachrichten' fällt: gelernt, möchte man meinen, haben sie's alle mal, ein bißchen. Aber haben sie auch etwas daraus gelernt?

'Das Bündnis mit der Arbeiterklasse beschwört heute abend niemand mehr / denn, in meiner Bude eingeschlossen bei Phon und Wein / ersäufe ich mich / in Hermann Hesse und erkenne mich wieder in den Krüppeln Thomas Bernhards.' So ein Bremer Student 1975.

Es ist das alte Lied: Ein Bilder- und Phantasieverbot für die Vernunft - und dann die Seele in Katholizismus baden...

Apropos 'Vernunft'. 'Zerstörung der Vernunft durch die Frauenbewegung'? Nein, natürlich nicht. Aber hätten Sie bis hierher gelesen, wenn der Titel 'Einige Anmerkungen, die neuere Literatur betreffend' gelautet hätte? Sie hätten? Auf Ehre?

Literatur-Konkret 1983, S. 15

Christel Dormagen

Rita Münster: eine Rasterfahnderin aus Liebe gewissermaßen

Ein Roman im Flüsterton, der sich nicht drohend auf Gemeinsamkeiten des Lebens im allgemeinen und im besonderen beruft, hellhörig für unauffälligste Bewegungen

Es gibt auch solche Bücher, die Sätze aneinanderfügen, deren jeder so klingt wie dieser: *»Ich kannte auch ein Tal, hätte ich mich dort je allein aufgehalten, wäre es noch schärfer in der Mitte eingeknickt und, um mich einzufalten, zusammengeklappt.«* Und der folgende Satz lautet: *»Einmal hatte mich Ruth zu einem ihrer kostspieligen Abendessen eingeladen«* Und nie - auf fast 300 Seiten nicht - geht es vertraulicher zu und kaum noch befremdlicher. Unmerklich finden erstaunliche Dinge statt, in gebündelter Überfülle, in einem einzigen Satz oft mehrfach; doch eine Handlung läßt sich nicht erzählen. Süchtig sauge ich Satz um Satz bis zum Ende aus, ohne daß ein Knoten sich schürzte, der auch befreiende Enthüllung verspräche. Trotzdem erliege ich einem Geheimnis.

Einmal - beim Lesen der ungehefteten Fahnen, das Buch ist noch nicht fertig - kommt mir ein Blatt abhanden: so weiß ich nicht, was auf Seite 263 steht; und das, wo 264 fortfährt mit der lockenden Satzhälfte: *... »nach den gewöhnlichen Gesetzen der Liebe verlief«.* Und nun, obwohl durch alle Seiten vorher und auch nachher eines anderen belehrt, glaube ich plötzlich gewiß zu sein, um die eine, alles glättende Lösung des Vexierromans betrogen zu sein: Dort, genau dort, muß ES gestanden haben: Ist Rita Münster nun eigentlich verrückt geworden, weil sie den Mann so heftig, so vergeblich offenbar, geliebt hat?

Was nur ist an ihm gewesen, der selber kaum auf zwei Seiten und auch dann nur in ihrer Beschreibung - nicht - in Erscheinung tritt? Warum geht sie, als erwachsene Frau, wieder zurück ins Haus des alten Vaters und lebt mit ihm? Und all die mittelmäßigen Personen, von denen Rita Münster so hartnäckig berichtet - woher kennt sie die so gut, und was findet sie bloß an denen? Und wieso nehmen die meisten, beiläufig zwar, dann ein ungutes Ende?

Natürlich ist die eine verlorene Seite nicht anders als alle restlichen. Es stimmt ja nicht, daß ich in Illusionen gewiegt würde, an der Nase herumgeführt von Figuren, die nicht halten, was sie versprechen. Denn nie reichen die Menschen, die die Ich-Person Rita Münster umgeben, der Garten, das magere Leben, das sie führt, über den Rand der Sätze, die sie beschreiben, hinaus.

Und das ist ungeheuerlich. Viel verwirrender als die Frage, ob die Hauptperson etwa krank ist und ob Horst Fischer, der Mann, der ihre Liebe auslöst, diese überhaupt wert ist. Taubstumm gemacht von all den Schwatzhaften, die sich mit mir und untereinander »verständigen« wollen; von all den Sensiblen, die das Recht fordern, sich auszusprechen; all den Gefühlsdemonstrantinnen und -demokraten, denen es schlecht geht oder gerade gut geht und die auf Vergesellschaftung ihrer Befindlichkeit insistieren; vollgedröhnt von Leiden und Glücklichsein erschreckend authentischer Menschen, denen Erfahrung widerfahren ist, - kommt mir da plötzlich eine Schriftstellerin im Flüsterton, beruft sich nicht drohend auf Gemeinsamkeiten mit mir und dem Leben überhaupt, schreibt die Laut- und Gestikulierstärke von Sprache derart herunter, daß ich hellhörig werde für Kleinstwörter, für unauffälligste Bewegungen...

Das, was im Lesen betört, ist nicht der schöne Klang wie unbenutzt erscheinender Sprache als solcher; es werden mir vielmehr unerwartet Situationen, Handlungen und Zustände vor Augen geführt, die ich dann doch, im Beschriebenwerden, zu ertappen, wiederzuerkennen meine: ja, genau so ist es. So hätte ich es auch beobachten können. Hätte!

»Noch einmal erinnert Ruth *sich an den Tag am Strand, wo sie und Franz gegenseitig Zeichen einer Veränderung beobachtet hatten, in der Öffentlichkeit, in der Sonne, und es sich am Abend wiederholten voller Zuneigung, und wie sie damals dachte, daß trotz einer gewissen, sich offenbar für eine Frau ziemenden Furcht vor dein Voranschreiten der Jahre das Interesse an den Umwandlungen des Körpers vermutlich viel größer sein würde als ihre Angst davor und daß sie die Symptome eher belustigt zur Kenntnis nehmen, wenn auch nach den Regeln der Kunst vor Franz verbergen sollte, aus Zärtlichkeit. «*

Rebusartig fügt sich ~ der Roman aus drei großen Teilen und die wieder aus lauter Stücken zusammen, die zuerst als Stellen, als heterogene Wahrnehmungs-Partikel einer untätigen Person gelesen werden können; als Einzelheiten-Beschreibungen, deren Lektüre ich gelegentlich künstlich verlangsamt habe, damit die Lust nicht so schnell vorbei ist.

Den Anfang macht die Vorführung von Rita Münsters Bekannten und Verwandten: Vetter Martin und Tante Charlotte, die Krankenschwester Veronika etc. und - am ausführlichsten - Ruth Wagner, fast so etwas wie eine Freundin von Rita Münster.

Einander unterbrechende Bruchstücke von Lebensgeschichten, deren Roter Faden in der Darstellung gekappt ist zu einem Hin- und Herspringen zwischen willkürlichen, aber mit heftiger Gründlichkeit erwähnten Erinnerungen, die ich erst

durcheinanderbringe in ihrem unentschiedenen Beginn, ihrer unterirdischen Dramaturgie. Zum Festhalten zwischendurch immer Rita Münsters Blick aus einem Fenster auf)abreszeitlich verläßlich sich ändernde Bäume und - gegen Ende des ersten Teils - ihre Katze.

Es gibt ja den Katzenliebhaber-Topos, daß sie, ganz anders als Hunde, so selbstbestimmt seien. Nun aber Rita Münster. Über sicher 40 Seiten hinweg beschreibt sie lauter winzige Episoden, die das endgültige Katzenwesen erfassen. » Von *einem Höhepunkt lebt sie dein anderen* zu, *leugnet die Zwischenräume durch lange Schlafperioden im Trüben und zieht beim Erwachen alle aufgesparte Energie zusammen in einer Verkörperung.«*

Die stehen aber nicht einfach so da, bunt neben allem andern. Sondern sie wechseln, bis in den Wortrhythmus verzahnt, mit Passagen, die die Personenberichte fortsetzen. Und wie dabei die sich unversehens konturierende Auflösung, der zarte Niedergang dieser Menschen einerseits und die vielen kräftigen kleinen Taten der Katze andererseits einander erhellen zu etwas hin, was als Deutung etwas großartig klingt: daß nur die Katze sich in jeder Sekunde ihre Lust, ihren Schreck, ihr Daseinsvergnügen, ja, ihren Lebenssinn gezielt und eben doch ohne Absicht selber schafft, - das reißt mich hin.

Der Schlußteil des Buches besteht aus Kindheitserlebnissen der Rita Münster, die sie offenbar an dem Ort rekonstruiert, wo der Mittelteil stattfindet, dem Vaterhaus. Dort ereignet sich dann die »Liebesgeschichte« - und auch nicht.

Die ist ein einziges Warten vorher und ein Erinnern nachher: um die eine wortlose Zwei-Seiten-Woche Zusammensein mit dem Geliebten. Erst ein Behexen der Zeit, daß sie vergehen möchte, und dann ein Dehnen, daß sie nicht vergehen möchte.

Es läßt sich also im Nachhinein, gegen die Romanchronologie, so etwas wie eine Ereignislogik herstellen, ein: erst war es so und dann so. Nie aber stiftet sich ein Begründungszusammenhang über das Beschriebene hinaus. Nicht: aus dieser fremdelnden Kindheit wachsen diese verstörte Erwachsene und diese hoffnungslos Liebende und dieser halbverrückte Rückzug aus Beruf und eigenem Leben...

Diese Beschreibungen unbedeutsamer Peripherien ohne gedachte Sinnmitte argumentieren nicht, hoffen nicht auf das Glück von Ursache und Wirkung. Selbst die Kindheitsszenen nicht; die - wiewohl sie es wagen, sich in die Konkurrenz mit einer vollendeten Gattung zu begeben, der autobiographischen, -trotzdem einen Ton finden, der moralische Erpressung durchs Gelittenhaben umgeht, auf das verpflichtende »erste sexuelle Erlebnis« wahrhaftig verzichtet. Beschreibungen einer Nonnenschul- und Anziehpuppen-, einer Reise-nach-Jerusalem- und Bilder-anguck-Zeit, die mir ebenfalls als die endgültigen erscheinen. Gerade in jenem seltsam beharrlichen Rekonstruktionsinteresse, jener leidenschaftlichen Neugier, wie sich denn der Griesbreiberg, überflossen von Kakaobutterrinnsalen, hinreichend und zulänglich beschreiben ließe, vor dem das Mädchen saß und wußte, daß es ihn nie schaffen würde, so köstlich war er.

Und diese Leidenschaft, mit der Rita Münster sich auf Beiläufiges wirft, das täglich Belanglose dingfest macht, dem zufällig Begegneten den Punktstrahlerglanz mikrobischer Sinnfälligkeit verleiht, hat dann doch nichts attraktiv autistisch Verrücktes. Flicht nicht wie ein leerer Blick unterschiedslos Beliebiges zu sinnlosen Mustern zusammen.

Es werden sich wohl diverse in sich konsistente Lesarten des Romans finden: neben der schizoiden sicher auch eine weibliche und eine alltagsethnologische. Die vagabundierenden Situationen jenes alltäglichen Erinnerungslebens sind ja durchaus nach einem ausgeklügelten Organisationsprinzip angeordnet, wenn nicht von Rita Münster, so doch von der Autorin. Es läßt sich dann auch eine Bewegung feststellen, keine Entwicklung. *»Nur ein bißchen Aufmerksamkeit, schon schlagen die Dinge, als hatten sie aufder Lauer gelegen, mit verzehnfachter Zuneigung zurück..«*

Im Laufe der Zeit verengt sich Rita Münsters Blick. Ihre heißkalte Hingabe an die Dinge, der Schärfegrad ihrer Genauigkeit spitzen sich zu, bis zu Momenten absoluter Akribie hin. So als wolle diese Sorgfalt an einem hypothetischen Ort jenseits der Geschichten endlich umschlagen ins M lose, mithin doch in einen Wahnsinn. Aber genau da hält alles in zitternder Balancestarre inne. Und könnte ein klagloser Spiegel sein.

Es sind ja längst nicht mehr von einem einzelnen Kopf, einer interessierten Vernunft, die unendlich ausdifferenzierten, immer weiter sich parzellierenden Partikel von Welt zu erfassen oder gar zu einer Gesamtlogik zusammenzudenken. Und das arbeitsteilige Herstellen von Dingen ist eher noch ein beschauliches Beispiel solcher Vervielfältigung von Realitäten, weil immerhin das Produkt, klüger als seine Produzenten, nützlich-vernünftig ist.

Allem Rest-Privaten, allem Alltäglichen, dem Gestern-heute-morgen, dem Hassen-Lieben/Trauern und Glücklichsein, dem Wechsel von arbeiten und freisein ist alle Gewißheit abhanden gekommen... Verläßlich scheint nur der vorsichtige Blick aufs Kleinste, Ausschnitthafte, auf Momente und Gesten. In solcher Not erfindet Rita Münster den Augenblicken nicht ihre Ursachen hinzu, unterlegt ihnen nicht Absichten und Ziele, läßt sie sich nicht runden zur sinnvollen Handlung. Eine Rasterfahnderin aus Liebe gewissermaßen...

*

Diese Frau, die ein fast schon knisterndes Vergnügen an schulaufsatzverpönten Füllwörtern hervorlockt, diese Frau wollte ich kennenlernen.

Ich besuchte die Schriftstellerin Brigitte Kronauer in einem alten Elbvorort von Hamburg, fuhr - Stunden später - wieder fort und hatte das Tonband gar nicht angestellt. Es ergab sich einfach nicht. Es gab zwar viel zu reden; aber sie war es, die mich zum Sprechen *verführte, über* all meinen Alltags- und meinen Kopfkram; *neugierig* war, zuhörte, fragte wie kaum *eine. Und* ohne jeden schludrigen Frauenbonus der Vor*wegbegeisterung über* Ähnlichkeit, der einer Fremdheit erst gar keine Chance läßt.

»Rita Münster« ist Brigitte Kronauers *zweiter Roman,* nach »Frau Mühlenbeck im Gehäus« (1980) und nach *vielen* Geschichten/Erzählungen. 1940 ist sie geboren und hat »schon immer *geschrieben«. Ge*gen Ende ihrer Schulzeit wußte sie deshalb, daß sie einen Beruf wollte, der ihr dafür Zeit ließ. Inzwischen ist sie nicht mehr Lehrerin, arbeitet zu Hause aber genauso *zeitenstreng.* Veröffentlicht hat sie ihre Geschichten erst in kleinsten *Verlagen, »entdeckt«* wurde sie von Klett-Cotta. »Frau Mühlenbeck« hatte eine *zweite Auflage*. Im Schreiben, in der Art ihrer *Texte, hat* das nichts geändert.

Schon in den frühen Geschichten finde ich die *geometrische Lust,* aus Wörtern symmetrische, *zentrierte, punktierte,* tonlose Sach*verhalte zu* konstruieren. Daß der archimedische Ort *dieser K*onstrukte fast immer eine wohl *weibliche Ich-Person* ist, hat nichts mit persönlichen Bekenntnissen zu tun und nichts mit dem, was *ungerechterweise* »Frauenliteratur« heißt und doch nur einen ganz *bestimmten E*hrlichkeitston meint. »Ich erfinde nichts«, sagt sie, »und nichts ist autobiographisch«, und *erledigt damit* jenen anachronistischen *Gegensatz. Die* geläufige Vorstellung von Handlung hält sie deshalb für *eine Fiktion*.

Ich erwähne, wie gebannt ich von der reglosen Aufmerksamkeit der Hauptfigur bin. Aber *gerade dieses* dringliche Hinsehen wird ihr von manchen als *sezierende Kälte* ausgelegt. Das verletzt sie fast. Genauigkeit sei doch kein *Selbstzweck und* das Gegenteil von Unempfindlichkeit. Sie war einmal zu *einer Lesung* eingeladen, die nur von Frauen besucht wurde. Sie bekam dann vorgehalten, warum sie nicht offen sei - und hätte doch gerne auf Fragen geantwortet.

Für sie sei es - und das klinge wirklich pathetisch - fast die einzige Möglichkeit von *Liebe, ja* von Hingabe, sich den Menschen, den Dingen, ausschweifend gründlich zuzuwenden, ihnen Gehör zu schenken. Und deshalb sei Rita Münster, die kaum je direkt Handelnde, auch nicht kalt und starr; sie finde die Klappentextbeschreibung *»leiden*schaftssüchtig« gar nicht falsch. Aber sie ist sich klar, daß sie bei ihren Lesern nicht das richtige Verstehen befehlen kann. Am Anfang hat *sie es bei* ihren Erzählungen noch gewollt. jetzt ist sie *eher neugierig, auf* welche Erfahrungen ein aus ihrem Verfügungsbereich entlassenes Werk trifft.

Gefallen will sie dabei nicht, ist gerade bei dem *letzten Roman* unsicher gewesen, ob er außer für sie selber noch anderen von Interesse ist. Sie hat das Manuskript nahen Freunden *gegeben, die* angetan waren. Da hat sie ihnen geglaubt, »schon aus Zuneigung«. Ich *gestehe, daß* ich erleichtert bin, sie im Gespräch nicht als *eine andere* Rita Münster vorzufinden. Das könnte und wollte sie nicht, immer so reden und sein müssen, so unterbrechungslos konzentriert, »das wäre nicht auszuhalten.«.

Und ich bin es ja auch, die plötzlich doch *wieder Realität* und Literatur durcheinanderbringt. Eben dies findet sie an all der Frauen- und auch Männer-Selbsterlebe-Literatur so schade - das Wort »Schrott« benutze ich, nicht sie! -,-daß da so unterschiedslos drauflosempfunden und - *gejammert werde in* dem Mißverständnis, daß das, was sich unmittelbar aus dem *See*lenbauchnabel *äußere, Innerstes,* Persönlichstes sei. Als wäre nicht die Sprache der Subjektivität das *kürzeste Sprachrohr* von Zeitgeistjargon.

Damit möchte sie nicht *verwechselt wer*den. Von Klage verspricht sie sich nichts. *Gerade die* Frauen würden sich damit selbst auf den verhaßten Status der Krankheit festschreiben, anstatt in Stärke zu fordern. Was für ein Anspruch aber, sich in ungerechten Verhältnissen *gerecht zu* verhalten! Das sieht sie auch. Es ist ihr aber eines noch nie in den Sinn gekommen, sagt sie: daß Frauen schlechter seien als Männer. Ob das an ihrer lebenskräftigen Mutter liegt, weiß sie nicht. Es habe sich aber jetzt so *ergeben, daß* eher Männer ihre Freunde, Gesprächspartner seien. Dabei bevölkern ihre Bücher sehr *viele* Frauen - erfunden-erlebte -, die, wenn es einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt, aus *zartgenauer Kenntnis,* nicht aus programmatischer *Überzeugung nur* Frauen sein können.

Frau Mühlenbeck z. B., macht das halbe Buch hindurch ihren Haushalt und erzählt aus ihrem Leben. Und das ist lustvoller als eine Anthropologie der Alltagskultur und listiger als eine Anklage von Lohn-für-Hausarbeits-Gruppen. Wie sie hingebungsvoll und vernünftig planend die Gardinen wäscht und das Gemüse putzt, den Hausierer abfertigt und die Mülltonnen bewacht. Und wie sich das spiegelt in der Ernsthaftigkeit, mit der da jemand solcherlei Tun bemerkenswert findet.

Mit der reglosen Gespanntheit einer Katze, der die gleichgültigen Gegenstände allein durch ihre Aufmerksamkeit zu Momenten geordneten Sinns zusammenschnellen.

Ob ich mir denn die Rita Münster so vorstelle wie auf dem Buchtitel, fragt sie vorsichtig am Schluß. Ich merke, daß meine Rita Münster keinen Körper und auch keinen Kopf hat. Aber das, was dieses gestrichelte Gesicht an Verstörtem und Gestörtem, an Erstarrung fast, nahelegt, paßt nicht. Wohl aber die Zurückhaltung, der wachsam hellsichtige Blick.

Brigitte Kronauer: Rita Münster. Klett-Cotta 1983, 32 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 18

Ludwig Fels

Der Kopf verunstaltet den Körper

Ein Schriftsteller schreibt daß er arbeitet.

Ich weiß, ich nehme die Literatur zu ernst, also so, wie sie ist und auf mich wirkt. Wer von ihr halbwegs unanständig leben will und muß, den macht sie alsbald als Mensch unwichtig, kaputt. Das Gerippe der Poesie ist ein schöner Anblick. Am Schreibtisch bekommt man ein abgenagtes Gesicht. So wird man sich wett. Man schreibt aus Berufsehre, aus Geldnot, aus Lebensangst, schreibt wieder weiter von vorne nach hinten und den ganzen Weg zurück. Das nennt man Geschichte, Entwicklung, verstohlen Fortschritt. Na gut, ich lebe. Ich will ja nicht so sein. Ich spende Zeit und Kraft, Almosen, die niemand haben mag.

Ist heute ein neuer Tag? Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Den ersten Satz habe ich nun geschrieben. Eigentlich schon den zweiten, der genaugenommen der dritte ist. Aber wie geht es weiter?

Wenn ich fertig bin vom Schreiben, mache ich Gedichte. Sie helfen mir, ins Leben zurückzukehren. Sie fallen mir aus dem Gehirn, aber nicht in den Schoß. Gedichteschreiben ist eine schnelle, kurze Arbeit, während der man sich Wünsche erfüllt. Ich produziere sie am laufenden Band. Nicht selten sind sie wie ein kleiner Rettungsring, der sich mir um den Hals legt.

Sie schreiben? Ob, wirklich? ja, aber warum? Ach, das find ich aber.. Nett, wie Sie das sagen! Ihre Meinung? Immerhin machen Sie von außen einen ganz ordentlichen Eindruck. Da verzeiht man gern! Und was schreiben Sie? Darf man das wissen? Soso, sozialkritisch! Aktuelle Themen! Mhm! Freut mich! Es war schön, Sie doch nicht kennengelernt zu haben!

Das Glück kommt nicht durchs Schreiben. Was man erhält, erreicht, so verpaßt bekommt: eine Säuferleber, eine Raucherlunge, Bauchfalten, einen Schlag Luft, ein zerhocktes Geschlecht. Alles ist schon geschrieben. Und was bleibt mir andres übrig, als aus mir keinen Künstler zu machen.

Ausgestattet mit der Sprache eines belesenen Volksschülers, bin ich froh über jeden Satz, den ich human zustandebringe. Intellektuellen gegenüber verhalte ich mich vorsichtig, mißtrauisch geworden durch die Reden von der Veränderung dieser Republik unter Zuhilfenahme der Arbeiterschaft, die sich bis jetzt der Aufklärung von links entzogen hat.

Schreiben ist für mich Schwerarbeit. Ich habe meine Meister. Ich habe nur mit einer anderen Arbeitswelt getauscht.

Ein Arbeiter schreibt von der Arbeit eines Arbeiters. Und ein Schriftsteller schreibt, daß er ein Schriftsteller ist. Und das Klosett muß repariert werden! Der Schriftsteller schreibt, daß er arbeitet: hart an einem gewaltigen Werk. Und der Arbeiter schreibt, daß ihm vor lauter Arbeit kaum noch eine Kraft zum Schreiben übrigbleibt: jeder Satz zöge sich in die Länge. Und das Frühstück muß gemacht werden und das Abendessen zubereitet! Der Arbeiter schreibt, daß er Schriftsteller werden möchte. Der Schriftsteller hingegen besingt die Arbeit und die Männer, für die er sich die Mühsal antut und beschreibt, was so ein Arbeiter beim Schreiben fühlt.

Wir sind das Gewissen

wir sind beschissen

für diese Nation

ein unverdienter Lohn.

Lesen ist ein lautloser Vorgang. Buchstaben schimmern durch die Seiten. Wie im Affekt blätter ich um. Der Bürger rührt sich in mir, zelebriert Abscheu vor seinen Mitmenschen, indem er ganz offensichtlich angewidert sein erschrocknes Gesicht in Fasson bringt. Ich fühle mich ertappt. jetzt ist ein Kopfschütteln vonnöten. Im Zeugenstand schwören Tugendwächter & Moralapostel bei der Person Gottes, von allen Greueltaten keine Ahnung besessen zu haben. Ich überfliege das geschehene Weltgeschehen auf einen einzigen Blick: schielend. Lesen ist ein lautloser Vorgang.

Denken ist kein lautloser Vorgang. Deutlich hört man die Kampfgeräusche aus meinem Gehirn. Beim Lesen passierts: zwischen den Zellen taumeln Worte hervor, eingehakt von torkelnden Zahlen, die einzelnen Buchstaben verbeugen sich den Blatträndern zu & tanzen einen kleinen Reigen zu Ehren der Interpunktion. Sätze brechen, knacken kurz, Gedichte entstehen, ich bin auf der Suche nach dem passenden Kitt & entdecke die Marktlücke für literaturbedingten Alleskleber. Ich klapp die Lider wie ein Visier runter, mein Kopf steckt in einer tönenden Glocke, ringsum probt ein Psychopath normales Gelächter oder was er so drunter versteht. Eine Idee verendet in meinem Verstand.

Es gab eine Woche, in der ich keine Zeitungen las. Ich hatte Liebeskummer. Hatte klingt gut. Gut klingt beendet. Ich wußte, daß sich täglich etliche traurige Zeitgenossen vom Leben zum Selbstmord bekehren lassen und, manchmal recht umständlich, den Tod suchen und finden, als möchten sie vor einem etwaigen Nachvollzug warnen. Da war ein Mann, der goß sich Benzin über die Kleider, legte sich die Schlinge um den Hals und zündete sich an, bevor er vom Baum sprang,

doch das Feuer brannte den Strick durch und er vermochte die Flammen nicht mehr zu löschen. Er verkohlte bei Bewußtsein. Ringsum, und das ist überall, werden diese Wahrheiten kaum zur Kenntnis genommen. Drum las ich eine Woche keine Zeitung, nur um mein Dasein zu retten. Auf unbestimmte Zeit. Ich bin so realistisch eingestellt, daß mich diese Wirklichkeit umbringt.

Ich wette, Sie sind Dichter.

Bestimmt oft auf Reisen.

Überall daheim natürlich.

Geborgen in jedem Gefährt.

Ach, man weiß ja, Ihresgleichen lebt.

Im Süden. Oder an der rauhen See.

Hat hochgestellte Persönlichkeiten zu Gast.

Nachbarn aus Wirtschaft und Politik.

Hat schöne Weiber mit ungeduldigen Schenkeln.

Stimmts?

Ihr Bild war in der Zeitung.

Man kennt Sie hier.

Sie grüßen uns.

Wieviel Romane schreiben Sie im Durchschnitt im Jahr?

Der Kopf verunstaltet den Körper. Man sieht seinen Bauch mit ihm und stellt sich in ihm den Arsch vor. Man fühlt überm Hals, was unten zwischen den Beinen ist. Es gibt Filme, in denen uns ein Leben vorgespielt wird, das wir gerne hätten, und es gibt Bücher, die unser Leben gnadenlos grau abgeschrieben haben, daß wir uns wie Fremde darin vorkommen; es gibt Geschichte und Geschichten und mehr Namenlose als Lebende. Wir sind Musterexemplare einer Puppenzucht.

Was einem sofort ins Aug springt, das sind die kleinen Leute, die nicht leben können, weil sie unfreiwillig zu sehr mit dem Überleben beschäftigt sind. Trotzdem tränt mir höchstens die Nase. Die biologischen Automaten sind so eingestellt, daß ihnen bei der Schilderung befreiterer Lebensbedingungen die Sicherungen durchbrennen und sie sich mit Streß und Akkord betäuben.

Wie geht es *heute? Geht es weiter?*

Haben Sie Sorgen, Schwierigkeiten? Haben Sie mich verstanden?

Wohin gehts? Hat man noch Zeit?

Bleiben Sie stehn! Setzen Sie sich!

Gestatten Sie, *daß man* es *Ihnen erlaubt!?*

Ich bin dafür, für alles, gegen gar nichts, denn was mir gefällt, hat andere empört und begraben.

Die Zeit, da Bücher noch ein gefährliches Gut waren, halte ich - leider - für historisch. Heute hat man sie, gemessen an der Zuwachsrate belletristischer Unsäglichkeiten, medial im Griff, und als Autor wird man nicht mehr per Scheiterhaufen aus dem Verkehr gezogen, sondern weitaus eleganter, systematischer erledigt; ja, man kann geradezu sagen, heutzutage arbeitet die Zensur wie eine Sprinkleranlage. Man darf sogar Utopie erträumen, zum Beispiel, daß ein Tag der Fernseher-Fensterstürze in die spätere Geschichte eingehn wird.

Übers Schreiben schreiben. Auch das noch. Wo doch schon so viel, zuviel Wörter fallen in einem Kampf ums Geld und gegen andere Todesarten. Was nicht im Gedicht steht, das lauert im Kopf, parasitenhaft schmarotzend vom Besitz des Herzens, die Besessenheit besetzend. Peinliche Deutungen? Oder gar die Verbrämung der Unzulänglichkeit eigenen Schaffens, gewissermaßen den Absturz in unalltägliche Gefilde beflügelnd? In meinem Schoß verfangen sich nie poetische Girlanden. Und wer sich DA noch traut, als Dichter zu fühlen, der entbehrt höchstens das Empfinden um die Menschenunwürdigkeit der restlichen Allgemeinheit.

Meine Sprache ist mir wie eine Heimat, karg bemessen inmitten des Werbegeplärrs, des Lügengeblöks, der Notlügen, der Lebenslügen. Ach, durch Mark und Bein heult die Hohlheit der Schlagzeilen und Zeilenschläger, der Satzvollstrecker, der Artikelschieber und Sendesekundengünstlinge. Auch ich gehör dazu, ich gesteh, ich ergeb mich, bald - vielleicht.

Übers Schreiben schreiben, auch das noch, wem fehlt denn sowas, mir nicht, dir? Ihnen?

Jeder Satz ist Vergangenheitskitt, Hoffnungsbrei: man macht sich vor, man könne sich zurückhalten, falls man angegriffen wird. Eine Schreibmanie ist Ausdruck einer Lebensunlust: man verkriecht sich und verniedlicht den Rest seiner Umwelt auf ein überschaubares Maß.

Und irgendwann hat man dann mehr Zeit verschmerzt als verscherzt; und irgendwann, es dauert gar nicht so lange, wirft nur noch der Scheck mit dem 2,99 DM-Honorar einen ernsten Schatten übers Blatt. Dann erzählt man besorgt und voll literarischer Radikalität von seinen politischen Kämpfen, die man am Schreibtisch führte neben all der andern, eigentlichen Arbeit, wie man Anfechtungen und Verführungen widerstand, indem man sich zur Bewahrung seiner gesellschaftlichen Idealvorstellungen erholungshalber in südländische Feriengegenden schickte, um Sinnlichkeit zu tanken.

Zum Abschluß erlaube ich mir eine persönliche Bemerkung, nämlich die, daß ich für meinen Teil hin und wieder die Schriftstellerei derart erfolgreich betrieb, daß ich ab und zu an hintereinanderfolgenden Tagen sogar in der Gastwirtschaft essen konnte. Und ab und zu konnte ich sogar meine Frau und einen Freund dazu einladen und in der Weinkarte blättern und sagen: Spart nicht am Essen!

Das Schwere ist hart, das Harte stets schwer

man tut sich zwischen beidem etwas an

fühlt hinterher so leer

Das Harte ist schwer, und hart ist die Schwere

man weiß nicht, was zuerst begann

und schlägt den Kopf ins Leere.

In Ordnung, in Ordnung ich schweig, und sei es aus dem hintersten Loch!

Ich möchte ein großer Dichter werden. Ich möchte letzte Worte sagen. Ich möchte sagen: leckt mich am Arsch. Und alle müßten kommen. Und keiner dürfte es tun.

Meine Autobiographie werde ich mit folgenden Sätzen beginnen. Ich war nie im Leben Straßenbahnschaffner in Chicago. Ich war Hilfsarbeiter, Hilfsschriftsteller. Und sonst gar nichts. Mir hat immer nur das Reden über die Liebe gefallen. Meine Sehnsucht nach heißen Ländern hatte genügend tote Vorbilder. Ich werde schreiben: ich wurde von den Wörtern zum Schweigen, zur Strecke gebracht.

Sie haben glücklich zu sein! Sie haben Erfolg!

Machen Sie so weiter! Aber dann! Dann ist es egal!

Egal, ob Sie weinen oder lachen:

Das Publikum schließt Sie an den Lügendetektor an!

Das wars? Ob, sagen Sie das nicht!

Mir geht es *wie Ihnen! Mindestens ebenso!*

Ein paar Autoren liebe ich geradezu, doch, doch!

Es gab ja Helden unter ihnen.

Die liebten oder hatten bis ins hohe Alter schöne Fraun.

Die wagten sich vor und fort bis in die feinsten, vornehmsten Kreise hinein.

Gegen Geld hatten die nichts. Die hatten Ver*leger und Kritiker zu Freunden.*

Mir fehlt Geld wie Schrott. Das sagt sich leicht und langweilig. Aber wer führt mich in Versuchung zu sagen: die Realität eines Autors ist nichts als Arschhurerei!? Meine Leser, die, soweit sich feststellen läßt, auch andern Schriftstellern gehören, frage ich nicht, wer seid ihr, sondern ich frage sie, wo seid ihr? Und dann möcht ich die Antwort gar nicht wissen. Meistens hat man weder Freunde noch Feinde, und die Unentschiedenen sind besonders gefährlich.

Man wünscht sich Leidensfreiheit und: vom Tod nicht vergessen zu werden. So bringt man die Seiten voll und sein eigenes Leben an den Rand der Belanglosigkeit. Dort gibt man sich den Rest. Bastelt tolle Ideen. Die treffen ins Hohle, wie bei Russisch Roulette.

Die Literatur zählt zu den vergessensten Sprachen. Mit ihr machten sich gestern noch vor unendlich langer Zeit Menschen auf Schönheit und Gefahren aufmerksam. Es lag in der Natur der Worte, daß sie der Trauer, dem Elend, der Liebe Gutes getan haben. Heute soll sein die Kunst ein Instrument, das am verdorbenen Leib der Gesellschaft herumoperiert, die Schwachstellen des Systems notdürftig repariert. Die Kunst kämpft ums Überleben, kämpft um den subventionierten Leichenschmaus. Wer warnt, wird angegriffen. Das weiß jeder. Das ist Recht. Aufgepaßt, jetzt - ist wieder eine Sekunde

überstanden, das macht Mut, oh ja, man könnte gleich die letzten Seiten jener Bücher lesen, die alle Weltgeschichten überstanden haben, morgen fällt die Bombe, na los, erzähl mir schnell einen guten Witz. Im phosphoreszierenden Schein der Napalmbrände schrieb er Gedichte gegen den Krieg? Schreie waren seine Musik? Vielgerühmt ist die Lazarettelegie?

Ich fürchte Rufmord und Totschlag auf Raten.

Ich kenne die Parole.- In die Latrinemit den Ratten! Ich will nicht.Unterschreiben, daß ich eine entartete

Schmeißfliege bin.Ich habe niemanden in den Schlaf gesungen.

Drum will ich das Erwachen nicht erleben.

Es wird künstlich sein.Ich fürchte die gestreifte Narrenkappe.Noch deutlicher: daß der Mond ein Arschloch hat.Ich fürchte den gläsernen Stacheldraht.

Und die Dornenkrone aus Mikrochips.

Spruchlos ausgedrückt: eigentlich wollte ich ja, quasi als Testament, den Versuch eines Pamphlets über den erlernten Realismus hinterlassen, aber die Alpwahrheiten besitzen eine viel wirksamere Anziehungskraft. Manchmal denke ich mir wie unbestimmt, wenn die oder sie wüßten, daß ich schon lang nicht mehr lebe, sondern nur noch an einer falschen Angst leide, die Tod heißt und die nicht nur ich Vergessen nenne, dann läge mein chemisch gestaltetes Seelchen endlich wieder gradaus.

Ich verehre mich nicht, keine Angst, kein Beileid, ich fühle mich, fühle mich wie ein Literaturpräservativ mit Rückgaberecht, laß ein paar Ergüsse, die keine Sau jucken, ein paar Blatt Papier, das langt.

Ach, ihr! Volk! Laßt euch eure Lebenslinien aus den Arschfalten lesen, verbietet meinetwegen das Bedrucken der Tapeten; ihr wißt: zuletzt will jeder passend aufgehoben sein.

Prost! Prost! Zum Wohle!

Mahlzeit! Mahlzeit! Prost Mahlzeit!

Hirn mit Lorbeerblatt. Schmeckt nach Alkohol.

Es gebt nichts über Geschmack und einen

Geistvollen Kadaver. Wer hat Appetit auf Literatur?

Schmeckts? Stark nach Kunst?

Ästhetisch ausgehundert? Zum Dessert

Näpfchen Kultur gefällig?

Die Sprache ist meine lebenslängliche Heimat: trostlos ehrlich; deswegen träume ich vom Ende ihrer Anziehungskraft: von der Tat.

Ich bin ein schlechter Dichter, ich habe keinen Arbeiter zum Weinen gebracht. Ich bin uneins mit Herz und Seele. Und ich glaube an eine Revolution, die kommt nach dem Atomschlag. Inzwischen glaube ich auch, daß die Engel Mißgeburten sind. Ich glaube, ich lebte umsonst, in der Zeit, in der ich schrieb, hätte ich zum Mond wandern können. Mit der rechten Hand wollte ich die Berge beschreiben und mit der linken das Meer und den leichten Kopf zurücklegen auf schneeweiße Wolken, schön sein, gesund werden. Nun, im Gegenteil, töte ich mich ab, bediene mit meinen Schmerzen Ideologien, Anästhesisten und Rhetoriker, singe klirrend, erstarrend von meinem durchgescheuerten Bärenfell und: daß nichts mehr wärmt.

Die Literatur hat ausgespielt, für den Ernst des Lebens ist endgültig gesorgt. Ich werde das Gewerbe wechseln: ich eröffne eine Herberge für Roboter.

Der Mensch ist ein Fehler der Natur. Aus die Liebe. Aus der Traum.

Literatur-Konkret 1983, S. 22

Hans Heinz Holz

Ein Plädoyer für die Form

Apostel des sogenannten Realismus beurteilen ein Kunstwerk nach seinem Inhalt. Sie irren.

Es ist eine Trivialität, daß die Aussagekraft und der Rang eines literarischen . Werks wesentlich von dem Bedeutungsgehalt und der inhaltlichen Erfüllung des Sujets bestimmt werden. Eine realistische Ästhetik rennt offene Türen ein, wenn sie darauf insistiert. Dabei kommt es allerdings nicht darauf an, ob die Thematik eine Verdichtung von Gegenwartsgeschichte oder eine Verarbeitung von Historie, Mythos und Legende darstellt - die Josephsromane Thomas Manns stehen hinter dem »Dr. Faustus« nicht zurück, der »Henri IV« von Heinrich Mann ist nicht weniger realistisch als der »Stille Don« von Scholochow. Und ein bloß artistisches Feuerwerk, nur ein intelligenter, an sich vielleicht ergiebiger Formeinfall reichen nicht aus, wenn sie an ein unbedeutendes Sujet verschenkt werden - wie Max Frischs großartige Idee zeigt, einen Lebenslauf in korrigierbaren Alternativen abrollen zu lassen (»Biographie«); zum Schluß fragt man sich enttäuscht: So viel Aufwand für so eine banale private Ehegeschichte?

An Selbstverständlichkeiten dieser Art bräuchte nicht erinnert zu werden, gäbe es nicht immer wieder die Eiferer einer realistischen Ästhetik, die unter dem Anspruch auf den Primat des Inhalts die Form eines Kunstwerks (und das heißt auch: die Qualität seiner Machart) geringachten und die kritische Berufung auf formale Maßstäbe als »Formalismus« denunzieren. Die groteske (und inzwischen längst korrigierte) Fehleinschätzung Kafkas in einer gewissen Phase der marxistischen Ästhetik - man denke nur an Lukacs' absurde Alternative »Thomas Mann oder Franz Kafka?« - sei nur als vergangenes Beispiel für diese Einstellung genannt. Gegen die Irrtümer der Apostel eines sogenannten Realismus - und sie sind ja noch nicht ausgestorben - ist es dann immer wieder nötig, eine andere, allerdings nicht ebenso leicht einzulösende Selbstverständlichkeit bewußt zu halten (oder zu machen): die konstitutive Funktion der Form für das Kunstwerk.

Worin unterscheidet sich denn ein Kunstwerk von einem nicht-künstlerischen Erzeugnis? Woran erkenne ich den Rangunterschied von Kunstwerken? Offenbar liefert mir doch nur die formale Gestaltung des Themas dafür die Kriterien. Der ästhetische Gegenstand definiert sich *gegenüber jedem* anderen ausschließlich durch *seine Form,* und sie muß in einem Reflexionsverhältnis zu dem in sie eingehenden Inhalt stehen, das heißt sie muß die Wesensmerkmale der dargestellten Sache manifestieren. Darin liegt eingeschlossen, daß die ästhetische Form die in Oberflächenerfahrung gegebene Erscheinung ihres Gegenstandes so weit verändert (»verfremdet«), daß sie, ohne zu verschwinden, auf ihr Wesen hin durchsichtig wird. Ästhetische Form ist nicht begriffliche, sondern sinnliche Reflexion. Die Homogenität formerzeugender Mittel macht den Stil eines Werks aus.

Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, daß Schriftsteller über ihre Produktionsweise, also über Gegenstandserfahrung und Formgebung, Rechenschaft ablegen; die Frankfurter Poetik-Vorlesungen sind ein beliebter Anlaß dafür, und an ihnen kann man lehrreiche Vergleiche anstellen. Adolf Muschg (»Literatur als Therapie?«). »Der Ruhe kann nur die Unruhe weiterhelfen - aber auch umgekehrt«. Oder derselbe: »Kunst und Therapie haben ein Ziel: Befähigung zum eigenen Leben«. Oder derselbe: »Autonomie heißt: wir müssen zu uns selbst kommen, damit sich das Leben lohne; ob es jetzt noch zum Überleben reicht, wissen wir nicht«.

Das sind Allgemeinplätze - es wimmelt von ihnen in dieser Vorlesungsnachschrift, die im ganzen eher ein Sichaussprechen auf der Couch des Therapeuten als ein Kolleg ist, ebenso unpräzis, ungeformt, ungehemmt. Dagegen drei Sätze aus Christa Wolfs Vorlesungen am selben Ort (»Voraussetzungen einer Erzählung: Kassandra«),: »In ihrem Roman 'Malina' läßt Ingeborg Bachmann die Frau am Ende in der Wand verschwinden und den Mann, Malina, der ein Stück von ihr ist, gelassen aussprechen, was der Fall ist: Hier ist keine Frau. Es war Mord, heißt der *letzte Satz*. Es war auch Selbstmord.«

Man *versteht, hoffe* ich, was ich damit sagen will. Die Genauigkeit ist atemberaubend. Der Umschlag von Mord in Selbstmord, die Identität beider - das ist die objektive Interpretation der *Erzählsituation im* Bachmann-Roman; zugleich ist damit die *Lebenssituation von* Ingeborg Bachmann subjektiv einfühlend gespiegelt, schließlich damit eigene Verzweiflung angedeutet. Drei Schichten: die fiktive des Werks, die Erlebnisebene der Autorin, die Rezeptionsbedeutung für die Interpretin scheinen auf; nicht enthemmtes Gerede, sondern knappste Bestimmung einer Lage. Wenn schon Therapie, dann solche, die durch einen erhellen den Blitz erschreckt.

Hier wird, im Sprechen der Autorin über sich selbst, das Reflexionsniveau kenntlich, das in der Sprache seine Form findet. Bleiben wir in diesen Bemerkungen dabei und lassen Kompositionsfragen, die ebenfalls zum Formaspekt eines Werks gehören, außer Betracht. Mit der sprachlichen Schluderei fängt ohnehin der Verfall der Literatur an. Sätze zeigen ihre eigene Bedeutung, sie schließen aber auch an vorangegangene Sätze an und weisen auf folgende voraus; vielleicht spielt sogar noch Ungesagtes in ihnen mit. Im Geflecht der Rede, und nicht einfach als plane Feststellungen, müssen sie gelesen (und geschrieben) werden, ihre syntaktische Struktur (auch wenn sie ganz simpel ist) verweist auf diesen Zusammenhang.

»Es war Mord, heißt der letzte Satz. Es war auch Selbstmord«. Die Parallelität der beiden ganz unerläuterten (attributlosen) Aussagen läßt ihre Kongruenz hören; das kleine »auch« zeigt an, daß Entgegengesetztes identisch ist. Nach dem Komma folgt eine Einschiebung, die die beiden parallelen Sätze auseinanderrückt: der erste ist ein Zitat, der zweite ein Kommentar.

Ohne diese Trennung bliebe die Dialektik des Parallelismus eine solche der Bedeutungen, Jetzt ist sie eine von Schein, in dem sich der Text befindet (und an dem allerdings eine Seite der Wahrheit hervortritt), und dem von der Interpretin freigelegten Wesen, das die ganze widersprüchliche Wahrheit ist; zugleich wird klar, wenn auch nicht ausdrücklich gesagt, daß die Wesensansicht eben die der Interpretin ist, die Reflexion also in subjektiver Perspektive erfolgt (und anders auch gar nicht erfolgen kann, denn sie ist ja immer gebrochen durch das reflektierende Medium). Eine dialektische Theorie der ästhetischen Widerspiegelung ist in diesem Satze präsent, eben deshalb, weil er äußerste Korrektheit erstrebt und erreicht.

(Ich will hinzufügen: Es geht hier nicht um den Inhalt der »Kassandra«. Ich würde mit Christa Wolf kontrovers über ihre Deutungsperspektive diskutieren. Eine solche Diskussion könnte gerade deshalb fruchtbar sein, weil die Schriftstellerin in sprachlich-künstlerisch klassischer Form die Gedanken und Emotionen klar und deutlich vor uns hinstellt).

Peter Weiss hat uns in seinem Opus Magnum »Ästhetik des Widerstands« eindrücklich bewußt gemacht, daß bedeutende künstlerische Form (welches Gegenstandes auch immer) den historischen Gehalt einer Epoche bekundet, und daß sie (wie entfernt sie uns auch sein mag) aus der Problemlage unserer Zeit aufgefaßt werden kann. Die Schilderung, wie drei junge Antifaschisten 1936 den Pergamon-Altar erleben und zur Deutung ihrer eigenen Wirklichkeit fruchtbar machen, ist ein Lehrstück für das Ineinandergehen von Werk- und Rezeptionsästhetik.

Inhalt, Form und Aneignung zerfallen nicht; ihre Einheit wird selbst ein Medium einer nicht theoretischen, sondern künstlerischen, das Romangeschehen mittragenden Fabel: Ästhetik als Sujet ästhetischer Gestaltung - ein kompliziertes Formgebilde, dessen Verarbeitungsmodus über die Selbstreflexion von Schriftstellern nach Art der »Entstehung des Dr. Faustus« oder der »Voraussetzungen der Erzählung: Kassandra« noch einmal hinausgeht.

Solcher Anspruch muß vor allem sprachlich erfüllt werden. Die theoretischen Partien müssen ihren theoretischen Charakter offenlegen (und nicht allegorisch verhüllen, wie zum Beispiel im Gespräch des jungen Felix Krull mit Professor Kuckuck); aber sie haben zugleich der Aufgabe gerecht zu werden, die Romanhandlung zu fördern. Der erste Satz von Peter Weiss' Roman macht das Prinzip durchsichtig:

»Rings um uns hoben sich die Leiber aus dem Stein, zusammengedrängt zu Gruppen, ineinander verschlungen oder zu Fragmenten zersprengt, mit einem Torso, einem aufgestützten Arm, einer geborstnen Hüfte, einem verschorften Brocken ihre Gestalt andeutend, immer in den Gebärden des Kampfs, ausweichend, zurückschnellend, angreifend, sich deckend, hochgestreckt oder gekrümmt, hier und da ausgelöscht, doch noch mit einem freistehenden, vorgestemmten Fuß, einem gedrehten Rücken, der Kontur einer Wade eingespannt in eine einzige gemeinsame Bewegung«.

Eine halbe Zelle Hauptsatz, neun Zeilen Merkmalsbeschreibung in partizipialen und adverbialen Konstruktionen, *deren eine die* andere aus sich phänomenologisch gebiert, eine die andere syntaktisch vor sich herschiebt bis zu jenem Schluß, der sie »in eine einzige gemeinsame Bewegung« zusammenlaufen läßt; eine Kaskade von Eindrücken, verwirrend, einander widerstrebend und doch mitreissend und zu einem Ganzen verschmelzend.

Daß dies der Duktus der Romanhandlung ist, hier formal im Augenerlebnis und Satzbau antizipiert, sei nur am Rande vermerkt; wer diesen ersten Satz liest, ist gewarnt, worauf er sich einläßt: kein leichtes Unternehmen. Auch dürfen wir als Indiz nehmen, daß dieser erste Satz noch keine Erklärung gibt, wovon er handelt, ja, daß es mehr als fünf Seiten brauchen wird, bis der beschriebene Gegenstand, der Pergamon-Altar, beim Namen genannt wird; auch das Romangeschehen, plastisch und geistig bewegt von Anfang an, wird seinen Sinn erst Schritt für Schritt aus dem Gewirr von Fakten hervortreten lassen. Sprach- und Erzählform reflektieren das Sujet, im Satz wird mehr sichtbar, als was er zum Gegenstand hat.

Die Beschreibung des Kunstwerks wird in die Bewegung der Erfahrung überführt, die seine Betrachter mit ihm und mit ihrer eigenen Wirklichkeit machen - und diese Erfahrung wird, als Romanhandlung, zum Anlaß einer Erfahrung unserer selbst mit unserer Gegenwart, mit unserer nächsten Vorgeschichte, mit dem menschheitsgeschichtlichen Geflecht, in das wir verwoben sind. Ebenen, die sich ineinander spiegeln, ein wechselseitiges Reflexionssystem, das die Vielfältigkeit geschichtlicher Wahrheit, ihre »Brunnentiefe« (Th. Mann) zu einem Bilde montiert.

Das nenne ich »Machart«, und sie hängt primär (wie ich zu zeigen versuchte) an der Behandlung des Rohmaterials der Literatur, der Sprache. Existentielle Betroffenheit und private Herzensergießungen reichen nicht aus, um dem Bild, das der Schriftsteller erzeugt, Dimensionen zu geben. Die Subjektivität der Selbsterfahrung ist zu wenig - wie auch die krude Objektivität eines Ereignisses. Die Sprache des Dichters zeigt nicht nur ihren Inhalt vor, sondern zugleich damit die Ansicht, die der Inhalt in der reflektierenden Erfahrung des Autors gewinnt - wobei der Autor zugleich Erzähler und Rezipient seiner Geschichte ist, die ja am Schluß als ein selbständiges Gebilde ihm gegenübersteht. (Christa Wolf hat diese Situation in »Kindheitsmuster« kunstvoll thematisiert). Gegenläufige Verarbeitungsprozesse haben hier aus der die

Subjektivierung des Objektiven, Objektivation des Subjektiven gemacht; die Sprache zeigt die Spuren dieser Prozesse, macht sie nachvollziehbar und versetzt so den Leser selber in produktives Auffassen.

Das aber sind Formerlebnisse, die ich am Inhalt habe und die mir seine Bedeutung aufschließen. Sie sind nicht so offenkundig wie die Sujetgehalte, denn Sprache ist zunächst immer Mitteilung der Sprache selbst und wird als solche verstanden. Der Kunstform, die mir die Mitteilung aufschlüsselt und mich in weiteres Nachdenken versetzt, muß eigens Aufmerksamkeit zugewandt werden. Sie aber ist es, um die es geht. Denn die konzeptuelle Tiefe eines Werks offenbart sich in seinem Stil und nirgends sonst.

Literatur-Konkret 1983, S. 26

Hans Peter Willberg

Zwischen nicht mehr können und wieder wollen

Wenn unsere Autos so schlecht gebaut würden wie unsere Bücher, lägen unsere Straßen voll mit Toten. Ein Kommentar zur Buchgestaltung

Seit *1968* singe ich mit im Chor derer, die den Niedergang der Buchkunst beklagen. Zuerst von Amts wegen – als Sekretär der Stiftung Buchkunst und damit verantwortlich für den Wettbewerb »Die fünfzig schönsten Bücher« -, heute als Dozent an der Fachhochschule Mainz, der Grafik-Design-Studenten vermitteln soll, was ein Buch ist.

Die Klage ist in diesen 15 Jahren konstant geblieben, die Aspekte der Anklage haben sich jedoch geändert. *1968* gab es noch eine Reihe von Fachleuten, die wußten, wie ein gut gemachtes Buch aussieht - nur waren die Verlage nicht mehr darauf aus, ihre Bücher gut machen zu lassen; heute, *1983,* gibt es wieder eine Reihe von Verlagen, die »schöne« Bücher machen wollen, nur gibt es nicht mehr genug Fachleute, die das können.

Der erste Einwand gegen solche Aussagen ist im allgemeinen: wozu müssen Bücher »schön« sein, Bücher sind zum Lesen da und nicht für Schönheitskonkurrenzen. So ist es. Die Form des Buches ergibt sich in erster Linie aus seiner Funktion: der Inhalt des Buches soll möglichst störungsfrei vom Leser erfaßt werden können, das ist alles. Um das zu erreichen, muß der Buchgestalter, der Typograph, gewisse Grundvoraussetzungen berücksichtigen. Die Gesetze, die sich daraus ergeben, sind natürlich abhängig von der Art des Buch-Inhaltes, der durch die Buch-Form vermittelt werden soll.

Ein Roman muß anders organisiert sein als ein wissenschaftliches Werk, ein Nachschlagewerk anders als ein Schulbuch - das klingt nach Binsenwahrheiten, doch die Praxis zeigt, daß sie manchen Büchermachern nicht vertraut sind, sonst gäbe es nicht Sachbücher, die informieren sollen, die aber aussehen wie eine Illustrierte, die verwirren soll (das Illustrierten-Layout ist so angelegt, daß man möglichst viel hin- und herblättern muß, um so ständig auf die Anzeigen zu stoßen. Was für die Illustrierte mediengerecht ist, ist dem Buch fremd - um nur ein Beispiel für die Verwirrung der Büchermacher zu bringen. Einem wirklich lesegerecht gestalteten Buch merkt man nicht an, daß es gut gestaltet ist, man kann einfach gut darin lesen, gut damit arbeiten. *Nichts stört,* das ist das Haupt-Kriterium.

Man mache den Test in einer beliebigen Buchhandlung an einem beliebigen Buch, da stört viel: statt sich einfach aufschlagen zu lassen, schnappt es wieder zu; bricht man es - man will ja lesen darin - mit sanfter Gewalt auf, knackt es hörbar und kann nun nicht mehr zurück in die ursprüngliche Lage. Man kann schon froh sein, wenn einem einzelne Seiten nicht schon jetzt entgegenfallen. Das ist das Ergebnis einer kostensparenden Klebebindungstechnik.

Es gibt auch bessere Methoden, es gibt sogar noch die Fadenheftung, doch die sind teurer. Die Buchdeckel sperren das Maul auf, als ob das Buch nach Luft schnappen muß - weil sie nicht in Ruhe austrocknen durften, sondern am Ende der Bindestraße, ohne Luft holen zu können, eingeschweißt wurden. Das Papier des Buches ist so dick wie ein Karton, aber nur halb so schwer - es ist aufgeblasen, damit das Buch schön dick aussieht. Viel Buch fürs Geld, das wird vorgetäuscht.

In Wahrheit wird der Käufer betrogen und die Bücherregale werden verstopft. Daß man auf einem so aufgeplusterten Papier nicht gut drucken kann - kaum die Schrift, die unsauber und weich erscheint und schon gar nicht die Bilder, die in einem solchen Papier ertrinken, jegliche Präzision und damit die Detail-Erkennbarkeit verlieren - liegt auf der Hand. Dafür ist das Papier hochweiß, das sieht zwar reinlich und teuer aus, aber man kann die Schrift nicht so gut lesen wie auf leicht gebrochenem Weiß, bei dem keine Überstrahlung entsteht.

Eingebunden ist das Buch (wenn es schon gebunden ist, doch gibt es zwischen broschierten und gebundenen Büchern längst keine generellen Qualitäts-Unterschiede mehr) in ein Material, das sich seiner selbst zu schämen scheint. Es ist aus Papier - warum nicht, zähes, abriebfestes Papier ist durchaus geeignet als Überzugmaterial - aber es tut so, als ob es etwas Besseres wäre: es ist mit einer Struktur geprägt, die vorgibt, es handele sich um Leinen. Wenn man das Buch etwas bewegt, stellt man fest, daß es in sich wackelt, daß es nicht stabil ist. Der Grund: der Konkurrenzkampf verdirbt die Preise, um nicht mit Verlust zu produzieren, muß gespart werden, wo kann man noch etwas einsparen? Dort, wo es keiner sieht: unter dem Deckel, bei der Verbindung von Buchblock und Deckel, dort kann man an Material und an Arbeitsgängen sparen. Die Bücher von heute sehen fast so aus wie die von 1955, nur sind sie viel »wackeliger« und damit kurzlebiger.

Wenn man nun endlich anfängt ZU lesen, wird es nicht besser. Die Zeilen, die Seiten, die Wörter, die Buchstaben sehen so aus, »wie früher«, doch kann man sie oft nur mit Unbehagen lesen. Einmal ist die Schrift so »spitz«, daß sie in die Augen sticht, ein andermal so weich wie Brei; wenn man ganz genau hinsieht, merkt man, daß oft die einzelnen Buchstaben unausgeglichen, ziehharmonika-ähnlich nebeneinanderstehen, oder in sich ausgeglichen, aber insgesamt viel zu eng, einzelne Buchstaben, wie das große W, stehen für sich allein zwischen den Wörtern - scheinbar unwichtige Details, doch von entscheidender Bedeutung für die Lesbarkeit einer Schrift, eines Buches. Wenn unsere Autos so schlecht gebaut würden wie unsere Bücher, lägen unsere Straßen voll mit Toten.

Natürlich sehen nicht alle Bücher so aus, aber viel zu viele. Der Qualitätsmaßstab ist verlorengegangen. Man schiebt den schwarzen Peter gern der Technik zu, der industriellen Revolution, die die technischen Produktionsbedingungen zutiefst verändert hat: Elektronisch gesteuerter Fotosatz, Satz- und Umbruchprogramme (denen wir die kuriosesten Trennungen verdanken), Offsetdruck, Filmmontage, die Fertigungsstraßen der Buchbinderei, Scanner, Standardisierung allenthalben, das Papier, die Farben - vor zwanzig Jahren handwerklich mitdenkende Fachleute, heute Ingenieure und Hilfsarbeiter. Das geschulte, beobachtende Auge des Setzers und Druckers ist durch Meßgeräte . abgelöst, Qualitätskontrolle wird in einer eigenen Abteilung stichprobenartig vorgenommen und nicht mehr ständig im Kopf des Druckers und Setzers.

Doch macht man es sich zu leicht, wenn man der Industrialisierung die Schuld gibt und die Achseln zuckt. Im Gegenteil: die Verbindung von Ingenieurdenken *und* handwerklicher Verantwortung könnte zu besseren Büchern führen, als wir sie früher machen konnten.

Zwischen »meinen« Daten hat ein Generationswechsel stattgefunden, bei dem durch die Änderung des Ausbildungsideals die Weitergabe der Informationen, des handwerklichen Wissens und Könnens von einer Generation zur nächsten, gestört wurde. Die Schulung war auf das Produkt bezogen und auf die technischen Möglichkeiten, es zu optimieren. Der Schulgang ist heute auf die Produktion bezogen, auf die Optimierung der technischen und organisatorischen Abläufe.

Ein heutiger Setzer zum Beispiel lernt recht gut, wie man sich in die neueste Generation von immer schnelleren Setzmaschinen einarbeitet; wenn er gewitzt ist, lernt er sogar, was man alles mit der Maschine machen kann, wie man die Buchstaben enger und weiter stellen kann, individuell unterschneiden, schrägstellen, die Schrift in der Größe modifizieren und tausend Dinge mehr, die früher keine Setzmaschine konnte. Doch er lernt nicht dazu, wie er das, was er machen kann, richtig anwendet. Die Verantwortung für guten, gut lesbaren Satz ist zum Teil von der Schriftgießerei an den Setzer weitergegeben worden, doch der ist nicht dafür geschult. Und die Kenntnis der Grundvoraussetzungen ist ihm beim Generationswechsel ebenfalls verlorengegangen.

Die Form des Buches ergibt sich aus seiner Funktion, wurde gesagt, und daß sich daraus gewisse Grundvoraussetzungen ergeben: die Zellenlänge (beim Roman 60-70 Anschläge pro Zelle), die Textmenge pro Seite, davon abhängig die Schriftgröße, von der Aufgabe des Buches abhängig die Art der Schrift, die Verhältnisse der bedruckten und der unbedruckten Seitenteile, die Abstände der einzelnen Wörter, der einzelnen Buchstaben voneinander, die Art der Überschriften und Auszeichnungen innerhalb des Textes, je nach Aufgabe und Charakter des Buches - das alles wird bestimmt von den physischen Voraussetzungen des Menschen (ähnlich wie die Funktion und Proportion eines Wagens von der Physis des Menschen bestimmt wird).

Das alles ist von Milliarden von Lesern getestet. Das erklärt, warum Bücher in ihrer Form so konservativ sind, warum sie alle so ähnlich aussehen, warum es als ganz normal empfunden wird, daß wir literarisch avantgardistische Texte in einer Schrift lesen, die über 400 Jahre alt ist (wie zum Beispiel die berühmte »Garamond Antiqua«; nirgendwo sonst leben wir so selbstverständlich mit der Tradition wie bei der Schrift).

Alles das war früher selbstverständliches Wissen eines Setzers; das ist vorbei. Heute ist er noch ausführendes Organ, abhängig von den Anweisungen des Typographen im Verlag. Der sollte das alles doch wissen! Doch was ist der Typograph? Er ist ein Drittel des Herstellers - drei Seelen ach -, der von Kalkulation, Einkauf, Abwicklung, Technik, Organisation, Kostenprüfung, Terminjagd usw. meist so beansprucht ist, daß für die Typographie nicht mehr genug Kraft übrigbleibt - vorausgesetzt, daß überhaupt genug Wissen und Können vorhanden war.

Woher kommen heute die Hersteller? Manche noch aus der Setzerei, manche sind Buchhändler, Verlagskaufleute, manche kommen aus völlig fremden Berufen - qualifiziert ausgebildete Typographen aber gibt es nur selten unter ihnen. Wenn dennoch immer wieder gute Typographen auftauchen, dann kommen sie aus den seltenen Verlagen, in denen die Generationskette noch nicht zerrissen ist und das Wissen hausintern weitergegeben wird - C. H. Beck, Prestel, Suhrkamp, Springer und einige weitere Verlage.

Das Wissen um die Grundgesetze ist fast verloren, im Zug der Zeit ist aber ein neues Schönheitsbedürfnis entstanden, nicht nur bei der Kleidung der Twens, sondern auch bei den Verlagen. Die Diskrepanz zwischen Nicht-Mehr-Können und Wieder-Wollen führt zu krausen, kuriosen, oft zu schrecklichen Ergebnissen.

Zwischen »meinen« Daten ist nicht nur auf technischem Gebiet und nicht nur bei der Ausbildung der Fachleute viel geschehen, es ist auch in den Köpfen und den Ansichten der Büchermacher aller Art viel geschehen.

Nach 1968 konnte man viel lernen. Und die Verlage haben gelernt damals. Schulbücher wurden aus wohlanständigen Text- und Stoffsammlungen zu aufregenden Lernmagazinen, bei Rowohlt, Suhrkamp, Luchterhand erschienen Bücher von einer formalen Kraft und Frische, wie man sie heute bei den engagierten Kleinverlagen vergeblich sucht - die zu seltenen Ausnahmen ausgenommen (um den Protesten zuvorzukommen). Es schien sich tatsächlich etwas zu bewegen, die Landschaft der Bücherwelt schien sich zu verändern. Natürlich dominierten nach wie vor die glatten, marktgerecht gemachten Bücher, aber es gab doch einen neuen Maßstab, neue, nicht nur handwerklich-funktional bestimmte, sondern den Buch-Inhalt spiegelnde Qualitäten.

Und heute? Heute haben wir weder das eine noch das andere. Der Schwung und das Können sind dahin. Aber das Schönheitsbedürfnis ist da. Es wird befriedigt, indem Allerwelts-Bücher mit einer dekorativen Buchschmuck-Soße übergossen werden mit falsch verstandenen jugendstilgirlanden, mit Holzsuch-Vignetten, die mit pseudohistorisierenden Schriften, die nichts mit der eigentlichen Typographie zu tun haben, gepaart werden, miserabel gesetzte Titelzeilen werden kommentarlos und korrekturlos eingeklebt. Dafür wird die »eigentliche« Typographie, auf die es beim Lesen ankommt, nachlässig bis fahrlässig behandelt. Häufungen von schlechten Trennungen, Hurenkinder allenthalben, schlecht lesbare Konzeption und schlecht lesbare Ausführung.

Hoffnung ist auch da. In manchen Verlagen wird das Wissen, wie man lesbare und schöne Bücher der klassischen Art macht, erhalten und weitergegeben, der Dialog mit den Schrift- und Maschinenherstellern hat begonnen, das Interesse an Weiterbildung (besser: nachgeholter Vorbildung) wächst, und es gibt einige Verlage, die das fördern.

Es gibt auch Ansätze einer neuen Sensibilität, die - manchmal unsicher, wie bei einigen wenigen Kleinverlagen, manchmal handwerklich perfekt, wie die Bücher, die Greno für Zweitausendeins gemacht hat - eine mögliche künftige Entwicklung verheißen, bei der sich Tradition (funktionsgerecht, rein auf die Lesbarkeit bedacht) und Moderne (atmosphärisch, die literarische Wellenlänge visuell spiegelnd) in der Typographie widerspruchslos ergänzen. Nicht formales Beharren auf Vorgegebenem, nicht aggressiver Bürgerschreck, sondern kritisches (das heißt, kritisch gegenüber unreflektiert eingesetzten Gestaltungs-Klischees) Einfühlen: das kennzeichnet die Buchgestaltung, auf die ich hoffe.

Literatur-Konkret 1983, S. 30

Michael Scharang

Die proletarisierte Literatur

Die neue Literatur wurde ausgehungert, Sie sollte nie wieder zu dem werden, was sie vor dem Faschismus war, Es war die Bourgeoisie selbst, die das Ende der bürgerlichen Literatur nachdrücklich einläutete

Während einer Podiumsdiskussion in Wien, bei der es um Hofmannsthal gehen sollte, äußerte ein Schriftsteller, er könne mit diesem und anderen Herrenschreibern nichts anfangen, deren Sprache, deren Thematik sei ihm fremd.

ich fragte mich, welcher Herkunft die österreichischen Gegenwartsautoren denn seien. So weit ich über die Kollegen Bescheid weiß, sind sie überwiegend Töchter und Söhne von Arbeitern, Bauern, Kleinbürgern. Die wenigen, die aus bürgerlichem Haus stammen, haben davon keinen Nutzen, keinen mir ersichtlichen. Keiner in einem repräsentativen Haus, in einer feudalen Wohnung, keiner weit und breit, der von einem Erbe zehren oder sich an die vermögende Familie halten könnte.

Die paar, die genug verdienen, um gutbürgerlich leben zu können, scheint der soziale Aufstieg so verschreckt zu haben, daß sie ihr Geld dazu verwenden, sich Verstecke zu schaffen. Mit ein Grund, daß man sie als Dichter im elfenbeinernen Turm verspottet.

Hinter ihrem Verhalten steht jedoch die berechtigte Furcht, der soziale Aufstieg könnte über Nacht ein Ende haben. Deshalb stellen sie sich sozial tot. Und machen auch literarisch um das Soziale einen Bogen, als wäre es der Teufel; trachten, außer durch Herstellung soliden Kunsthandwerks, nicht aufzufallen. Denn so weit reicht ihr soziales Wissen, daß sie bangen, ein Schritt darüber hinaus könnte der erste Schritt in den sozialen Niedergang sein.

An sich interessieren mich Herkunft und Leben von Autoren unvergleichlich weniger als deren Literatur. Es tauchte dabei aber eine neue Frage auf: Wenn Schriftsteller, die aus dem Bürgertum kommen, im Schwinden begriffen sind, wie ist es dann um die bürgerliche Literatur bestellt? Welchen Sinn hat es noch, von bürgerlicher Literatur zu sprechen?

Ich versuchte, mich an Bücher zu erinnern, geschrieben in den Jahrzehnten nach dem letzten Weltkrieg. Die Erinnerung sagte mir: es scheint einen neuen Typus von Literatur zu geben. Eine Literatur, die klein daherkommt. Und ich verstand endlich die Klagen der Bürger, es gebe keine große Literatur mehr.

Klein daherkommen ist zunächst ein Gestus. Wem er zu eigen ist, drückt damit aus, daß er keinen Grund sieht, sich protzig zu gebärden, daß er jeden Anlaß vermißt, großspurig aufzutreten. Ein besonderes Verdienst? Kaum. Wie sonst hätte sich die Literatur nach dem Krieg verhalten sollen? Ein Blick auf die Literatur der Zwischenkriegszeit mußte ihr nahelegen, vorsichtig zu sein, den Mund nicht zu voll zu nehmen.

Jene Literatur hatte den Mund durchaus voll genommen, zu Recht, sie hatte sich mit großen Werken eingemischt in große gesellschaftliche Auseinandersetzungen, hatte zumindest rückblickend zum Ersten Weltkrieg und zum Zusammenbruch der Monarchien etwas zu sagen gehabt. Doch der Triumph des Nationalsozialismus relativierte das aufs bösartigste.

Auch wenn die Frage unsinnig sein mochte, man mußte sie sich nach der Befreiung vom Faschismus stellen: Wozu der große literarische Aufwand, wenn er nicht einmal das Schlimmste verhindern konnte. Das Unsinnige der Frage liegt auf der Hand: Wenn sonst niemandem, warum hätte es ausgerechnet der Literatur gelingen sollen, den Faschismus zu verhindern. Dennoch steckt ein Sinn dahinter. In der Selbstbezichtigung der Literatur, sie habe versagt, lebt die Trauer fort über eine verlorene Hoffnung; über die Hoffnung, Literatur könnte gesellschaftlich etwas ausrichten.

Der Faschismus hat die Frage nach der Wirkung von Literatur in der bürgerlichen Gesellschaft hieb- und stichfest beantwortet. Der Schrecken über diese Antwort steckt der Literatur zu Recht immer noch in den Knochen. Wenn die Frage nach Wirkung dennoch im Schwang ist, von fürwitzigen Gemütern garniert mit der Zusatzfrage nach Weltveränderung durch Literatur, so nur als routiniertes Gesellschaftsspiel eines verlegenen Publikums, das dahintergekommen ist, wie man die Autoren ihrerseits in Verlegenheit bringen kann. Die Antwort ist entsprechend routiniert: es wird auf indirekte Wirkung verwiesen.

Der Anspruch auf Wirkung, einst nicht nur von der Kunst, sondern auch von der Theorie und der Wissenschaft gestellt und herausfordernd formuliert in der leichtsinnigen Parole von der Macht des Geistes, wurde als geistige Gefahr, aber auch als Keim realer Gegenmacht gefürchtet. Deshalb räumte der Faschismus derart rabiat damit auf.

Die ihn beerbende Gesellschaft griff dieses Vermächtnis gierig auf. Diejenigen, die sich nun wieder dem Geist verpflichtet fühlen wollten, waren umfassender beschäftigt, als nur dagegen zu protestieren, daß die Ohnmacht des Geistes, für ein faschistisches Intermezzo gehalten, zum Dauerzustand zu werden drohte. Sie mußten sich auch fragen, wie es mit dem Geist bestellt war, der dem Ungeist hatte weichen müssen; ob der eine nicht schon unter der Decke des anderen gesteckt hatte.

Was für den Geist galt, traf auch auf die Literatur zu. Selbst den spontanen Wunsch, es dem Faschismus heimzuzahlen, sich zu rächen für die ihr zugefügten Schandtaten, konnte sie sich nur verschämt erfüllen. Die Gesellschaft hatte sich nicht aus eigenem vom Faschismus befreit, wie hätte sie für spontanen Antifaschismus empfänglich sein können. Zudem gaben die neuen Machthaber zu verstehen, daß sie nicht vorhatten, auf die alte Wohltat einer niedergemachten Literatur vollends zu verzichten.

So fiel man der Literatur schon beim ersten Schlag, zu dem sie ausholte, in den Arm. Sie sah sich zwischen zwei Fronten: dem Faschismus hinter ihr, deren wieselflinken Erben vor ihr. Und somit zwischen zwei Fragen: Sollte sie sich mit Vergangenem beschäftigen oder, dringlicher, mit einer Gegenwart, welche Grundmuster des Vergangenen restaurierte?

Das Bittere an diesen Fragen: sie ließen sich nicht getrennt beantworten, theoretisch nicht, literarisch nicht. Die Herrschenden hingegen setzten zu ihrem Selbstschutz das Dogma durch, Fragen nach der Vergangenheit seien legitim, Fragen nach der Gegenwart ebenso, doch zu behaupten, sie hingen zusammen, sei Demagogie.

Die Literatur befand sich in einer trostlosen Lage. Sie sah sich einer gewaltigen Aufgabe verpflichtet, einer Aufgabe, über die freilich der Boykott verhängt war. Kam zum Pflichtthema also noch ein Kampfthema. Um mit all dem fertig zu werden, hätte es eines langen Atems bedurft. Doch der hat seine Bedingungen; Lebensbedingungen. Ehe noch jemandem geistig der Atem ausgeht, kann er ihm physisch ausgehen; und ökonomisch.

Hier setzten die neuen Machthaber an. Sie hungerten die neue Literatur aus. Sie sollte, dem Anspruch nach, nie wieder zu dem werden, was sie vor dem Faschismus war. Das Benehmen gegenüber emigrierten Autoren zeigte das unmißverständlich. Literatur sollte nicht mehr gesellschaftsfähig werden.

Es war also die Bourgeoisie selbst, die das Ende der bürgerlichen Literatur nachdrücklich einläutete.

Das darf man sich nicht als ideologisches Gebimmel vorstellen, es war ein handfester Vorgang. Die Zahl der Schriftsteller verringerte sich beträchtlich; damals vor allem noch Leute aus dem Bürgertum. Es sollten nicht weiterhin Verräter aus den eigenen Reihen hervorwachsen. Das alte Spiel vom Klassenverrat des bürgerlichen Schriftstellers war ausgespielt. Für eine Neuinszenierung wurde das Geld gestrichen.

Im Österreich der Zwischenkriegszeit konnte ein Autor vom Honorar für den Abdruck einer kurzen Erzählung in einer Tageszeitung einen Monat leben. Heute könnte er, falls er eine Zeitung findet, die so etwas druckt, mit dem Honorar nicht einmal die Stromrechnung begleichen. Die Verdienst- und Arbeitsmöglichkeiten für Autoren wurden systematisch verschlechtert.

Wohin aber mit jenem musischen Teil des Bürgertums, der für Wirtschaft und Wissenschaft nicht taugte? Das Problem löste sich mit dem Wiederaufleben der Wirtschaft. Machtvoll angekurbelt, hatte sie Schwung genug, um die Kultur mitzuindustrialisieren.

Eine Unzahl neuer Posten wurde in Kulturindustrie und Kulturverwaltung geschaffen. jeder, der mit den Leuten dort einmal zu tun hatte, weiß, daß jeder zweite behauptet, einmal Schriftsteller gewesen zu sein oder sich auf dem Weg dorthin befunden zu haben. Gut bezahlt, müssen sie dafür sorgen, daß die Künstler kurz gehalten werden. Das versöhnt sie mit ihrem Schicksal.

Die musischen Sprößlinge saßen nun an verantwortungsvoller Stelle, hier kamen sie weder auf dumme Gedanken noch zu literarischer Tätigkeit. Wer aber schrieb an ihrer Stelle? Ein Vakuum zeichnete sich ab. Eine Kulturnation ohne Literatur, das wollte man auch nicht. Wenn es der bürgerliche Nachwuchs nicht mehr tat, mußte eben jemand anders schreiben.

Die Stunde für den Kunstproleten war gekommen. Für einen neuen Typus des Schriftstellers. Für eine Literatur, die unter neuen Bedingungen zu entstehen hatte. Für einen Schriftsteller, der nur noch in Ausnahmefällen aus dem Bürgertum kam. Die Proletarisierung hatte endgültig und endlich auch die Literatur erfaßt.

Niemals freilich hat die bürgerliche Gesellschaft einen Prozeß der Proletarisierung absichtsvoll eingeleitet. Proletarisierung scheint wie selbstverständlich vor sich zu gehen: technisch in Gang gesetzt durch die Industrie, sozial geprägt von üblicher Ausbeutung. Das erwünschte Ergebnis: mehr Profit, das unerwünschte: mehr proletarisierte Menschen, somit mehr potentielle Feinde.

Die Bourgeoisie hatte nie Freude daran, daß ihr System Proletarier hervorbringt. Sie hat diese auch nie so genannt; vor allem aber sorgte sie sich, daß die Proletarier sich selbst als etwas anderes sehen: als Kleinausgaben des Bürgers, aus denen mit der Zeit schon noch ansehnlichere Exemplare werden könnten.

Und schon gar will sie den Proletarisierungsprozeß der Kunst und der Künstler vertuschen. Selbst die Kritische Theorie, der bemerkenswerte Thesen zur Kulturindustrie zu danken sind, scheute den Blick auf eine Kunst, die in die Mühlen der Industrie geriet. Sie wollte die Autonomie der Kunst zumindest teilweise retten, obwohl sie aus anderen Bereichen wußte, daß der fortschreitenden Vergesellschaftung nichts und niemand mehr zu entreißen ist.

So ist die Diskussion bis heute von der Schizophrenie geprägt, einerseits nur auf literarische Texte zu starren, als wären sie vom Himmel gefallen, andererseits nur den Literaturbetrieb oder die soziale Lage der Autoren ins Auge zu fassen. Beides ist so bequem wie lächerlich. Was ein Text nämlich zu allererst an Gesellschaftlichem enthält - wenn auch nicht immer unmittelbar ablesbar -, sind die Bedingungen, unter denen er entsteht.

Literatur gehört zu den wenigen Produkten, welche die Kulturindustrie noch nicht in den eigenen Betrieben herstellt. Sie wird von außen zugeliefert. Diese sporadischen Zulieferungen sind ein viel zu unzuverlässiger Faktor für einen Industrieprozeß, der permanent in Gang ist. Nicht die Literatur ist die Basis für die Kulturindustrie, sondern umgekehrt. Ein nicht zu unterschätzender Grund, warum sie gesellschaftlich an Bedeutung verliert: weil sie wirtschaftlich nur noch ein Anhängsel ist. Nichts anderes sind die Autoren.

Das Bewußtsein, Anhängsel zu sein, ist mit bürgerlichem Selbstbewußtsein nicht zu vereinbaren. Deshalb sterben bürgerliche Autoren aus. Wir, die an ihre Stelle treten, empfinden die Anhängselexistenz insofern nicht als tragisch, weil es für uns schon einen sozialen Aufstieg bedeutet, Schriftsteller zu sein. Wir sind von vornherein brauchbar für die Kulturindustrie und zugleich deren Produkt. Rettungslos abhängig und dennoch dankbar, ständig mäkelnd über unsere Arbeitsbedingungen und dennoch angewiesen, bedingungslos jede Arbeitsmöglichkeit zu ergreifen.

Die Bourgeoisie lebt in dem Dilemma, die bürgerliche Literatur zwar umgebracht zu haben, eine andere aber nicht zulassen zu dürfen. Sie, die Mörderin, liebt die tote, fürchtet die lebendige Kunst. Deshalb erwartet sie vom Kunstproleten nicht Kunst, sondern Totentänze. Sie beschäftigt Kritiker, damit sie die Regeln aufstellen, nach denen getanzt werden soll.

Wie variabel die auch sein mögen, streng sind sie immer. Grundsätzlich wird der Kunstprolet zu der akrobatischen Übung angehalten, sich von der Wirklichkeit abzunabeln. Er soll die Wirklichkeit als das sehen, was er selbst ist, als Anhängsel; soll als kleines Rad der Kulturindustrie sich auf ebenso kleine Wirklichkeitsausschnitte konzentrieren. Die Wirklichkeit dahinter sei ohnedies ein unbegreifliches Mysterium.

Die nicht mehr darstellbare, weil schrecklich komplizierte, weil entsetzlich anonyme Wirklichkeit: das ist seit Jahrzehnten die Hauptlosung der Literaturideologien, die, auf den Wachtürmen der Kulturindustrie dahindösend, die immer gleichen Waffen nach unten richten. Um zu verhindern, daß sich die Autoren die Theorie, die sie für ihre Arbeit brauchen, wie früher selbst schaffen.

Widerstand dagegen käme einem Sklavenaufstand gleich. Dazu bedürfte es vorerst eines Selbstbewußtseins der Sklaven. Das ist leicht gesagt. Denn zur Infamie heutiger Herrschaft gehört, Zustände, Weltzustände zu schaffen, die nur den Wunsch nahelegt, daß man überlebt. Wie, sollte belanglos sein. Der alte Herrschaftstraum: die Menschen mögen froh sein, daß sie leben, scheint Wirklichkeit zu werden.

Der übliche Trick: aus einem Problem zwei zu machen und so zu tun, als hätten die beiden nichts miteinander zu tun. Doch Leben und Überleben: das ist nicht zu trennen. Wer sich reduzieren läßt auf die Hoffnung zu überleben, dem hat die Stunde schon geschlagen. Denn nur der Wunsch nach einem Leben, in dem man nicht ums Überleben betteln Muß , in dem erpresserische Gewalt keine Rolle mehr spielt, wird zum Überleben führen.

Auch das ist leicht gesagt. Wünschen kann man sich viel, man kann auch alles tun, um das Erwünschte zu erreichen. Das ändert nichts an der ungeheuren Macht weniger, mit der alle andern in Schach gehalten werden. Man darf sich das aber nicht als simple Konfrontation vorstellen: hier die Macht, dort die Ohnmacht. Konfrontation tritt erst ein beim offenen Kampf zwischen beiden. In kampflosen Zeiten leben beide sozusagen friedlich nebeneinander, stecken einander an. Denn Herrschaftsverhältnisse wirken wie eine Seuche.

Heute ist die Wirklichkeit längst organisiert als demokratischer Schuldzusammenhang für alle. Jeder darf Anteil haben. Wer blind teilnimmt, so das Versprechen, wird mit dem Überleben belohnt. Das Entlarven des Skandalösen der Wirklichkeit kommt grundsätzlich zu spät und wirkt merkwürdig veraltet. Entlarvt wird das einzelne Faktum, nicht der gesamte Prozeß, auf dem es beruht. Insofern arbeitet notwendige Aufklärung gegen ihren Willen der Überlebensdoktrin in die Hände.

Dem Schriftsteller bliebe, die Trennung von Leben und Überleben zu boykottieren. Ein teuflisch schweres Unterfangen. Es verwehrt ihm den raschen Zugriff auf »besondere Ereignisse« und verweist ihn auf einen Gesamtzusammenhang, der empirisch nicht darzustellen ist. Nichtsdestoweniger muß der Autor sich auf dessen Erforschung einlassen.

Dazu ist der proletarisierte Schriftsteller schlechter ausgerüstet als irgendeiner vor ihm. Hermann L. Gremlizas Bemerkung (LITERATUR KONKRET 1982) über Schriftsteller: Davon, daß sie nichts verstehen, verstehen sie was, wenngleich nur bissig anmutend, beißt tief ins Fleisch. Der proletarisierte Schriftsteller ist nicht gebildet. Falls er die Möglichkeit, sich zu bilden, überhaupt hat, so hat er nicht die Zeit. In der Regel macht er möglichst jung den riskanten Versuch, als Autor Fuß zu fassen. Gelingt das nicht, macht er was anderes. Gelingt es, muß er um sein Leben schreiben, sonst ist er bald kein Autor mehr.

Zum Unterschied vom bürgerlichen Autor besitzt er nichts als seine Arbeitskraft. Deshalb vermißt er nicht, was ihm fehlt. Er vermißt nicht die Bibliothek, da er ohne Bibliothek aufwuchs. Er vermißt nicht das Arbeitszimmer, schließlich machte er

schon die Schulaufgaben in der Küche. Er ächzt nicht unter der Abhängigkeit, denn andere als abhängige Verhältnisse hat er um sich herum nicht gesehen.

Von Muse und Muße weiß er nur, daß sie nicht gleich geschrieben werden. Denn er muß auf dem laufenden sein. Er liest vornehmlich, was gelesen werden muß. Er rennt von Lesung zu Lesung, weil er Geld braucht. So dumm kann eine Anthologie gar nicht sein, daß er nicht seinen Beitrag liefert. Denn jede Publikation, jedes Honorar entscheidet darüber, ob es zu einer nächsten Arbeit kommt. Oder ob er um Subvention, um Förderung anzusuchen und sich von der öffentlichen Hand zum Dauerbettler degradieren lassen muß.

Er ist, mit einem Wort, das ideale Medium der Medienindustrie. Andrerseits derjenige, der ihr schärfster Gegner werden kann. Er ist ihr Produkt und hat gelernt, unter ihren Bedingungen zu existieren. Er hat im Existenzkampf gelernt, sich nicht umbringen zu lassen. Er hat sogar gelernt, sich zu organisieren.

Was ihm am schwersten fällt und ihm am schwersten gemacht wird: ein Selbstbewußt sein seiner proletarischen Existenz zu finden. Weil er noch zu wenig durchschaut, daß dasselbe Bürgertum, das die bürgerliche Literatur mitsamt deren Tradition ausrottet, an ihn, den Proletarisierten, bürgerliche Literaturansprüche stellt.

Einigemale schon wurde in kurzen Aufständen versucht, diese falschen Ansprüche abzuschütteln. Und jedesmal haben brutale Kampagnen die Autoren zur Pflichterfüllung zurückgepfiffen, sogar Rädelsführer des Aufstands haben sich literarisch und schließlich menschlich zum Hanswurst machen lassen.

Die proletarisierte Literatur muß ihre eigenen Ansprüche entwickeln. Sie werden in manchem niederer, in manchem höher sein müssen als die der bürgerlichen Literatur. Von dieser wird man noch lange zu lernen haben, sich an ihr zu messen, ist aber schon lange ein Unding. Die proletarisierte Literatur verfügt über andere, neue Mittel. Sie mögen reduziert erscheinen, als bescheidene Mittel gleichsam. Bescheidene Texte kommen damit aber nur zustande in Verbindung mit einem falschen, nämlich bürgerlichhohen Anspruch. Wenn man sich davon löst, steht einem neuen, hohen Anspruch nichts im Weg.

Ein Beispiel für die Dialektik von Bescheidenem und Unbescheidenem, von reduzierten Mitteln und hohem Anspruch ist Christa Wolfs Erzählung »Kassandra«. Beim ersten Blick auf die ersten Seiten ein neomythologischer Quatsch, wie man ihn aus der bürgerlichen Literatur zur Genüge kennt, Mythologie aus heutiger Sicht sozusagen. Doch bald wird klar: Christa Wolf geht es nicht um irgendeine heutige Sicht, sondern um den heutigen Weltzustand. Kein kleiner Anspruch.

Solchen Anspruch muß man stellen, er stellt sich nicht von selbst ein, wie das eine vertrottelte Ästhetik den Autoren immerfort einhämmert: Konzentrier dich brav aufs Kleinste, die ganze Welt wird dann draus hervorspringen. Wolf konzentriert sich aufs Große, jede Exaktheit im Kleinen hat dadurch ein Ziel. Das scheint das Geheimnis ihrer Modernität ihrer unprätentiösen Meisterschaft zu sein. Das Große wird nicht vage, das Kleine nicht mickrig.

Der Weltzustand, empirisch nachvollzogen, verlöre sich ins mythologische Räsonnement. Vorhandene Mythologie als Wirklichkeitsmodell genommen, kann ein Modell heutiger Welt werden. Es geht)a niemals nur um Realität. In der einfachsten Beschreibung schlägt schon durch, wie einer die Realität gern hatte. Sie kennen und auf Grund dessen Ansprüche an sie stellen, das ist von literarischem Anspruch nicht wegzudenken.

Die proletarisierte Literatur verhält sich noch vorwiegend sklavisch. Wenn die Macht droht, mit der Welt Schluß zu machen, falls nicht alles nach ihrer Pfeife tanzt, macht die Literatur folgsam ebenfalls mit der Welt Schluß. Und die Kritik lobt sie als zeitgemäß und, selbstverständlich, als authentisch. Zu Recht. So daß man überlegt: Gibt es Verkommeneres als zeitgemäße und authentische Literatur?

Eine schlechte Überlegung. Sie könnte dazu verführen, die Alternative im Gegenteil zu suchen. So aber ist aus dem Bann herrschender Ideologie nicht herauszukommen. Denn das Gegenteil ist längst im Katalog des Erlaubten notiert: das Unzeitgemäße, Nichtauthentische. Der erhebende Kitsch statt des desolaten. Auf die militärisch aufgerüstete Gesellschaft wartet bekanntlich die moralische Aufrüstung. Der Literatur stehen neue Anweisungen ins Haus. Also die Kritik bekämpfen, die sich zu solchen Anweisungen hergeben wird?

Eine schlechte Überlegung. Der Kritiker, zumeist Angestellter der Kulturindustrie, privilegiert, muß schreiben, was opportun ist, sonst fliegt er. Das wäre das Ende seiner Kritikerexistenz, denn außerhalb der Industrie, als Anhängsel wie der Autor, kann er auf Dauer nicht leben. Er ist kein Maßstab, der Autor muß auf ihn verzichten. Er kann aber nicht auf Kritik verzichten. Da er sie nicht vorfindet, muß er sie suchen.

Die proletarisierte Literatur kann auf keinem Gebiet mehr davon ausgehen, daß sie etwas vorfindet, das sie nicht in die Irre führt. Die Begriffe, die Kriterien, mit der man sie umstellt, sind herrschaftsverseucht, dienen der weiteren Versklavung.

Auch der Begriff des Widerstands. Was wurde der Literatur nicht schon an Widerstand angedichtet. Ob der Autor nun an Einsamkeit leidet oder an Zweisamkeit, immer drückt sich dabei sein Widerstand gegen *eine* Gesellschaft aus. Gegen eine der Gesellschaften. Denn es gibt viele, die Massen-, die Konsum-, die Wohlstands-, die Freizeit-, die Atom-, die Industriegesellschaft. Für den Mutigen noch die bürgerliche. Und nur für den unverbesserlichen, unbelehrbaren Schmutzfink die kapitalistische.

Die proletarisierte Literatur, auf dem Weg zum Selbstbewußtsein, ist ordinär wie der Schmutzfink. Wörter erfinden, weiß sie, ist längst Sache der Propaganda; sie greift zu Wörtern, die treffen. Sie schämt sich auch nicht ihres gegenwärtigen Zustands, sie kennt die Bedingungen, unter denen sie entsteht; ohne sie zu akzeptieren. Sie plant aber nicht den Aufstand als literarische Mode. Sie gibt sich weder heroisch noch empfindlich. Sondern ist mißtrauisch, listig, spöttisch. Auch sich selbst gegenüber. Wenn sie sich schwer macht, dann nicht, um in die Tiefe zu sinken, wie man es von ihr erwartet, sondern um auf dem Boden zu bleiben, von dem man sie vertreiben will.

Literatur-Konkret 1983, S. 35

Gabriel García Márquez

Der Barbier des Präsidenten

In einer Regierungszeitung erschien vor einigen Tagen das Porträt Sr. Exzellenz des Herrn Präsidenten der Republik, Mariano Ospina Pérez, bei der Einweihung der direkten Telefonverbindung zwischen Bogotá und Medellin. Ernst und sorgenvoll, ist der Regierungschef auf dem Bild umgeben von zehn bis fünfzehn Telefonapparaten, die der Grund für jene konzentrierte und aufmerksame Miene des Präsidenten zu sein scheinen.

Ich glaube, daß kein Gegenstand einen klareren Eindruck von einem beschäftigten Mann, von einem ganz und gar der Lösung verschiedenster schwieriger Probleme hingegebenen Beamten vermittelt als diese Herde von Telefonen (und ich bitte in Klammern um einen Applaus für die surrealistisch kitschige Metapher), die das Präsidentenbild ziert. Nach dem Aussehen desjenigen, der von ihnen Gebrauch macht, scheint es, daß jeder Telefonhörer mit jeweils einem der vielfältigen Probleme des Staates verbindet und daß der Herr Präsident sich genötigt sieht, zwölf Stunden am Tage zu versuchen, sie von seinem abgelegenen präsidialen Amtszimmer aus durch Ferngespräch zu lösen.

jedoch trotz dieses Eindrucks von einem unermeßlich beschäftigten Manne bleibt Herr Ospina Pérez selbst auf dieser Fotografie ein korrekt gekleideter Mann, mit sorgfältig gekämmten Fäden seiner beschneiten Gipfel, mit sanftem und glattrasiertem Kinn, gleichsam ein Zeugnis für die Häufigkeit, mit der der Herr Präsident sich der intimen und wirksamen Beihilfe des Barbiers bedient. Und in der Tat ist dies die Frage, die ich mir bei der Betrachtung der letzten Fotografie des bestrasierten Staatsoberhauptes von Amerika gestellt habe: Wer ist der Palastbarbier?

Herr Ospina ist ein bedächtiger, schlauer, vorsichtiger Mann, der das Wesen derjenigen, die ihm dienen, gründlich zu kennen scheint. Seine Minister sind Männer seines vollen Vertrauens, bei denen man sich keine Versündigungen gegen die Freundschaft des Präsidenten, weder in Worten noch in Gedanken, vorstellen kann. Der Palastkoch, falls der Palast einen Koch hat, muß ein Funktionär von unwiderruflicher ideologischer Überzeugung sein, der mit erlesener Sorgfalt die Speisen zubereitet, die wenige Stunden später als höchst nahrhaftes Mittel für die erste Verdauung der Republik dienen werden, die eine gute und sorglose Verdauung zu sein hat. Und gesetzt den Fall, daß die böswilligen Verleumdungen der Opposition heimlich in die Küche gelangen, wird es nicht an einem anständigen Vorschmecker am Präsidententische fehlen.

Wenn das alles bei den Ministern, beim Koch, beim Fahrstuhlführer so ist, wie mag es dann beim Barbier sein, dem einzigen sterblichen Wähler, der sich die demokratische Freiheit herausnehmen kann, das Kinn des Präsidenten mit dem geschärften Stahl eines Rasiermessers zu streicheln? Übrigens, wer mag jener einflußreiche Herr sein, dem Herr Ospina jeden Morgen seine Sorgen vom Vorabend mitteilt, dem er mit peinlicher Genauigkeit den Hergang seiner Alpträume erzählt, und der schließlich und endlich ein wirksamer Ratgeber ist, wie es jeder würdige Barbier sein muß?

Häufig hängt das Schicksal einer Republik mehr von einem einzigen Barbier ab als von allen seinen Oberhäuptern, so wie in den meisten Fällen - sagt der Dichter - das der Genies vom Geburtshelfer. Herr Ospina weiß es, und vielleicht gab das Staatsoberhaupt sich deshalb, bevor es zur Einweihung der direkten Telefonverbindung zwischen Bogotá und Medellin schritt, mit geschlossenen Augen und ausgestreckten Beinen dem Vergnügen hin, ganz nahe an seiner Drosselader den kalten und ironischen Kontakt des Messers zu spüren, während in dichtgedrängtem Vorbeimarsch alle komplizierten Probleme durch seinen Kopf zogen, die er am Tage zu lösen haben würde.

Es ist möglich, daß der Präsident seinem Barbier mitteilte, er werde an diesem Morgen eine tadellose Telefonverbindung einweihen, die seiner Regierung zur Ehre gereiche. »Wen rufe ich an in Medellin?« fragte er vielleicht, während er die geschliffene Kante an seiner Kehle emporgleiten fühlte. Und der Barbier, der ein kluger Mann ist, Familienvater, in seiner Freizeit Fußgänger, bewahrte gewiß ein vorsichtiges, aber bedeutsames Schweigen.

Denn im Grunde - dachte womöglich der Barbier -, wenn er selber, anstatt das zu sein, was er ist, Präsident wäre, hätte er an der Einweihung der Telefonverbindung teilgenommen, hätte den Hörer abgehoben und sichtlich besorgt mit der Stimme eines tüchtigen Beamten gesagt: »Fräulein, verbinden Sie mich mit der öffentlichen Meinung.«

Aus: »Die Giraffe aus Barranquilla«, journalistische Arbeiten von 1948-52, Deutsch: Hilde Moral (Originaltitel: »Textos costenos«), erscheint im Frühjahr 1984 bei Kiepenheuer & Witsch

Literatur-Konkret 1983, S. 37

Christoph Hein

Massa Sloterdijk und der linke Kolonialismus

Zur Wiedergeburt des Feuilleton-Schutt als Philosophie schrieb Christoph Hein aus der DDR einen Brief

Ich habe den Sloterdijk mit grimmigem Interesse gelesen, unwillig und verblüfft, erstaunt und gelangweilt. Der Autor versammelt in seiner Arbeit einiges von dem, was für mich die BRD ausmacht. Er fixiert ein Lebensgefühl, das seine westdeutschen Leser gewiß nirgends überrascht, eher bestätigt. Sloterdijk bietet eine Summe modischer Trends und Kults, versehen mit dem Glamour des Feuilletons. Er ist weniger originell als vielmehr Sammelbecken seiner Zeit und Gesellschaft. Das Anrührendste ist die Hilflosigkeit der Schrift, das Dümmste ihre Arroganz, das Verständlichste ihre Beschränkung, penetrant ihre dümmliche Selbstgefälligkeit.

Er gibt vor, den Zynismus erfassen zu wollen, spielt mit einem Bezug auf Kant und Heine und vergißt dabei ganz, daß man seine Positionslichter festmachen muß, wie eben der Königsberger Kant und der unfreiwillige Franzose Heine. Haltung zeigen, auch da, wo es nicht mehr modisch ist und sich die halbe Gesellschaft darüber amüsieren will. Stattdessen läßt man leuchten, ohne sich festzulegen, irrlichtert überall ein wenig, und wo es gilt, den schnöden, weil zu moralischen Anker zu werfen und die Flagge zu zeigen, setzt man auf die tänzelnde Analyse des Zynismus selbst einen Zynismus, um nur für nichts einzustehen.

Die Werte sind verramscht worden, also ist alles wertlos. Da spielt man mit Nietzsche, hat aber nicht seine Kraft und Konsequenz, das erkannte Paradox der Existenz auszuhalten, im Paradox den Grund zur Existenz zu suchen. Mephistopheles sein wollen, ohne zu begreifen, daß man dann verurteilt ist, der Menschheit einen Moralisten - einen teuflischen, gewiß, zu spielen, macht nur Dünnbier. Man merkts und setzt halt einen Zynismus drauf, um die Nase vorn zu haben.

Da wird Frechheit zur höchsten Tugend, und Sloterdijk eröffnet - in bekannter modischer Wendung gegen Schulphilosophie und Wissenssysteme - ein groteskes Wachsfigurenkabinett, das für eine über zweitausendjährige Geistes- und Kulturgeschichte stehen soll. Die geistigen Hebammen dieser Zangengeburt waren nicht, wie Sloterdijk behauptet, die Philosophen Kant und Heine, Geburtshelfer war allein Prokrustes.

Zynisch und kynisch lauten die neuen Wundervokabeln, die nun die Welt so übersichtlich ordnen. Zynismus ist nach Sloterdijk »aufgeklärt falsches Bewußtsein«, eine morallose Herrenhaltung der Ideologie und Maskerade. Dagegen steht als plebejische Attitüde das Allerheilmittel Kynismus, der sich, frech und lebendig, subversiv und erheiternd, der westdeutschen Linken nach vielen Enttäuschungen und verlorenen Hoffnungen als neues Traumboot anbietet. Als Stammvater benennt er Diogenes von Sinope und beweist damit eine glückliche Hand: Mit einem Philosophen, von dem nur eindeutig unechte Briefe überliefert sind sowie ein paar Anekdoten, läßt sichs feuilletonistisch glänzend spielen.

Und beliebig bleibts. Wie Sloterdijk mit Philosophen und Texten umgeht, von Sokrates bis in die jüngste Zeit, ist geprägt von dem unbekümmert fröhlichen Atem des Feuilletons, des Unterm-Strich. Fälschungen und Verdrehungen jedoch ein Schelm, wer Arges dabei denkt. Denn Sloterdijk verkündet: »Ich behandle Diogenes, wie die übrigen kynischen und zynischen Figuren, aktualistisch, n icht historisch-kritisch.« Und: » ... doch der Weisheit letzter Schluß ist oft der, daß man es mit dem Überlieferten nicht so genau nehmen darf. Darin liegt natürlich auch eine große hermeneutische Chance, und von der machen wir hier hemmungslos Gebrauch.«

Mit diesem selbstausgestellten Freibrief wird ihm nun in der Tat alles möglich, und *hemmungslos* verteilt er in der Weltgeschichte seine Aufkleber Zynismus und Kynismus. Und wo sich Geschichte und geschichtliche Personen diesem einfältigen Etikettenschwindel allzu deutlich entziehen, werden sie *aktualistisch behandelt,* eine Methode, die an die Tortur erinnert, an den Spanischen Stiefel.

Sokrates und Plato erscheinen bei Sloterdijk als zwei dümmliche Tröpfe und Polizeiagenten aus Neigung, Descartes wird von ihm als ein Popanz des Zynismus dargestellt, was er zu Carnap, zu Wittgenstein und anderen zu sagen hat, ist Halbwissen, sind Vorurteile, geboren aus dem Entschluß zur Verurteilung. Kynismus als Leichenfleddereil Sloterdijk nennts *Erheiterungsarbeit.*

Aber wer vorsätzlich das Überlieferte nicht genau nehmen will, ist natürlich auch nicht mehr kritisierbar. Das ganze Unternehmen will wohl nicht mehr sein als ein neues Produkt Eurer Unterhaltungsindustrie, ein Verwirrspiel für Studentencafes.

Bemerkenswert ist die Tendenz dieser Neuen Linken: Konservatismus ist angesagt und Antikommunismus. Bei Sloterdijk beginnt es als Marxkritik. Marx wird selbstverständlich *aktualistisch* kritisiert und *hemmungslos ungenau* dargestellt. Da wird, wenn einmal ausnahmsweise zitiert wird, der Text aus seinem Zusammenhang gerissen und verkürzt, bis der Sinn seinen Geist aufgegeben hat und die auf diesem Prokrustesbett erhaltene Fälschung den Zynismus von Marx belegen kann; da werden Marx Ansichten unterstellt, die er selbst kritisierte. Von überwältigender Komik sind Sloterdijks Ausführungen,

wenn er in Kleinbürgermanier den ewig-unpolitischen Menschen wieder mal inthronisiert, für den Marxismus nichts weiter ist als ein Schreckgespenst mit dem »Willen zur Macht«.

Mit unnachahmlich bescheidener Geste bietet Sloterdijk schließlich die Sprache seiner ~>Kritik der zynischen Vernunft« an, um die »Geschichte der Unterdrückung im Namen der marxistischen Ideologie« zu erzählen. Die Beispiele seiner Sprache, die er uns liefert, sind atemberaubend: Da wird Marx mit Stalin widerlegt, da wird aus Lenin ein Terrorist, Stalin und Hitler werden identisch und Lunatscharski und Goebbels, da erweist sich der Kommunismus als Faschismus. Tatsächlich hemmungslos.

Oder wie Sloterdijk den Fall Althusser darstellt: Wer allzuviel Marx liest, bringt zwangsläufig seine Frau um. Sloterdijk nennt sein Verfahren Psychopathologie des Marxismus. Seine Sprache der »Kritik der zynischen Vernunft« erweist sich hier als die zynische Sprache von »Bild«. Oder um mit Heine zu sprechen: »Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegte, bellt mit dem Hintern. - Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks -.«

Da ist Sloterdijk kein Einzelfall, er bezeichnet für mich eine bei Euch verbreitete Haltung. Eben las ich bei einem westdeutschen Wissenschaftler, die Widerstandskämpfer gegen die Nazidiktatur seien Opfer ihres ununterdrückbaren Aufbegehrens gegen jedwede Autorität geworden. Sie seien - wie gewalttätige Demonstranten heute - psychologisch für eine Kollision mit der staatlichen Ordnungsmacht prädestiniert gewesen. Hier habt Ihr Sloterdijks Geist: eine Psychopathologie des antifaschistischen Widerstands.

Oder das Geschrei um die Hitlertagebücher: War es denn nie völlig gleichgültig, ob diese Tagebücher echt oder gefälscht sind? Wieso war die Fälschung ein Skandal, nicht aber das ungeheuerliche Ansinnen, die Hitlertagebücher würden unser Faschismusbild korrigieren? Welchen Wert hätten denn echte Tagebücher? Ist auch nur ein Satz von Hitler denkbar, der die geringste Korrektur der Historie erforderlich machen könnte? Er war doch kein Mörder und auch kein Massenmörder, dessen Psyche von Relevanz wäre. Das war doch - oder ist man auch da schon viel weiter bei Euch - Völkermord.

Es ist völlig unerheblich, wie's in der Seele eines Faschisten aussieht, wenn Millionen Ermordete auf Deutschlands Erde liegen, noch lange nicht unter ihr. Der Faschismus war doch nicht das Werk eines Einzeltäters. Um den Faschismus und seine Ursachen aufzudecken wäre doch eine Analyse des kapitalistischen Systems viel aufschlußreicher - wie es selbst Eure CDU einst feststellte, denkt Ihr an ihr Parteiprogramm Ende der 40er Jahre, ihr Ahlener Wirtschaftsprogramm oder die Düsseldorfer Leitsätze. Ein Neudruck dieser Dokumente wäre dem »Stern« billiger gekommen und hätte mehr Aufklärung über den Faschismus gebracht als selbst echte Tagebücher von Hitler.

Aber von diesen Dokumenten hat sich wohl nicht nur Eure CDU längst verabschiedet, der Zeitgeist hat bei Euch wieder mal gründlich gewechselt. So wurde in den vergangenen Jahren aus dem faschistischen Völkermord ein viel abstrakterer Holocaust und schließlich nur noch »Holocaust«, eine amerikanische Krimi- und Familienserie. Und folgerichtig versuchen nicht nur die neofaschistischen Zeitungen, die Existenz der Gaskammern von Auschwitz zu leugnen, auch in »Le Monde« wurden Zweifel laut. Völkermord oder Holocaust, das ist kein Streit um Worte. Die Auswechslung der Begriffe verweist auf eine fatale Tendenz Eurer Gesellschaft und ihres Feuilletons.

Zu Sloterdijk zurück: Er beruft sich auf Heinrich Heine, auf dessen Witz und Frechheit, und - analog dem Kleinbürgertum der Jahrhundertwende, das sich seinen Heine ausschließlich aus dem Buch der Lieder zusammenbastelte - unterschlägt er den Moralisten Heine, den unaufhörlich Engagierten, den Mann, der nicht nur die Marketenderin küßte, sondern auch die Trommel zu schlagen wußte, weil nur beides die ganze Wissenschaft ist.

Sloterdijks Neuordnung der Weltgeister trennt die Seriösen und Zynischen von den Frechen und Kynischen. Die ersteren übernehmen »Verantwortung für das nicht Verantwortbare«, die anderen treten »verantwortungslos für das Verantwortbare« ein. Hier unterscheidet ein feiner deutscher Kopf, und der Unterschied ist der bekannte zwischen gelben und blauen Teufeln, die beides Teufel sind. Möge Gott uns und die Welt vor ihnen schützen, denn beide berufen sich darauf, irgendwo keine Verantwortung zu haben und werden so kreuzgefährlich.

Die wirklichen Väter der Sloterdijkschen Philosophie und Sprache sind nicht Heine und nicht Kant, sondern das westdeutsche Feuilleton und Erich Kästner. Kästners Gedichte entsprechen ungemein genau diesem Weltgefühl. Bei ihm wird ein Unbehagen und eine leichte Verzweiflung benannt und im hübschen Reim wieder genießbar. Der klarsichtige Benjamin merkte zu Kästner an, was zu Sloterdijk grundsätzlich zu sagen ist: »Nie hat man in einer ungemütlichen Situation sich's gemütlicher eingerichtet.«

Nein, ich kann die Ansicht, der Mann habe zumindest einen faszinierenden Stil, nicht teilen. Sloterdijk redet verquast, schwärmt, spielt selbstgefällig mit Bildern, unbesorgt um Sinn oder Unsinn. Er ist nach Manier Eures Feuilletons - eher bereit, die Weltanschauung zu wechseln als auf eine ihm gelungen wähnende Formulierung zu verzichten. Was ist das für eine Idiotie, seitenlang über Arsche zu reden mit Sätzen wie: »Der Arsch triumphiert heimlich durch das Bewußtsein, daß es ohne ihn nicht geht.« "Auf allen Klos aller Herren Länder ist er zu Hause.«!

Oder wenn er allen Ernstes rät: »Konnte es unserer Einfühlung in Politiker helfen, wenn wir bei Anhören ihrer Reden öfter daran denken, daß sie möglicherweise gerade damit beschäftigt sind, einen Furz zu bändigen, der schon eine Welle ihren Vortrag unterbrechen möchte?« Das ist das Niveau von Altherren-Abenden, das ist die Ideologie der i Feuerzangenbowle und soll nun die der Neuen Linken sein. Nach dem Gang in die Innerlichkeit liefert Sloterdijk das Werkzeug für seine »Erheiterungsarbeit«, um zu einer befreiten Innerlichkeit zu gelangen. Die ergrauten Revoluzzer üben Schmunzeln ~, als Widerstand.

Nein, das ist kein Stil, das ist Sprachmus. Es beschert uns Sätze wie: »Alle Kriege sind von der Wurzel her verstanden, Konsequenzen des Selbsterhaltungsprinzips. In der Konkurrenz der politischen Gruppen hat der Krieg seit jeher als ein Mittel gegolten, Bestand, Identität und Lebensform einer gegebenen Gesellschaft gegen den Druck des Rivalen durchzusetzen und zu verteidigen.« Das ist immer noch Sloterdijk, nicht, wie man vermuten könnte, »Mein Kampf«. Der Vorwurf, Sloterdijk vertrete eine faschistoide Kriegsphilosophie, wäre jedoch nicht gerecht, denn die dem Zitat folgenden Seiten erhellen uns ein wenig: Der Mann ist gar nicht der Ansicht, er meint nicht, was er sagt, er schwärmte nur mal wieder.

Gelegentlich geraten Sloterdijk die eigenen Begriffe durcheinander, aber möglicherweise gilt ihm dies als »Erheiterungsarbeit, bei welcher von Anfang an feststeht, daß sie nicht so sehr Arbeit ist als Entspannung von ihr«. Urlaub von der Vernunft.

Den sich selbst präsentierenden Zusammenhang von Kynismus und Zynismus übersieht Sloterdijk hartnäckig - trotz der Verwechslungen, die ihm unterlaufen.

Ich will nur ein Beispiel nennen: im Vorwort beschreibt Sloterdijk eine Szene in einem Hörsaal der Frankfurter Universität, wo 1969 demonstrierende Studentinnen vor dem alten Adorno als Zeichen des Protestes ihre Brüste entblößten. Sloterdijk nennt es »Zynismus schlechthin« und »Zynismus in Aktion«. Zweihundert Seiten später bekommen die gleichen Frankfurter Brüste eine »antitheoretische Stoßrichtung«, sind nun »kynisch entblößt«: Wir dürfen uns seiner Fröhlichen Wissenschaft bedienen ad libitum.

Es ist dürftig, was diese neue Zynismus-Kynismus-Masche zu liefern vermag. Als Ersatz von Philosophie spielt man mit der eigenen Belanglosigkeit. Ein starr gesetzter Kynismus, der die Frechheit als Gipfel einer neuen Tugendlehre präsentiert, ist trotz der vielen Seiten nicht im Ansatz durchdacht. Frechheit hat ihren Wert, zumal im puritanischen Deutschland. Doch wenn sie nichts bemerken will, wenn sie sich darin gefällt und erschöpft, vorlaut zu sein und provokant, dann wird Frechheit zum banalen Schülerwitz, zum selbstgefälligen Bürgerschreck. An dieser Stelle schlägt Kynismus direkt um in Zynismus, und Sloterdijk dokumentiert eben diesen Übergang. Das zeigen seine journalistischen Beliebigkeiten und sein gefälliger Chic, die ihn Eurer Presse so leuchtend und einleuchtend machten. Sie fand ihren Feuilleton-Schutt als Philosophie wiedergeboren.

Was dieses Buch - trotz der Süffisanz und des gespreizten Halbwissens - als Dokument der Zeit wichtig macht, ist wohl das hier versammelte neue Gefühl der westdeutschen Linken, eines Teils von ihr. Die heftigen Enttäuschungen über '68 und die eigene Arbeiterklasse, über China, Cuba, Vietnam etc., über das eigene verschlissene »Hochgefühl«, wie Sloterdijk sagt, brachten ihnen nun nach Jahren der Irritation und verzweifelten Suche nach Ersatz für die bald aufgegebenen Werte statt einer Haltung ein neues Flair.

Sloterdijk bündelte die Surrogate von Leben und Zynismen der Hilflosigkeit, um sie als Monument einer neuen Ethik erscheinen zu lassen, postmodern, jenseits von »Hochgefühl" und Enttäuschung, bar aller Illusionen und jeden Werts. »Die Verwandlung des politischen Kampfes aus einem Zwang zur Entscheidung in einen Gegenstand des Vergnügens, aus einem Produktionsmittel in einen Konsumartikel - das ist der letzte Schlager dieser Literatur.« (W. Benjamin) Man entdeckte: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Und das westdeutsche Feuilleton feiert mehr noch als diese fundamentale Entdeckung die Heimkehr des verlorenen Sohns.

Noch vor wenigen Jahren wurde die Ambivalenz des eigenen Engagements von der westdeutschen Linken analytisch und selbstironisch erfaßt. Das war gewiß schmerzlich, denn es benannte ein Dilemma oder doch eine ausweglos scheinende Situation, und die daraus rührende Verzweiflung war sehr glaubwürdig. Ich erinnere an Lothar Beiers Aufsatz »Bleib im Haus und nähre dich redlich« im »FREIBEUTER« 7. Er schrieb da bissig und bitter: »Vietnam, ein unbehagliches Gelände. Den Auftrag, den wir zusammen mit den Waffenspenden erteilten, hat der Vietcong sehr eigenwillig ausgeführt, oder standen Umerziehungslager, Zwangsumsiedlung, Kopfgelder für Auswanderer auf dem Programm? Allerdings wurde der Auftrag zu dem Sieg im Volkskrieg, den wir meinten, auch nie gegengezeichnet. Wie auch immer, Schwamm über Vietnam. Forget it.«

Und mit bösem Sarkasmus fuhr er fort: »Was haben wir von 'real kämpfenden Parteien' anderes zu erwarten als 'reale Unterdrückung aufgrund der geschichtlichen Erfahrung, die wir gemacht haben?' Laßt euch ruhig massakrieren, Bauern von EI Salvador! ... Der Thermidor kommt sowieso, die Revolution könnt ihr euch sparen... So nistete sich die 'Auflösung

des Menschen' in den Köpfen ein und sorgte dafür, daß eine Warnlampe aufleuchtet, sobald jemand von menschlichem Zusammenleben, von Entfremdung, von Humanität, Solidarität, Unterdrückung oder Befreiung sprach: Vorsicht, hier spricht einer von gestern.«

Was Beier da höhnisch-gruselig entwarf, in Sloterdijk bläht es sich verantwortungslos zur neuen Haltung. Engagement ist für ihn nur noch ein Zeichen von Unmündigkeit und Unterentwicklung des Intellekts, von fehlender oder nicht verarbeiteter Erfahrung und nur noch bei Völkern anzutreffen, »die in der ersten Dämmerung der patriotischen Reflexion leben und noch die Unschuld des Anfangs für sich haben«. Sloterdijk belächelt die alte Kampflosung »Was ist der Dritte Stand? Nichts. Was will er werden? Alles'.« und mit ihr den Anspruch der kämpfenden Klasse und ihr Recht auf die Expropriation der Expropriateure als eine »verheerende Selbststilisierung der Gegenmacht, eine falsche Logisierung des politischen Kampfes«.

Seht Ihr ihn, diesen Philosophen Sloterdijk, wie er gegen die französische Revolution und die russische aufsteht, wie er mit ausgestrecktem Arm in Süd- und Mittelamerika die Volksmassen aufhält, um ihnen sein aus zynischer Vernunft gewonnenes FALSCH! vernichtend entgegenzuschleudern? Und als Essenz seines Werkes präsentiert er unverhohlen Innerlichkeit statt Solidarität und Opportunismus statt Engagement, wenn er schreibt, »daß die Dinge vielleicht wieder in Fluß und Ordnung kommen können, wenn wir als Subjekte abrüsten und von seriös getarnten, zerstörerischen Aktivismen ins Seinlassen zurücktreten«.

Das ist der Offenbarungseid eines Zynismus, der Solidarität und Engagement als Kinderkrankheiten endgültig abgelegt hat, sie müde belächelt, um ins »Seinlassen zurückzutreten«, in die Industrie, den Markt und die wirklich herrschenden Medien. Der nach etwas Sturm und Drang endlich in Papas Geschäft ging, um seinen Teil zu dem beizutragen, von dem es auch in seiner aufmüpfigen Zeit immer und gut gelebt hat: dem kapitalistischen System. Ein paar Opfer sind zu beklagen, sie hatten sich zu weit vorgewagt. Der Rest kann die Wende vollziehen.

Lediglich ein paar Bücher hat man auszusortieren und in den Müll zu werfen, um der neuen Philosophie gebührend Platz einzuräumen. Die Zeitschriften wechseln ihre unverrückbaren Grundsätze, wenns sein muß, alle fünf Jahre jeweils mit einer Sondernummer, die schonungslos die alten Ansichten entlarvt und vernichtet. Oder Personen wechseln, um zum gleichen Ergebnis zu kommen. Das springt dann von »Kursbuch« zu »Transatlantik« und weiter zu »Stern« und »Capital«, ohne Muskelverzerrung oder Verstauchung. Und ich, ein Hinterwäldler aus einem jener sozialistischen Länder, zu denen dieser Art Linken nur noch müde Zynismen einfallen, stehe staunend vor diesen Großmeistern des Wedelns.

Da engagierte man sich einst für Cuba, Vietnam, China und bald darauf wurde die große Enttäuschung und Ernüchterung über Cuba, Vietnam, China ebenso chic formuliert. Da war oder ist man für Frauen und für die Sintis, für die Homosexuellen und gegen den Numerus clausus, für die französische Küche und die Abtreibung, aber gegen Gewalt, für den Wald und gegen »Bild«, für den New York-Urlaub und gegen die Hundescheiße. Profis des Engagements, ebenso professionell, aber auch im Wechsel der Solidarität. Und man ist so ehrlich, so intelligent und analytisch, auf all das die Selbstentlarvung ZU setzen, sich und sein verblichenes Engagement herunterzuputzen und mit den Trümmern im Kopf die selbstzerstörerische Wende zu machen, mit Ironie oder Zynismus die Kurve zu nehmen, möglichst zur größeren Zeitung, zur vormals verteufelten Universität oder direkt in die Industrie.

Es ist, und die Häufung der modischen Haltungen und Ansichten bei Sloterdijk macht es nur deutlicher, die einzige Moral, die da noch zu haben ist, und alle Ironie und aller Zynismus belegen nur, daß man verzweifelt nach einer Moral Ausschau hält. Ihr Fehlen wird glänzend - natürlich , immer glänzend - konstatiert: ausweglos, aber das mit zierlicher Schrittfolge vorgetragen. Galgenhumor als Aperçu, um das sich die Feuilletonchefs balgen.

Nun ist Cuba abgelegt, erledigt. Man war da, fand nichts vom Café Einstein, entsetzte sich über die Verfolgung von Homosexuellen, die mangelnde Pluralität etc. Man begriff nichts von Tradition, von vergangenen Jahrhunderten, die sich nicht mit einer »Demo« und einem »Kritischen Seminar« überspringen lassen, die weiter wirken, unendlich lange. Man hat Cuba abgelegt (und Vietnam und China), abgelegt aus einem einzigen Grund: weil man es ablegen konnte. Es war, stellte sich nun heraus, doch nicht die eigene Haut, die man zu Markte trug, sondern lediglich ein schnell vergilbendes Flugblatt, mit dem man sich verwechselt hatte.

Ist es möglich, daß es ein angemaßtes Engagement gibt? Könnte es sein, daß jenes, was man bei Euch vor Jahren als Solidarität verstand, nichts anderes war als die üblich arrogante Herrenhaltung der westlichen Industrieländer gegenüber Ländern, die man mit ererbter Überlegenheit, als zweite und dritte Welt bezeichnet? Sozusagen ein Kolonialismus der Linken? Und vielleicht gab es gar keine »Wende« und keine »Neue Linke«, sondern ein bislang unter roten Parolen versteckter Zynismus offenbarte sich?

Vor zwanzig Jahren, in einem kleinen Warschauer Hotel, blätterte ich in einer US-Frauenzeitschrift, die wohl der Vormieter in dem Zimmer liegengelassen hatte. Eine Nordamerikanerin teilte der Redaktion in einem Leserbrief mit, sie hätte zusammen mit ihrem Mann eine Weltreise unternommen. Sie nannte die besuchten Länder, und es waren so viele, daß die

Bezeichnung Weltreise nicht übertrieben war. Nach ihrer Aufzählung der Länder und Städte teilte die Dame lakonisch mit, daß sie, endlich in die USA zurückgekehrt, nur sagen könne: Thanks heaven for our American way of life.

Ich kann nur ahnen, welche fürchterlichen Erlebnisse die Dame aus den USA zu ihrem Stoßseufzer bewogen. Vielleicht gab es damals in Venedig weder Steaks noch Hamburger. Vielleicht war in ganz Indien kein Film zu sehen, der eines Oscars würdig war. Möglicherweise mußte sie in Moskau in einem Auto fahren, das sie daheim nicht einmal ihrem Personal zugemutet hätte. Ganz zu schweigen von dem unverschämten Auftreten der Schwarzen in den afrikanischen Nationalstaaten.

Inzwischen hat der US-Kolonialismus Fortschritte gemacht. Seine Konzerne und seine Coca-Cola-Kultur beherrschen nicht allein die BRD. Die Lady aus den USA könnte heute ungefährdeter eine Reise in ihrer Lebensart buchen. Freilich, ein paar Länder auszusparen, wäre für sie ratsam.

Warum erzähle ich die Geschichte? Ich fürchte, daß das Engagement und die Solidarität einer gewissen Linken in Eurem Land nicht so sehr verschieden ist von dem dümmlichen, offenen Kolonialismus dieser US-Amerikanerin.

Verstimmt über die eigene Gesellschaft und die nicht für die Barrikade zu gewinnende Arbeiterklasse, entschloß man sich, sein Engagement fremden Ländern zu gewähren. Man glaubte zeitweilig, sein ideologisches way of life in einigen sozialistischen Ländern zu entdecken, bemerkte Übereinstimmungen zwischen Befreiungsbewegungen in Lateinamerika, Asien und Afrika mit einigen Texten des heimischen philosophischen Seminars. Die politischen Bewegungen in der Welt wurden wie Kolonialwaren in diesem Kaufhaus des Westens gehandelt: Man bediente sich ihrer nach Neigung. Man engagierte sich entsprechend Angebot und Trend, trug die Flaggen fremder Länder und Befreiungsbewegungen als modische Accessoires, um sie wenig später ebenso leicht und leichtfertig abzulegen, einzumotten, zu verramschen.

Nach ein paar Monaten glückseligmachender Aktionen und »Hochgefühl war man bitter enttäuscht, als sich diese Länder und Bewegungen so ganz anders entwickelten, als man es in den Westberliner Cafés, auf den Münchener Straßen und in den Frankfurter Seminaren beschlossen und verfügt hatte. Man ist enttäuscht, und das, wofür man sich eben noch engagierte, wird fallengelassen, denunziert, bestraft.

War das nicht weitgehend die Haltung der Missionare des Christentums, der ideologischen Kolonisatoren, die den Weg für die wirtschaftliche Unterwerfung bahnten? An dieser Stelle unterscheidet sich diese Neue Linke in nichts von ihrer eigenen, herrschenden Klasse. Sie hat nun eine Funktion übernommen, die unter einem anderen Aspekt, dem vornehmlich theoretischen, und verschämter als das unverhüllt arbeitende Kapital auf das gleiche Ziel hinarbeitet: die westlichen Industrieländer als Bourgeoisie der Welt zu installieren.

Nein, das war kein Engagement, und das war nie Solidarität. Alles war nur ein Mißverständnis, das die späteren Enttäuschungen als notwendige Folge bereits im »kynisch-lustvollen Ansatz« der ersten Tage enthielt. Die ernüchternde Folgenlosigkeit von '68 ließ die verzweifelnde Hoffnung der Linken nach anderen Ufern Ausschau halten. In anderen Verhältnissen, in fremden Bewegungen glaubte man den konzeptionellen Ansatz und die Energie zu finden, die den auslösenden Impuls für die eigene Arbeit und die Praxis einer Kritik der eigenen Gesellschaft zu übermitteln vermochte. Schnell, allzu schnell fand man Übereinstimmungen. Man übernahm selbst Bezeichnungen und Begriffe, um sich völlig identisch zu fühlen. Mit keinem Blick für die Geschichte und unbeeindruckt von Realität, der eigenen wie der fremden, setzte man euphemistische Gleichheitszeichen. Derselbe Voluntarismus prägte das Engagement, und Unvergleichliches wurde im Wunsch nach Verwirklichung der eigenen Gesellschaftstheorie willkürlich angepaßt.

Diese Rechnung konnte nicht aufgehen, denn man akzeptierte die fremde Wirklichkeit nicht, sondern bediente sich ihrer: Man nahm, was einem paßte. Von Cuba billigte man Che Guevara, doch schon der mühselige Kampf gegen den Analphabetismus langweilte. Daß das kleine Cuba von der waffenstarrenden Weltmacht, USA wie eine tödliche Gefahr behandelt wurde, boykottiert und angegriffen, fand man empörend. Man war aber auch empört über repressive Maßnahmen Cubas, das sich der fortgesetzten Anschläge Nordamerikas erwehren mußte. Dieses merkwürdige Engagement übersah, daß die für Cuba lebensbedrohlichen Vereinigten Staaten der engste Verbündete der BRD sind, das heißt, während die USA anticubanische Söldner ausbilden läßt, auf der cubanischen Insel Kulturen vernichtet und Mordanschläge verübt, kann die gleiche Weltmacht es sich durchaus leisten, die Aktionen der westdeutschen Linken gegen ihre Präsenz und Politik in der befreundeten BRD gelassen oder doch gelassener hinzunehmen.

Und Vietnam, China, Kambodscha, man nahm nach Belieben: Papa Mao und Onkel Ho, Che und mal kurz auch Pol Pot, Konsumverzicht und zwei, drei, viele Vietnams, Stadtguerilla usw. usf. Schließlich Enttäuschung, die sich als Ernüchterung gibt, illusionslos. Nun offenbart sich die folgenlose Unverbindlichkeit, jetzt zeigt sich der Zynismus beliebigen Engagements. Und das geschulte Bewußtsein kann den Verfall nur verarbeiten, indem es seine Katastrophe als neue Tugend ausstellt: Man ist nicht einfach zynisch, das wäre ja bourgeois; man unterscheidet sich und präsentiert den Zynismus zynisch. Ein sehr beruhigender Unterschied, ohne weitere Kosten oder Konsequenzen.

»Für den Deutschen von heute«, schrieb Ilja Ehrenburg, »ist die Landkarte nichts weiter als eine Speise- und Getränkekarte.« Ehrenburg schrieb dies 1941 und meinte Hitlers Armee, die in den besetzten Ländern plünderte. Ist nicht

für diese Neue Linke die Landkarte lediglich eine ideologische Speise- und Getränkekarte: man bestellt nach Gaumen, und wechseln die Zeiten, läßt man sich eine neue Speisekarte kommen, ein neues Objekt für ein obskures Engagement.

Diese Beliebigkeit langweilt mich. Meine Kämpfe hier habe ich so billig nicht. Für uns ist Cuba eben nicht »erledigt«. China, Vietnam, Kambodscha lassen sich für uns nicht zu den Akten legen. Alle Probleme und Schwierigkeiten dieser Länder und meines werden meine und unsere Probleme und Schwierigkeiten bleiben. Wir sind hier noch so rückständig, daß noch nicht einmal Stalin ein toter Hund für uns ist. Er blieb eine offene Wunde der sozialistischen Bewegung. Auch die Fehler und Verbrechen, jede Bluttat in der Geschichte des Sozialismus werden unsere Fehler, unsere Verbrechen, unsere Bluttat sein und bleiben. Wir haben keine Wahl, denn es ist unsere Wirklichkeit, unsere eigene, unaufgebbare Wirklichkeit.

Die bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen machten uns kritisch, aber das ist nicht die Kritik der zynischen Vernunft und auch nicht die einer kynisch-beliebigen, die des Flaneurs in der Geschichte. Es ist ein kritisches Engagement und eine kritische Solidarität. Das aber sind für Eure Neue Linke fremde Worte, so wie für mich die Pole ihres politischen Lebens, nämlich Hochgefühl und Innerlichkeit, fremd sind.

Ich hoffe, daß ich mich trotz des polemischen Tons verständlich machen konnte. Ich will Eurem früheren Engagement und den folgenreichen Wirkungen nichts von seiner Bedeutung absprechen, doch ich befürchte, daß der nun stattfindende Gang in eine kontemplative Kritik und fatalistische Innerlichkeit selbst das Engagement der früheren Jahre verkleinert und ein künftiges belastet und fragwürdig macht, ja sogar ausschließt. Mit kynischer Genügsamkeit ins »Seinlassen zurücktreten« sollte nur als seine postmortale Haltung denkbar sein, anderenfalls würde sie in unserer bedrohlich gefährdeten Welt unser aller Tod befördern. Mein Brief ist nichts anderes als ein Plädoyer für Engagement. Aber für eins, das man nicht wie eine Schiffspassage bucht und kündigt, sondern das man kritisch und auch selbstkritisch prüft, um es als seine Wirklichkeit, als sein eigenes Leben zu begreifen.

Pathetische Worte. Man möge sie mir verzeihen, da ich, wie Sloterdijk schreibt, zu »jenen Menschen aus dem östlichen Machtbereich« gehöre, die »in einer merkwürdigen vorpsychologischen Mentalität gehalten werden«.

Literatur-Konkret 1983, S. 42

Hermann L. Gremliza

Ein Volk liest seinen Dichter

"Die schreiben doch jeden Dreck in Amerika."

»Aber sie tun es gekonnt, das muß ich ihnen als Journalist lassen."

»Ein schönes Können."

»Entscheidend ist, was die Leute lesen wollen. Diese Maxime gilt für alle Gebiete. Was erwarten die Leute? Das wird ihnen gegeben, das wird für sie produziert. «

Heinz G. Konsalik, »Spiel der Herzen"

»Immer die gleiche Scheiße«, sagte Atkins grob.

Heinz G. Konsalik, »Die dunkle Seite des Ruhms«

Man frage einen durchschnittlichen - also jeden, der glaubt, er sei es nicht - deutschen Einbildungsbürger, was denn wohl die größte Zeitschrift der Bundesrepublik sei. Er wird an erster, zweiter, aber spätestens dritter Stelle den »Spiegel" nennen. Den lesen nämlich alle (die er kennt). Der »Spiegel« findet wöchentlich 920.000 Käufer, inklusive Abonnenten, Lesezirkel, Ausland. Die Auflage der »Neuen Post« beträgt 1.866.000 Exemplare pro Woche, die der »Freizeit Revue« 1.507.000, das »Neue Blatt" verkauft 1.279.000 Stück, die »Tina« 1.644.000, die »Neue Revue« 1.201.000, »Bravo« 1.412.000, das »Bild der Frau« 1.322.000, die »Bunte« 1.212.000, die »Frau im Spiegel« 1.052.000.

Ein Urlaub in Dänemark oder auf Sizilien kann ein ebenso hartnäckiges Vorurteil korrigieren helfen. Wer geglaubt hatte, die Gegenwartsliteratur der Bundesrepublik werde vor allem von Grass und Böll, vielleicht auch noch von Simmel repräsentiert, wird an den Kiosken zwischen Nexö und Trapani belehrt: Fünfzig Prozent des deutschsprachigen Angebots an Belletristik tragen das Markenzeichen »Heinz G. Konsalik«. Das Oeuvre von mehr als hundert Romanen erscheint in fünf Verlagen (C. Bertelsmann, Hestia, Heyne, Goldmann, Bastei-Lübbe) und »alle seine Romane haben eine Gesamtauflage von 57 Mio. erreicht. Übersetzungen in zahlreiche Sprachen und über 100 Auslandsausgaben beweisen Konsaliks einzigartigen Ruf als Schriftsteller< Konsalik ist »einfach Spitze«.

Die Feuilletons der bürgerlichen und die Kulturteile der linken Presse kennen keinen Konsalik. Auch dessen Kollegin Utta Danella, die vom Verlag Hoffmann und Campe für ihre nächsten drei Romane ein garantiertes Honorar von 1,5 Millionen Mark erhält, kommt in den Literaturbeilagen nicht vor. Der gehegte und gepflegte Eindruck, das Volk Goethes sei mit dem neuen Roman von Peter Handke beschäftigt, soll nicht gestört werden. Nähme man Kenntnis von dem Dreck, den sich die Massen in ihre literarischen Bedarfslücken zwischen »Bild« und »Dallas« stopfen lassen, nährte man nur Zweifel an der Qualität anderer Vorlieben der Mehrheit: für Helmut Kohl oder Persil '83.

Auch die Leser von LITERATUR KONKRET werden Konsalik nicht kennen. Sie sollen ihn kennenlernen:

Die Dschunkenstadt von Hongkong - voll von Geheimnissen, Leidenschaften, Verbrechen und menschlicher Größe! In diese Welt kommt der deutsche Arzt Dr. Merker vom Tropeninstitut. Zusammen mit seinem chinesischen Kollegen Dr. Wang Antse soll er einer tückischen Krankheit auf die Spur kommen: Völlig normale Menschen geraten plötzlich in ei . ne Art Hypnose, in der sie jedes Verbrechen begehen, ohne es zu wissen. Wenige Wochen nach Auftreten der Krankheit sterben sie an Leberzersetzung. Im Verlauf seiner Forschungen offenbaren sich Dr. Merker eine Fülle von Schicksalen. Sein europäisches Fühlen, Denken und Handeln muß er vergessen - vor allem, als er der rätselhaften Krankheit auf die Spur kommt. Es ist eine entsetzliche Entdeckung, die sofortiges Handeln erfordert. Handeln, das heißt in diesem Fall.- Töten! Einen anderen Weg gibt es nicht. Die Dschunkenstadt wird von einer Stunde auf die andere zum Chicago des Ostens, in der auf asiatisch-grausame Art Gerechtigkeit geübt wird. Unaufhaltsam treibt das Drama seinem atemberaubenden Höhepunkt zu. Dieser Roman bietet dem Leser alles, was er sich von einem »echten« Konsalik erwartet und was allein dieser Autor garantieren kann: eine dramatische Handlung die auf einen sensationsgeladenen Kulminationspunkt zusteuert, Menschen, mit deren Schicksalen man fiebert, und eine faszinierend und realitätsgetreu beschriebene Kulisse.

Ein Klappentext des Heinz G. Konsalik. Das reicht, sagte der Staatsanwalt? Gewiß zu dem Urteil, daß die literarische Qualität dieses Werkes die Bezeichnung »Bockmist« redlich verdient. Aber es gibt ja auch Schund, der nicht gelesen wird, und Konsalik lesen einige Millionen Menschen. Wer Konsalik kennenlernte, müßte über sie mehr erfahren können, als Infas und Allensbach - zwei Dichter, die mit dem König gehen - erzählen dürfen. Die Psychopathologie des Autors offenbart die Psychopathologie seiner Leser.

Konsalik ist, betrachtet unter jedem anderen Aspekt als dem seines Honorarkontos, ein armes Schwein. Er fühlt sich minderwertig: literarisch, psychisch, sexuell, intellektuell, emotional. Die Titel seiner Romane sind eine Leidensgeschichte. »Der rostende Ruhm«, »Zerstörter Traum vom Ruhm«, »Die dunklen Seiten des Ruhms« - 57 Millionen Bücher, und keine Literaturgeschichte wird den Autor nennen. »Der Arzt von Stalingrad«, »Dr. med. Erika Werner«, »Privatklinik«, »Diagnose«, »Die schöne Ärztin« - und wer hilft mir. »Liebe auf heißem Sand«, »Liebesnächte in der Taiga«, »Wen die schwarze Göttin ruft«1 »Ein Sommer mit Danica«, »Alarm! - Das Weiberschiff«, »Das Teufelsweib«, »Die Masken der Liebe« - der Frühling naht, 's hört auf zu wintern, der Auerhahn balzt im Revier, die Hunde riechen sich am Hintern, und wer küßt mir? Schließlich der endlose Aufstand gegen die eigene historische Minderwertigkeit: »Das Herz der 6. Armee«, »Der Himmel über Kasakstan«, »Fronttheater«, »Die Verdammten der Taiga«...

Der geprügelte, beleidigte, unterdrückte und masochistisch kuschende deutsche Kleinbürger darf beim Lesen (und Schreiben) der Konsalik-Romane sein, was er sich nie traut und wovon er deshalb immer träumen muß: herrisch, gewalttätig, sadistisch, geil. »Nun wurde Werner massiv. Seine Augen schossen Blitze. Ein Lächeln von eherner Entschlossenheit.« Es wird »lapidar mitgeteilt«, »beordert«, »forsch« und »kühl« gesagt. Es wird gefoltert, erschossen, erwürgt, erstochen, einer wird an eine riesige Feuerwerksrakete gebunden, in die Luft gejagt und dort unterm Beifall des Autors zerfetzt. Zuvor hatte Konsalik dem Opfer glühende Bambusstäbe unter die Fingernägel geschoben und dann über den Gefolterten gesagt: »Er hat sich in die Hosen geschissen. Er ist schlimmer als eine feige Ratte.«

Was hingegen das Liebesleben des deutschen Mannes angeht, so wissen wir aus den Trendblättern, daß Partnerschaft und neue Zärtlichkeit undsoweiter: »Werner Ebert sagte: 'Ich brauche keine Sicherheit! Ich werde dich dafür bumsen, sooft ich will - und kann.'« Auf diesem Gedanken-Strich geht Konsalik seinen Lesern voran, die nichts lieber wären als »der Mann, der es nur darauf anlegte, daß ihm jeder Schlüpfer wich«. Denn »als er Nuki-na-mu gepackt hatte, verlor sie ihren Bikini-BH und Clark griff notgedrungen in die Vollen... In seinen Handflächen spürte Clark noch die festen Wölbungen ihrer Brust... Sie trug einen Tanga, so ein winziges Dreieckshöschen, und sonst nichts... Ich hatte einen Kunden hier, der war dreiundachtzig und beschäftigte immer zwei meiner Mädchen. Ein Bolzen, sage ich Ihnen!«

Da die deutsche Frau nicht raucht und auch nicht hurt, werden die Männerphantasien an anderen Rassen befriedigt: »Tsching-Hao-jih schien heute in bester Form zu sein. Über zwei Stunden hatte Lora zu tun, bis er zufrieden war... In der Nacht, irgendwann zwischen langen Küssen und zitterndem Sichfinden, sagte Yang... Yangs wundervoller Körper... er streichelte ihre runde, feste Brust... die Mandelaugen... Nona Kaloa lag wie im Paradies neben ihm... Nuki-na-mu warf den herrlichen Kopf zurück: 'Auch im Bett gibt es Grenzen.' - 'Du könntest eine Luxushure werden.'« Damit die braun- und gelbhäutigen Frauen leichter zu kriegen sind, müssen die »Wasserchinesen« wenigstens »humorvoll« abgewertet werden: »Seien sie vorsichtig, Doktol Melkel... So long, Flitz... Geben Sie mir die Ehre, mich in meiner armseligen Hütte zu besuchen, Doktol ... mein lieber Flitz ... « und so einen ganzen Schundroman lang, bis es jeder Flitz gemelkt hat.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde Konsalik an der russischen Front schwer verwundet«, erzählt der Heyne-Verlag. Doch in seinen Büchern steht der Soldat noch heute am Wolgastrand und hört, wie »Mikola Semjonowitsch Prassolow« zu »Admiral Jemschin« sagt: »Was willst du denn, Brüderchen? Ein warmes Haus, ein brodelnder Samowar, ein Fäßchen Wodka und weit, weit weg die Idiotie der großen Politik.« Die nie gelöste Spannung zwischen der Verachtung des slawischen Untermenschen und dem Lob des einfachen russischen Briederchen, seiner Sääle, die das Herz des deutschen Frontkämpfers nur deshalb nicht zerreißt, weil sie in einem alles umfassenden Antikommunismus aufgehoben wird - bei Konsalik darf sie ausgelebt werden.

»Prassolow... schlürfte den dampfenden Tee... schnaubte wütend... grunzte in sich hinein«, während »Korvettenkapitän Iwan Victorowitsch Jakolew«, der Unterseemensch, »kalte Bärenaugen hat«: »Er lächelt freundlich, aber dieses Gesicht wird immer eine Maske sein... Sein Haß war grenzenlos, und seine Wut wurde nur gemildert von der Hoffnung, daß einmal die Zeit kommen würde, wo mit einem Schlag die ganze westliche Welt zugrunde ging.« Woran? An Ausschweifungen mit den mandeläugigen Schönen aus der Dritten Welt: »Das KGB ist massiv tätig. In Miami war es Helen Morero, nun hat man Dr. Finley im Schraubstock. In einem wundervollen Schraubstock: lange schwarze Haare, schwarze Glutaugen, ein Venus-Körper.«

Dagegen hilft nur Kraft oder, weil sie doch fehlt, der kräftige Ausdruck. »Scheiße! Admiral Crown wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. 'Wie beim Pferderennen: Kurz vor dem Ziel muß der erste Gaul plötzlich pinkeln... Wenn der Russe kommt, ist das eine Blamage, die uns alle stinken läßt.'« Aber »so blöd sind wir nicht, mein lieber Iwan«, wir werden uns »Watte in die Ohren stopfen und die Hose festhalten«, »hier am Arsch der Welt« und morgen in Deutschland. Die Brutalität der jammerlappen. Weltauflage 57 Millionen Exemplare.

Daß der Dichter gar nicht schreiben kann, scheint sein Volk nicht zu stören. »Zwei Monate nachdem sie mit Werner Ebert geschlafen hatte, erkannte Frau Dr. Evelyn Herzer, daß es keinen Zweck mehr von ihr hatte, sich noch länger ... « Nichts ist beobachtet, nichts erspürt, nichts gearbeitet, alles nur aufgesagt: »Sie lächelte.« Wie? »Verführerisch.« - »Sein geübtes Auge sah sofort.« - »Die im Abendrot unsagbar schöne Lagune.« - »Umrauscht von der Brandung des Pazifiks durchlebte Finley einen erotischen Rausch.« - »Ein unnachahmlich schönes Kleid, etwas so Unerklärliches.« - »Unvergleichlicher

Blick, breite Avenuen, enge verwinkelte Gassen, atemberaubendes Bild, Hongkong, immer geheimnisvoll bleibend.« Die Analphabetisierungskampagne hat schon gute Fortschritte gemacht.

Konsalik und seine Leser haben nichts zu lachen. Kein Witz trübt den launigen Ton, der über dem Oeuvre liegt und so klingt, wie sich der Obergefreite Casinostimmung vorstellt. Darin markiert sich auch die Grenze der Konsalik-Leserschaft nach unten: zum Proletariat. Lachen kann nur der Leser Roben Gernhardts, wenn er bei Konsalik liest: »Dolores war ein Jahr lang Dr. Merkers Liebe gewesen, bis sie eines Tages sagte: 'Ich sehe ein, daß dir deine Viren wichtiger sind. Ich habe keine Lust mehr, dich auch im Bett mit Mikroben zu teilen.« Oder: »Er küßte ihre Brüste und hatte gar nicht die Sehnsucht, sie zu besitzen. Es war wundervoll, daß sie da war und ihm gehörte: 'Könnte ich es mit Musik ausdrücken, wäre es ekstatischer als Wagners Tristan. Sinnlicher als die Venusbergmusik. Lebenssehnsüchtiger als Mahlers neunte Sinfonie.« Oder: »Ich weiß, daß all meine Phantasie nicht ausreicht, die Wonnen ihres Bettes zu beschreiben. Aber hier geht es um Staatsgeschäfte.« Oder: »Umklammerte er diese schönste Frau der Welt mit Armen und Beinen und wünschte sich, sie für immer in sich aufzunehmen. In dieser Nacht sprach man nicht von Delphinen.« An dieser Stelle las ich nicht weiter.

Aber das sind elitäre Freuden. Konsalik ist der Dichter des Volkes. Genauer: jener kleinbürgerlichen Schicht, deren rassistisch-gewalttätig-antikommunistisch-verklemmte Gefühlswelt das Leben in dieser Gegend seit mehr als einem Jahrhundert so gefährlich macht. In ihrem Selbstverständnis sind sie »die anständigen Deutschen", was ihnen die Politiker des Kapitals, die ohne die Hilfe dieser armen Schweine ihre großen Schweinereien nicht zustandebrächten, gern bestätigen .

Konsalik ist die Wende, die schon immer da war. In einem seiner »Deutschen Gespräche« hat Horst Tomayer, in der Rolle des Kanzleramtschef Waldemar Schreckenberger, den Dichter um Wahlhilfe für Helmut Kohl gebeten. Antwort Konsalik: »Zu Wahlreden und für solche Sachen, da kann ich Herrn Dr. Kohl sehr gut beraten. Denn da habe ich den Ton, den das Volk versteht... Was mir auch immer aufgefallen ist, bei allen Reden,... das ist dieses Samthandschuhanfassen des gesamten Ostblocks... Also das hab ich nie verstanden. Ich hab es zu meiner Frau schon mal gesagt, also wenn es so was gäääbe wie früher ein Propagandaministerium, was natürlich unmöglich ist, und ich würde den Posten übernehmen, Breschnew, nicht, der ginge jeden Abend weinend ins Bett.«

Literatur-Konkret 1983, S. 45

Susanne von Paczensky, Leonhard Mahlein, Günter Herburger, Peter O. Chotjewitz, Peter Hamm, Joachim Bloch, Hermann Peter Piwitt

In zwanzig Jahren...

Welche deutschen Nachkriegsautoren werden dann noch von Bedeutung sein? Im Jahre 1910 hielt man zum Beispiel den Nobelpreisträger Paul Heyse für den zeitgenössischen Autor, der auch in fünfzig Jahren noch gelesen werden würde. Überlebt haben aber ganz andere. Auf unsere Frage erhielten wir folgende Antworten:

Susanne von Paczensky

Ich habe keine prophetischen Gaben und weiß nicht, ob in zwanzig Jahren überhaupt noch gelesen wird, ob in den Schulen vielleicht nur noch nationale Aufbauliteratur verbreitet wird oder ob LITERATUR KONKRET sich bis dahin vielleicht in Video Konkret verwandelt hat. Der literarische Zeitgeschmack hängt doch nicht an ewigen Werten, sondern an den politischen und sozialen Bedingungen seiner Zeit.

Ich kann also nichts voraussagen, sondern kann mir nur wünschen, daß es auch im Jahr 2003 viele Menschen geben wird, die - genau wie ich - Christa *Wolf, Max Frisch, Peter Rühmkorf und Günter Grass* für unvergeßlich halten.

Leonhard Mahlein

Ich will mich nicht um eine Antwort drücken. Zu fragen ist jedoch, wie in zwanzig Jahren der Buchmarkt gemacht wird - wer für nobel erachtet wird, wer gedruckt und gefördert wird und wer nicht. Das gilt auch für die Vergangenheit.

Zum anderen ist es angesichts der Bedrohung durch die bevorstehende Stationierung von Mittelstreckenraketen schwer, sich eine Zukunft in zwanzig Jahren vorzustellen. Aber bleiben wir bei dem »Prinzip Hoffnung«, daß wir die Zukunft gestalten müssen und können. Und gehen wir davon aus, daß in zwanzig Jahren all das gelesen wird, was uns Menschen betrifft, berührt, unser Denken beflügelt und uns mehr Mensch werden läßt.

In der Gewißheit, daß jede Prognose vom Wunschdenken geprägt ist, sage ich, daß die Bücher, Essays, Bilder und Aufsätze von *Peter Weiss* uns noch lange beschäftigen werden. Gerade die »Ästhetik des Widerstands« wird notwendiger denn je. Zu diesen Autoren gehören ohne Zweifel auch *Ernst Bloch Alfred Andersch, Heinrich Böll, Bert Brecht, Friedrich Wolf* und *Irmtraud Morgner.*

Günter Herburger

Arno Schmidt, hinter dessen Beschreibungswerk sich ständig deutsche Großmannssucht und wehe Berührungsangst paaren, ein außerordentlich produktiver Zustand.

Günter *Grass,* der, trotz Erstarrung, von Metaphorik nicht abwich, was ihn genügend böse und neugierig bleiben läßt.

Frederike Roth, in deren listige Essayistik und wilde Poesie wir jederzeit flüchten können, um uns zu sammeln zur nächsten Verteidigung.

Peter O. Chotjewitz

Die Frage beschäftigt mich zur Zeit am meisten. Es ist jene Frage, die mich den sokratischen Seufzer verstehen läßt, ich weiß, daß ich nichts weiß.

Oder war das Descartes.

Nein, das war der Erfinder des Kartenhauses.

Vielleicht war's auch Leibniz.

Nein, der hat die Nomaden erfunden.

Also, jedenfalls, ich weiß es nicht, und das nimmt mir alle Hoffnung und allen Lebensmut.

Ich bin so unendlich traurig.

Wie gerne wüßte ich doch, obs der Böll ist oder der Grass oder einer, den überhaupt niemand kennt, mein Gott wäre das geil: einer, dessen Namen noch keiner gehört hat, der bisher nur für die Schublade produziert hat, sämtliche Schränke und Truhen voller Manuskripte und wenn er demnächst stirbt:

Flotsch! Die Erben machen den Kleiderschrank auf und was kommt raus? Bergeweise Manuskripte. Alle einsame Klasse. Während der Buchmesse veranstalten Ledig-Rowohlt und Siegfried Unseld Schaukämpfe. Ledig läßt die Hosenträger knallen. Unseld vögelt mit Wagenbach um die Wette. Wer gewinnt, kriegt die Rechte. Den Nabelpreis nimmt die Witwe entgegen, kurz vor ihrem Tode, dann vermacht sie das ganze dem jungen Oetker, der schon lange einen Brast auf den jungen Reemtsma hat.

Oder am Ende bin ich es womöglich?

Tja, ja, der Kaffeesatz ist auch nicht mehr das, was er mal war.

Peter Hamm

Redakteur und Autor

Paul Heyse war nicht so schlecht, wie Sie zu glauben scheinen, wenn auch etwa Robert Walser, der erst in unserer Zeit wirklich entdeckt wurde, mit Sicherheit der wichtigere Autor ist.

Wer der wichtigere Autor ist, läßt sich immer erst retrospektiv sagen. Den Robert Walser von heute werden erst die Leser des Jahres 2000 benennen können.

Die, von denen ich glaube - aber der Glaube ist doch mehr eine Hoffnung! -, sie würden einmal die deutsche Nachkriegsliteratur verkörpern, sind zumeist gar keine deutschen, sondern deutschsprachige Autoren: *Canetti, Celan, Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger, Peter Handke, Josef Winkler, Ludwig Hohl, Max Frisch, Peter Bichsel.* Von den Deutschen fallen mir ein der frühe *Arno Schmidt,* Günter *Eich, Hermann Lenz, Uwe Johnson, Martin Walser* und natürlich *Heinrich Böll.* Doch auch ein Ein-Buch-Autor wie der 'Blechtrommel'-Grass wird vermutlich nach dem Jahr 2000 noch gelesen werden, wenn bis dahin überhaupt noch gelesen wird, gelesen werden kann, gelesen werden darf.

Joachim Bloch

Über zwanzig Jahre hinweg ist nicht selten das Dümmste am haltbarsten, auch und gerade in den Schulen, wo am meisten gelesen wird.

Auch in zwanzig Jahren werden Lehrer Geschichte mit Zuckmayers Teufelsgeneral erklären, wie gehabt. Oder in der gymnasialen Oberstufe mehr Plenzdorf lesen lassen als Goethe, weil das scheinbar origineller ist als mit Banges Erläuterungen Deutscher Klassiker. Zumal sich Lehrerkollegien in den nächsten zwanzig Jahren nicht verjüngen.

Ich mache es natürlich ganz anders in zwanzig Jahren. *Peter Weiss* werde ich mit meinen Schülern lesen und auch *Ingeborg Bachmann* und *Enzensberger.* Und mir wird es egal sein, ob in den Feuilletons dann gerade von einer Bachmann-Renaissance die Rede ist oder nicht. Auch heute gibt es eine Robert-Walser-oder Virginia-Woolf-Renaissance nicht wirklich. Wenige haben sie damals gelesen, und wenige lesen sie heute.

Hermann Peter Piwitt

Im Augenblick lese ich - mit der gleichen Begeisterung wie vor zwanzig Jahren Franz Jung - Karl *Marx;* und endlich mal niemand, der einem dauernd dazwischen redet. Sein Come back ist mit der gleichen Sicherheit vorauszusagen wie 1962 das von Franz Jung. Auch *Johann Gottfried Seume,* gest. 1810, schreibt so wie einer, der heute, erzwungenermaßen, mit Lesern des Jahres 2003 rechnen muß. Dem alten Erzähler *Franz Tumler* wünsche ich Leser bis zum Geht-nicht-mehr. Im übrigen erhebe ich Anspruch auf Nachruhm für mich und alle derzeit im Ruf des Kommunismus kaltgestellten Dichter von Talent.

'Von Bedeutung'? *Brinkmanns* späte Gedichte.

Literatur-Konkret 1983, S. 46

Ingrid Klein

Halt mich los, ich laß dich fest

Die junge Generation ist verlagstechnisch in Zielgruppen zerlegt worden. jetzt gibt es nur noch Ökos, Punks, Beziehungskisten, Arbeitslose, Drogenabhängige. Und für alle den spontan geplanten, problemorientierten Randgruppenroman

Grüss dich Günter, hier ist Ralf. Was treibst du denn so? Nichts Besonderes? Das trifft sich ja gut, ich hätte was für dich. Arbeitstitel: »Der Terror der Intimität«. ja, eben, es ist alles noch schlimmer geworden, das nackte Elend, wo du auch hinschaust. »Vom Festhalten und Loslassen« als Titel? Klingt auch nicht schlecht. Das sehen wir dann später. Machst du das? Prima, so ungefähr 150 Seiten. Der Vertrag kommt nächste Woche, das Übliche, kennst du ja. Bis dann, ciao Günter.

Achtung, Achtung. Dies ist ein fiktives Gespräch zwischen einem Jugendbuchredakteur und einem Autor. Es hat so nie stattgefunden, wird nicht stattfinden , ist auch in Zukunft nicht geplant. Die Wirklichkeit ist ganz anders. Die Wirklichkeit überschwemmt die Redaktion mit unverlangt eingesandten Manuskripten. Und so wählt sie aus der Flut der Themen das Programm aus:

»Abdrehen.- keinen hochkriegen müssen, nichts bringen müssen, nichts denken müssen, nichts sprechen müssen, nicht, sehen müssen außer dem Farbwechsel der Jahreszeiten, außer dem Windspiel auf dem ungescheitelten Haar des Kindes.

Du wolltest im Orchester unter Karajan Solistin werden. Auf Tournee gehen. New York. Paris. Stockholm, London. Und du würdest mir Freikarten schicken, hast du gesagt.

Darüber hab ich mir auch schon Gedanken gemacht, hab auch schon mit Jonas drüber gesprochen, denn wir beide leben eigentlich von seiner Oma, und wenn die mal nich mehr is, sitzen wir beide auf der Straße.

Dann hast du ja noch was vor dir, sagt Kenneth. Dann bist du ja noch ein ganz kleines unschuldiges Ding! Nicht einmal ein bißchen bi bist du? Also, ich will ja nichts sagen...

Eingesperrt in einen Dachboden, nahm sie Wahnsinnskurse bei einer Schachtel Zigaretten und beim Mond und verhaspelte offenbar die schlaubergerischen Ideen ihres Geliebten mit gewissen archaischen Indianersagen...

Ich würde ganz berühmt werden. Und überall erzählen, daß ich eine schlechte Deutschschülerin war, und daß das gar nichts ausmacht, ob man in der Schule gut oder schlecht ist.

In ihrer Einsamkeit und Verwirrung war sie zu der Überzeugung gelangt, sie hätte eine chiffrierte Botschaft aus einer anderen Dimension geknackt.

Erfordert sie tatsächlich auf, mit jemand anders ins Bett zu gehen. Sie schluckt. Aber dann sagt sie sich, daß sie Männer, die sie an sich ketten wollen, nicht ausstehen kann. Und ist wieder fröhlich.

Nach Berlin, Häuser renovieren oder, wie Jonas sagt, in 'n Süden, Netze knüpfen. Tibet, Tanger, Indien, Afrika - uns gehört die Welt Der Treibsand der entgleitenden Gefühle verwandelt die leichte Berührung des Kindes zum klammernden Griff.«

Eine Mitteilung an meine Leser: Es handelt sich um willkürlich zusammengesetzte Ausschnitte aus fünf verschiedenen Romanen der angesehenen Jugendbuchreihe rororo panther« vom Rowohlt Verlag. in zwar um:

Geschichten eines Psychologen, der gegen Männer, Frauen, Beziehungen, Selbsterfahrung, Atomkraftwerke, Erziehung, Goethe, Das Wort zum Sonntag, Öko-Freaks, Kleinbürger, Feuchtfröhlichkeiten, Feministinnen, gegen sich und für nichts ist. (Günter Franzen, Haut gegen Haut)

Es folgen Christines Kindheitserinnerungen, zu denen wir anläßlich der Beerdigung von Gertrud, einer ehemaligen Klassenkameradin, die, immer unscheinbar und wenig beliebt, einen unerklärlichen Selbstmord begangen hat, eingeladen werden. Eine Rolle gespielt haben Ele, Julia, Sofie-Charlotte von Ehrenburg, genannt Poffi, Britta, Marina, die beste Freundin, Eva, Frau Prinz, Dr. Larsen, Miß Gray, Herr Witte, der Religionslehrer, Berthold, der Jugendfreund mit dem roten Halstuch, Mami, Papi und eine Kleinstadt. Christine verabschiedet sich von ihrer Jugend. Ende. (Jutta Richter, Die Puppenmütter)

Und wir begrüßen Albert und seinen authentischen Bericht von der Negativ-Karriere eines jugendlichen Arbeitslosen, der sich von Null Bock bis nichts geht mehr säuft, alsdann vom rettenden Engel Jonas auf die richtige, alternative Bahn gelenkt wird, bis daß der endlösende Atomblitz sie scheidet, und zwar von Babsy und Simone, ihren Freundinnen, von Silvia, der Nymphomanin, von Franz, ihrem Mann - und von Oma. (Knut Anders, Auf zu neuen Ufern)

Gefunden wiederum haben sich Kenneth und Ulla, weil Ulla nach ihrer Frühverweigerung, die sie statt zur Studentin zur Putzfrau gemacht hat, nun doch beschließt, erstmal was Anständiges zu lernen, nachdem sie erstens ihrer geschiedenen Mutter zu einem jungen Freund verhelfen konnte, zweitens einen gewerkschaftlich organisierten Widerstand erfolgreich

inszenierte, der sie drittens mit ihrem jüngeren Bruder und einer ehemaligen Konkurrentin versöhnt hat. (Maria Marcus, Ein starkes Frühjahr)

Zu berichten bleibt noch von einem modernen Märchen, einem kunterbunten Allerlei aus einer Prinzessin plus Hofdame, ihren Eltern, die, vom CIA finanziert, hinter Brombeerhecken leben, einem Anarcho-Sprengstoffexperten, einem arabischen Ölscheich sowie der Mystik einer Camel-Packung. Importiert aus den USA, wo es zu einem Kultbuch reüssierte. (Tom Robbins, Buntspecht)

Na, hörn sie mal! Das ist unzulässig! So kann man doch jedes Buch niedermachen. Das ergibt kein Gesamtbild, das ist unseriös. Diese Romane sind allesamt emanzipatorisch, liegen voll im Trend, sollen Träume wecken, Überlebensphantasien vermitteln etc, etc.

Richtig, alles richtig. Und alles nach dem Motto: Nun überlegen wir uns mal eine spontane Antwort auf die Probleme des Lebens und sind ein bißchen links, ein bißchen aufklärerisch, ein bißchen aufmüpfig, ein bißchen dies und ein bißchen das. Diese Bücher sind wie die Antwort der Bots auf die Polonäse Blankenese. Und beides ist nur erträglich von Otto.

Jedes Buch wäre unter Umständen ein interessanter Artikel geworden, der jetzt, unnötig aufgeblasen zu einem Buch, den gleichen Interessen dient wie die Pornoreihe dieses Verlages dem Geschäft. je nach Vorbestellungen des Buchhandels werden zwischen 10 und 15.000 Exemplaren gedruckt, und die hier erwähnten Titel sind bisher zwischen 8 und 15.000 mal verkauft worden. Das ist zwar nicht zu vergleichen mit dem Pornogeschäft, für das der Verleger die Mühsal auf sich nimmt, in unregelmäßigen Abständen vor Gericht zu erscheinen, aber die Rechnung geht auf, was kein Kunststück ist bei einem Großverlag, der den Buchhandel quasi im Abonnement mit seiner Taschenbuchproduktion beliefert.

Kein Geschäft, jedenfalls kein lukratives, ist es für die Autoren, deren Honorar 6 Prozent der Garantieauflage beträgt, also zum Beispiel 4.080 Mark bei 10.000 Exemplaren ~ 6,80 Mark. Dazu kommt die ständige Überforderung, aus einem Furz einen Roman zu machen, was jeder Bemühung abträglich ist, sich als Autor zu entwickeln. Aber die Jungautoren können und werden sich damit trösten, für einen fortschrittlichen Verlag populäre und deshalb ungemein wichtige Themen der Zeit behandeln zu dürfen.

Von der Brechtschen Definition zur Volkstümlichkeit »dem Volk aufs Maul schauen ist etwas ganz anderes als dem Volk nach dem Munde reden«, übernehmen sie den letzten Teil und lassen »Produktionsverhältnisse« zu »Scheißverhältnissen« verkommen, weil das eine erst erklärt werden müßte, das andere jeder Hilfsschüler versteht.

Es hat sich rundum eingebürgert, daß Mittelmäßiges gar nicht oder nur vorsichtig kritisiert wird, weil es noch viel Übleres gibt, immer auch was Richtiges dran ist, und wir sowieso alle in einem Boot sitzen, umgeben von Wendewilligen, die nur nach einem Anlaß geilen, auch noch das letzte Fitzelchen sozialdemokratischen »Fortschritts« aus den Kulturprogrammen zu streichen. Was die hier erwähnten Werke betrifft, wäre jede Streichung ein Segen gewesen, der auch in Zukunft nicht eintreten wird, wie man den im Herbstprogramm vorgestellten zehn Titeln unseres, wie gesagt, als fortschrittlich angesehenen Verlages entnehmen kann:

Problemorientiert und zielgruppenbewußt gibt es ein bißchen für die Frauen, und zwar mit ihm, ohne ihn und für sich allein, es gibt ein bißchen Liebe, on the road und im besetzten Haus, ein bißchen Frieden, anders leben mit Drogen, und es gibt Rezepte für den Umgang mit neuen Medien, mit Test bögen für jugendliche Schulabgänger und für werdende Künstler. Es fehlt nur noch die Anleitung zum Selbstmord und »wie werde ich Millionär«.

Das ist typisch für diese linken, elitären Überflieger. Immer nur rummäkeln, in jeder Suppe ein Haar finden, nichts ist ihnen gut genug. Stimmt. Weil das, was mit Dogmatismus verwechselt wird, nichts anderes als der Versuch ist, sich sein Gedächtnis nicht von schnellen und gutverkäuflichen Moden verkleistern zu lassen.

Zum Beispiel hat zuzeiten j. D. Salingers »Der Fänger im Roggen« eine ganze Generation dieses Buch zu Recht als »ihren« Roman gefeiert. Heute scheint es außer den verlagsstrategisch ausgeguckten Zielgruppen »anemanzipierte Frauen aus dem Dienstleistungssektor«, »Punks«, »Ökos", »Drogenabhängige«, »arbeitslose Jugendliche«, »Beziehungsschäden zwischen zwanzig und vierzig« undsoweiterundsofort nichts mehr zu geben.

Nur noch in einer anderen Welt, sozusagen hinterm Mond. In der DDR ist Christoph Heins Novelle »Drachenblut« für die Randgruppe jüngere Generation zum Kultbuch geworden. Liebeskummer, Eltern, die nicht mehr mit ihren Kindern klarkommen und umgekehrt, Arbeitsstreß, Wohnungsprobleme, Lebenskrisen, Abtreibung, Tod, Neuanfang - alles auch da, alles in einem Buch. Aber wahrscheinlich ist daran der Papiermangel schuld. Wir hätten zehn draus gemacht.

Literatur-Konkret 1983, S. 48

Josef Haslinger

Big Sinn, Peinsäcke und nichts als die Wahrheit

Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Natur und Geschichte und was es sonst noch an Achtundsechziger-Plunder gibt, kennt die Welt der neuen Literaten nicht

Es gibt sie nun also, die Literaten der post-achtundsechziger Generation, und der Markt streckt ihnen die Hände entgegen, als gäbe es diesmal nicht nur eine schicke Tendenzwende, sondern gleich einen Frontalangriff auf die Politopas zu verkaufen. In der Tat scheint ein Motiv einige Erstlingswerke wie eine neue Mode zu durchziehen: Achtundsechziger? Das ist eine Straßenbahn, in die keiner mehr einsteigen will, es sei denn als Schwarzfahren

Michael Wildenhain zum Beispiel: *»ihr wichte, die ihr uns die ideen erst ins ohr geblasen habt, um jetzt, wo es mal ans handeln geht, Z . n der ecke zu sitzen, abseits, um zuzusehen, und euch, so nach und nach, zu distanzieren. von den steinwürfen. von der gewalt. als ob es ohne gewalt ginge, als ob ein staat, der jede art von gewalt benutzt, um sich zu erhalten, sich plötzlich überreden ließe, doch bitte abzutreten, sich aufzulösen. «*

Ist doch gut, denke ich gerade noch und fahre mit dem Bleistift hinterher, da bin ich schon am Ende des Absatzes und plötzlich ist alles so altbekannt: *»jetzt kommen sie langsam in die krise. jetzt könnte unsere zeit beginnen, jetzt. schmeißt k, den bleistift hin, denkt, ich muß verreisen, in der nächsten woche."* Da ist also wieder einmal einem die Luft ausgegangen, in der Literatur wird das dann Ironie genannt.

Eine Abenteuergeschichte hat Michael Wildenhain geschrieben, einen Reisebericht in die Hausbesetzer-Szene, nicht so vordergründig narzißtisch wie Karl May, er heißt auch nicht »Durchs wilde Berlin« sondern »zum beispiel k.«, aber im Unterschied zum K. May schreibt Wildenhain so, als ob er nichts zu erzählen hätte. K. (hier noch großgeschrieben und mit Punkt) jobt, um nach Asien fahren zu können, wo er aber, sein Name läßt es ahnen, nie ankommen wird. Stattdessen wird k, (nun kleingeschrieben und mit Beistrich; im Titel muß k. logisch von beiden Varianten was haben) in Straßenkämpfe verwickelt, besetzt mit anderen ein Haus und hat neben Schaufensterschlachten viele Abenteuer mit Bullen zu bestehen.

Komisch nur, daß ich mir diesen K., k. und k und seine Art zu leben nicht so recht vorstellen kann. Gut, er zupft gerne am Schwanz rum, studiert ein bißchen Philosophie, zu arbeiten macht ihm keinen Spaß, da schreibt er lieber Gedichte, Spaß macht ihm hingegen der Straßenkampf, aber was denkt der sich so dabei, warum kämpft er, oder warum denkt er sich so wenig - weil die Achtundsechziger schon so viel gedacht haben? Oder anders gefragt, warum wird der Autor oft, wenn es um das Denken und Fühlen seines k. geht, ironisch?

Klar ist es für k. ein Problem, seine Scenepraxis mit den »lehrersprüchen« auf den »hochschulinseln« zur Deckung zu bringen, aber wenn der Autor Texte von Kant bis R.A.F. teils kontrastierend, teils analogisierend in den Bericht über k. einmontiert, wobei der Leser dann lange über die vielschichtigen Beziehungen zwischen Sprache der Gewalt und Sprache der Theoretiker und Dichter nachdenken kann, hat er da von den »lächerlichen und ängstlichen« nicht mehr gelernt als er zugeben will, nämlich die Kunst, revolutionär zu sein und sich dennoch unangreifbar zu halten?

Wenigstens keine lnnerlichkeitsmayonnaise, im Gegenteil, k. ist an seiner Hausbesetzerwelt so seltsam nur äußerlich beteiligt, daß man, wenn er einmal Angst hat, schon nachdenken muß, was das heißen soll. Nichts gegen die vielen Tapeten und Himmel und Bäume und Schlachten, k. ist eben ein genauer Beobachter, nur den Angelpunkt der Bewegung geben sie nicht frei.

*

Läßt man ihnen nur ein bißchen Zeit, geben die agents-provocateurs Auskunft, wo es den besten Stoff gibt - und im Präsidium schlagen ihre Vorgesetzten Purzelbäume, weil sie keine mehr sind. Ihnen geht es wie den KP-Oberen, die zusehen müssen, wie ihre quirligsten Vertreter in Panik geraten und Andre Heller und andere Priester umarmen. Wovor soll man nun eigentlich mehr Angst haben, vor der bedrohten Gegenwart oder vor dem einstimmigen Angstrummel, der einem jedes Erlebnis der Gegenwart vermiesen will? Bücher, die sich dezidiert weigern, dieses Angstgeschäft mitzumachen, haben in dieser Situation Chancen auf ein gutes Geschäft. Aber ob sie deswegen schon gut sind?

Peter Glasers und Niklas Stillers Gemeinschaftsroman »Der große Hirnriß« liest sich am unverfänglichsten als Liebesgeschichte zwischen einem 23-jährigen Punk und einem 10 Jahre älteren Arzt, der in seinen Achtundsechziger-Ideologien Inventur hält, um sich in der Welt alternativ einzurichten. Es ist aber mehr an dem Buch.

»Die Tatsache, daß es überhaupt etwas gibt, ist noch viel aufregender als die Tatsache, daß es Atomwaffen gibt«, sagt der junge Heiza mit der Igelfrisur. Er verkörpert eine Generation, die, um überhaupt atmen zu können, einfach aufräumen und die Welt von ihren Interpretationsmustern freischaufeln muß. Er hat das politische »Vokabelgebrumm" satt, die ganzen Sinnkonstellationen, in denen er sich ständig bewegen und engagieren soll, wirft alles über Bord - »denn das ist nicht meine Geschichte« sondern ein Medienrummel - und schafft es mit Alkohol und Haschisch tatsächlich, "dümmer zu

werden«, »ohne Bestimmung zu leben« und »langsam wieder das Staunen« zu lernen in einer entideologisierten und entmoralisierten Welt, in der die Menschen »eine Tierart unter all den anderen« sind.

Zurück bleibt ein sinnlicher Bilderreigen, ohne irgendwelche Hoffnungen und Sinnzusammenhänge, den man sich solange gibt, solange er Spaß macht, den man auch zusammenschlagen kann, wenn er langweilig wird, auch wenn es die eigene Wohnung (oder die Freundin) ist, was bedeutet das schon. Es ist eine Ästhetisierung des Gegebenen, die Heiza hier betreibt, bar jeder Utopie und damit auch ohne Möglichkeit zur kritischen Reflexion.

»Auch der Arbeitsbegriff wird)Jeder Intention entkleidet, die über das bloße Funktionieren hinausgeht, und da ist dann auch nichts mehr schlecht an der Arbeitswelt. *»Arbeiten macht dich schön, du kriegst feste Muskeln und hörst auf, kompliziert zu denken.«* Die blinkenden Knöpfe an einem Kontrollpult in der Papierfabrik sind ja auch lustig, wenn man den Zusammenhang außer Acht läßt, und den Lärm kann man doch auch wie Discomusik hören, zumindest bis es langweilig wird - dann geht Heiza einfach fort. *»Ich brauche keine Antwort auf die Fragen nach dem Sinn...Ich habe Schulden, also bin ich.« So* einfach ist das.

Es ist ein Hunger nach sinnlicher Intensität, nach einem unverstellten natürlichen Zugang zur Welt, den Heiza hier auslebt, dargestellt in einer Art Rezeptionsästhetik des Films, also vom Zuschauer aus gesehen, der sich jederzeit vom Dargebotenen distanzieren und das Kino verlassen (oder auf ein anderes Programm umschalten) kann. Dies ist mir - zwar nicht so ausgeprägt - auch bei Michael Wildenhain aufgefallen, in dessen Geschichte die Distanz des Protagonisten k. zu den geschilderten Äußerlichkeiten merkwürdig mit seiner Vorliebe für Kinobesuche harmonisiert.

Eine neue Sinnlichkeit als Hinwendung zum rein Phänomenalen, der die Erfahrung der sinnlichen Intensität des Rausches zugrundeliegt, wird gegen das kopflastige Engagement, gegen die Achtundsechziger, ausgespielt, in Wirklichkeit natürlich gegen ihren da und dort noch überheblich verbreiteten Mythos von der durchschauten Welt. Heiza will sich einfach einmal freiboxen von allem, ich kann das verstehen. Nur vergessen wir nicht, es geht hier um literarische Realitäten. Und da kann keiner so tun, als wäre er eben vom Himmel gefallen. Hier treten die Sinnlosigkeiten in einen Sinnzusammenhang, den der Autor nicht miterfinden kann.

Reden wir einmal nicht von der Romantik, obwohl auch sie einen Beleg dafür hergäbe, wie eine junge Generation gegen eine gesellschaftliche Verfassung, die die Zukunft verbaut, die Natur reklamiert. Es ist nämlich ein versteckter Rousseauismus, den Glaser/ Stiller (in Ansätzen auch Wildenhain) gegen die Einzelheiten verschlingenden BIG SINN ins Treffen führen, versteckt deshalb, weil er wenigstens nicht dem Unmittelbarkeitsgestus der reinen Naturanbeter verfällt, stattdessen aber die gesellschaftliche Natur als gesäuberte, keimfreie Faktizität anbieten will.

Diese Unschuld wird in der Literatur aber nicht mehr gespielt. Als Camus 1942 mit seinem Roman »Der Fremde« den Prototypen des auf die Kenntnisnahme der Faktizität reduzierten Glücksanspruchs vorführte, war die Situation für die französische Widerstandsbewegung angesichts der politischen Übermacht tatsächlich so fatal, daß sie allein aus dieser elementaren Lebensgewißheit Hoffnung schöpfen konnte. Nur als es einige Jahre später um ein politisches Programm im befreiten Frankreich ging, paßte die Haltung des Fremden plötzlich sehr gut zum Quietismus des kleinbürgerlichen Privatiers, der sich mit Politik die Hände nicht schmutzig machen wollte - und wird in gleicher Pose noch heute am philosophischen Lehrstuhl in Wien vorgeführt.

Also spielen wir das ganze Spiel noch einmal, betrachten wir es als Ringelspiel der Literatur, vergessen wir die Auseinandersetzungen von Existenzialismus und Marxismus und vielleicht kommt in einigen Jahren auch hier ein Allerweltsbegriff von Angst heraus, der so gut zur Friedensbewegung paßt wie der späte existenzialistische zur Ostermarschbewegung.

Wenn die große Verweigerung im Gestus letzter authentischer Selbstvergewisserung Romane mit Endzeitstimmung produziert, betreibt sie in Wirklichkeit das Geschäft ihres Gegners. Und da ist man plötzlich Coproduzent in einer Welt, die in an so gerne als schönen Film gesehen hätte. Die Cassette mit Vertonungen von Episoden aus dem »Großen Hirnriß« gibts um 9,80 Mark zu kaufen, die Illustrationen mit den Relikten der Welt sind in Popartmanier dem Buch eingegliedert. Wenn man bei den Autoren einen Ausschneidebogen anfordert, kann man sogar selbst am Abgesang auf die Achtundsechziger als Multimediaspektakel teilnehmen.

Doch es gibt ja noch Dr. Rupprecht, einen Übriggebliebenen, einen »abgeschlafften Spätachtundsechziger«, dessen ehemalige Freunde längst mit Karriere und Kinderkriegen beschäftigt sind und der als »intellektueller Tourist« Anschluß an die nächste Generation sucht. Er hat, was sonst, »Erfahrungshunger«, beobachtet Vögel und führt ein akustisches Tagebuch über seine Fortschritte bei der Wiedervereinigung mit der Welt. Da er ein Linksintellektueller ist, der Benjamin gelesen hat, weiß er, warum das so wichtig ist. *»Die heilige Klarheit der Aufklärung hat sich in eine giftige Schmierbrühe verwandelt, die sich tödlich über alles legt und alles bis ins Innerste durchdringt. «*

Der Widerstand, den Rupprecht Heiza entgegensetzt, fällt ein bißchen blaß und altklug aus, kein Wunder, kommt ihm doch auf dem Weg zu den großen natürlichen Erfahrungen immer sein kritischer Verstand in die Quere. Vielleicht säuft er noch

zuwenig. Auch literarisch ist Heiza die interessantere Figur. Die Erzählung von ihm vermag eine Stimmung aufzubauen, in der, bei aller Bedenklichkeit des Weges, das Anliegen als ungelöstes bewahrt liegt.

Am Schluß sind beide geheilt. In einer schönen und lustvollen politischen Aktion finden sie zueinander. Jedoch ist mir diese achselzuckende Abgeklärtheit dann widerlicher als Heizas illusorische Verweigerung davor.

*

So, und dasselbe noch einmal. Wieder ein Punk und wieder ein Arzt als Hauptfiguren, diesmal in einer Person. In einem Buch, das viel besser ist als der Ruf, den ihm der Autor vorausschickt und viel schlechter als das Anliegen, das es verkörpern soll. Der Roman trägt den. Titel »Irre« und stammt von Rainald Goetz.

Da gibt es einen ersten Teil, in dem alles verwirrt ist und - wie es sich heutzutage so gehört - die Verwirrung nebenbei ein bißchen mitreflektiert wird. Die vielfältigsten Formen von Psychosen werden von ihrer Erlebnisseite her dargestellt, zum Teil in Ich-Form und äußerst einfühlsam, vermischt mit Splittern psychiatrischer und antipsychiatrischer Theorien, sowie Bruchstücken aus dem Leben des jungen Psychiatriearztes Dr. Wilhelm Raspe, der die Nächte mit seinen Punk-Freunden verbringt. *»Einerseits das gute Rauschgift, die Musikaktionen und die Anarchoszene, andererseits die Arbeit in der Klinik.«* Er bringt das nicht mehr unter einen Hut.

Doch der Arzt Rainald Goetz hat seinen gleichaltrigen Arzt Wilhelm Raspe noch in ein anderes Spannungsfeld gestellt. Er ist einer »dieser verlorenen Generation«, »der 68 zu jung und 77 schon wieder zu alt war«, der als kritischer Psychiater antritt, ohne »die emphatischen Erfahrungen der eigentlichen Achtundsechziger« zu haben, der nachts in der Punk-Scene sich umtut, ohne in »der wilden Zeit, 77, damals in London« dabeigewesen zu sein. Glaser/Stillers Heiza und Rupprecht haben es bei diesem Generationskonflikt einfacher, sie können sich auch einmal prügeln. Raspe muß das allein in seiner Seele austragen.

Dann gibt es einen zweiten Teil, die wirklich hervorragend erzählte Geschichte des Doppellebens von Dr. Raspe. Er kann sich lange mit der psychiatrischen Klinik und ihren Behandlungsmethoden nicht anfreunden, bleibt distanziert, beobachtet, es denkt in ihm. Je mehr er sich dann in die Institution einlebt, je angepaßter und funktionabler er wird, desto exzessiver werden seine Bier- und Drogenräusche nachts und am Wochenende, wo er, wie Heiza, das Glück »im Dumpfsten« findet.

Bis der Bogen so überspannt ist, daß sich Raspe seiner Identität nur mehr durch Rasierklingenschnitte ins eigene Fleisch versichern kann.

Irgendwo im Irrgarten des 1. Teils steht, warum es einen 3. Teil geben muß. Da trifft sich ein Mann namens Goetz, der einen Bericht über die Psychiatrie geschrieben hat, im Berliner »Café Größenwahn« mit einem Freund, der ihm vorwirft, in der Argumentation genau das zu bekämpfen, »woraus er ständig, freilich uneingestanden, Kapital schlage: das Faszinosum der Verrücktheit«. Raspe muß also Goetz sein, und Goetz muß einen 3. Teil schreiben, in dem er die Trümmer der zwischen 68 und 77 und zwischen Psychiatrie und Punk zerbrochenen Identität zusammenträgt zur Faktizität eines Autors namens Rainald Goetz.

Er muß sein Werk den Sinnkonstellationen des literarischen Diskurses entreißen, er muß zeigen, daß es seine eigene Krise ist, die er schreibend bewältigt, er muß seinem Werk um jeden Preis den Stempel der Authentizität aufdrücken und die literarischen Figuren zum Autor depotenzieren, er muß in Klagenfurt beim Vorlesen des Kapitels über Raspes Selbstzerstümmelung zeigen, daß es sein eigenes Blut ist, das in diese Zeilen fließt.

Wieder also ein Rückzug auf bloße Natur jenseits der BIG SINN-Konstellationen, die alle Vereinnahmungen nicht nur von sich abgleiten läßt, sondern die sich auch dagegen auflehnt, die sie bekämpft, literarisch bekämpft. » Zur *Zeit ist es der Öko-Mumpitz und die Friedens-Hetze, nicht zu vergessen die Medien, Video- und Computer-Gefahr.«* Nicht »recht haben« will er, sondern die »Wahrheit von allem« herausarbeiten. Durch Distanzierung will er dieser Wahrheit auf die Spur kommen, was er dabei aber abschüttelt, ist nicht viel mehr als der Zwang, sich irgendwo zwischen den Punks der 1. Generation und ihren schicken Nachfolgern einordnen zu müssen.

Und wieder ist es eine Rezeptionsästhetik des Films (Goetz hat es mit den Achternbusch-Filmen), die das Modell für die Rückzugsstrategie zur vom Sinngetue befreiten Natur abgibt und das Geistesleben als Peinsackparade vorführt. *»Versteht ihr denn nicht, daß ich euch dauernd nichts als wie echte Bilder zeigen möchte!"* Eines der Bilder ist Rainald Goetz, unterwegs zur Realität Jenseits der Sinnkonstellationen. Dem BIG SINN entkommt man nicht dadurch, daß man bei Suhrkamp veröffentlicht und zum Bachmann-Preis fährt.

'Im kleinen mag Goetz siegreich gewesen sein - es ist ihm in Klagenfurt immerhin gelungen, sich nicht an die Kritikercrew zu verschenken, denn die haben ihn gar nicht verstanden - im großen zerstört er auch noch die über den Verwertungszusammenhang hinausschießende Authentizität seiner Erzählung. Goetz habe »seine Leiden als reißerische Medien-Show« Inszeniert, hat die »FAZ« geurteilt. Logisch, in einer Inszenierung kommt Realität immer nur als inszenierte vor. Ich habe Goetzens Anliegen einem Buch entnommen, in dem es das Anliegen eines Erzählers ist. Auch oder gerade wenn ich es noch so verstehe, ist es nichts anderes als Teilnehmer an der Goetzschen Peinsackparade.

Im Lügengebäude der Literatur gibt es kein jenseits. Realität kann man darin einzig bedrängen, indem man noch besser lügt. Der Rückzug auf das »einfache wahre Abschreiben der Welt« wird in der Literatur zu nichts als einer literarischen Realität. Dort aber ist es ein alter Hut mit neuen Bändern.

*

Ich habe eine neue Welt kennengelernt. In ihr gibt es fundamentale Gegensätze: Den zwischen Achtundsechzigern und Punks (oder auch Hausbesetzern), das scheint der Hauptwiderspruch zu sein. Daraus leiten sich andere, nennen wir sie Nebenwidersprüche, ab: Der zwischen Arbeit, die Spaß macht und Arbeit, die langweilig ist, der zwischen zweckhaftem Handeln und selbstgenügsamen Tun, oder der zwischen öder Weltinterpretation und lustvollem Hinnehmen des Gegebenen.

Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit zwischen Inhaber der Produktionsmittel und Lohnarbeiter, zwischen Natur und Geschichte und was es sonst noch an Achtundsechzigerplunder gibt, kennt diese Welt nicht. Da mag mir Goetzens Kritik an einigen Peinsäcken noch so sympathisch sein, so will ich sie nicht teilen.

Wenn sich der Anspruch auf das »totale Leben«, das sinnliche Intensität und Abenteuer sein könnte, nur mehr in illusionärer Selbstgenügsamkeit verwirklichen läßt , in der Ignorierung der Geschichte, die uns hierher gebracht hat, dann bleibe ich lieber bei meinem halben Leben und schaue mich um, ob sich nicht doch noch was denken, machen oder erzählen läßt. just zu dem Zeitpunkt, zu dem sich die jungen von der sozialen Gewalt der alten Geister so bedrängt fühlen, daß sie sich vergewissern müssen, ob sie überhaupt noch da sind, lassen die Hochhalter der alten Geister ermattet die Hände auf den Stammtisch herabsinken und klammern ihn fest, als wäre er die letzte Gewißheit.

Michael Wildenhain: zum beispiel k. Rotbuch Verlag, 10 Mark

Peter Glaser/Niklas Stiller: Der große Hirnriß. Neue Mitteilungen aus der Wirklichkeit. Rowohlt Taschenbuch-Verlag, 9,80 Mark

Rainald Goetz: Irre. Suhrkamp Verlag, ca. 29,80 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 53

Delf Schmidt

Eine schwere Genitivmetapher sitzt im Caféhaus

Die Lyrik-Bändchen von Kristiane Allert-Wybranietz sind über 400. 000 mal verkauft worden. »Dial-a-poem« wird in einer mittleren Großstadt tausendmal pro Woche gewählt. Ist aus dem utopischen Anspruch »schreiben kann jeder« ein »dichten kann jeder« geworden?

»Molly Dondoldos Anwesenheit bringt immer Komplikationen mit sich. Du weißt schon, was ich meine, oder? Nein, du weißt es nicht.«

Ph.K Dick

Es ist erbärmlicher Schund, gewiß, es ist so buchstäblich unsäglich, daß es einem die Sprache verschlägt. Oder es bleibt der Sarkasmus, leicht zu haben, nicht weniger berechtigt darum: Gartenlaube, Poesiealbum und Friederike Kempner, ein Fall von eher sozialpsychologischem Interesse wie Groschenheft und Heimatfilm. Andererseits gilt das alte Graffito (Es war einmal gegen »Bild« gerichtet!): Leute, freßt Scheiße, 400.000 Fliegen können nicht irren. Was ist das Geheimnis dieses Kitsches, was macht ihn zum Poesiealbum der frühen 80er?

Es sind die alten Themen der Trivialliteratur, die hier gehandelt werden, aber auf einen neuen Stand gebracht. Gewisse emanzipative Schritte werden abgesteckt, die das leichte Gefühl von Aufklärung gestatten - und das erklärt, warum gerade linke und alternative Buchläden, zum Teil zähneknirschend, zu Promotoren dieses Erfolgs wurden.

»Lieben, ohne Fesseln anzulegen.« Wunderbar, was waren das für Kämpfe, ehe man so weit war. »Die Vorurteile der andern zurückweisen, Freundschaft dem allgemeinen Tauschverhältnis entziehen«. Ja, was wäre dagegen zu sagen? Woher denn die Empörung über die Texte? Daß das, wofür Sartre und Beauvoir einmal standen, dem nachgerungen wurde in unerbittlicher Promiskuität, so auf den Hund gekommen ist? Daß Positionen, die einmal Bestandteil eines antiautoritären Kampfes waren, zu Formeln kleinbürgerlichen Miefs erstarren konnten, gegen den sie gerichtet waren? Oder entstammten sie ihm sogar, waren sie ihm vielleicht immer, noch in der Negation, verhaftet?

Es passiert ihnen in diesen Texten, was immer passiert, wenn ein Prozeß zum Jargon verkommt. Sie verlieren ihre eigene semantische Bedeutung, bekommen einen Oberton, der sie steuert, der dick auf jedem Wort, jeder Zelle, in der Struktur selbst sitzt: Verständnis, genauer: Einverständnis. Einverständnis nicht nur als Thema, als Therapievorschlag gegen diese verdammte Einsamkeit bei der Lebensfahrt (»Sprich mit den Reisenden«!), sondern als Konstruktionsprinzip der Texte selbst.

Sie sind gebaut nach dem Arrangement von Spruchweisheiten, eine parallele Struktur mit einfachen Oppositionen, magisch eine Geste der Beschwörung, pädagogisch eine solche der Infantilisierung: Einübungen in Wiedererkennen und Bestätigung. Ihre lyrischen Hauptpersonen sind 'jeder', 'wer', manchmal 'wir' oder gleich 'der Mensch' - sprachliche Hohlkörper, in denen leicht mehr als 400tausend Platz finden.

Und noch mehr passen natürlich auf die Gemeinplätze der Therapiekultur. Wo die Gefühle wenn nicht nackt, so jedenfalls unverhüllt herumgehen (»Verkleidung«) und sich nicht regeln lassen wollen wie die Bestecke im Kasten (»Moral«).

Der Gemeinplatz als Spielwiese, auf der »jeder« seine vermeintliche Ursprünglichkeit wiederherstellt. Denn: »Jeder ist ein / Stückchen Gold. / Nur zu viele / lassen sich prägen«.

Damit auch 'jeder' das Bild versteht, das fabula docet am Schluß: »Dadurch geht immer mehr / ihre Ursprünglichkeit verloren.« Gott sei Dank hat das Bild ein Einsehen und verrät die Sache. Gold, vom Ersatz für's Menschenopfer bis zur Anlageempfehlung gegen Inflation, war immer schon Äquivalenzsymbol, das genaue Gegenteil der hier gemeinten Ursprünglichkeit. Und Ursprünglichkeit allerdings, mein Goldstück, ist immer das Ideal, auf das kleinbürgerliches Denken seit seiner realen gesellschaftlichen Bedrohung fixiert blieb.

Die neueste Lyrik stellt sich im 'Jahrbuch für junge Lyrik 1983', "Härter als der Rest« (Oberbaum-Verlag) vor. Sie setzt sich ausdrücklich von solcher therapeutischen und »Verständigungsliteratur» (diese grauenhafte Suhrkamp-Formulierung) ab, der Titel ist schön, ein wenig Politrocker und Avantgarde. Autoren einer Jungen Generation (zwischen 1949 und 1959 geboren), deren Bewußtsein, so die Herausgeber, »In den Zonen und Wundrändern der siebziger Jahre« siedelt. Wo Wundränder sind , da müßte es auch brandig riechen. Ähnlich fiebrig kommt die Anthologie »39'« (Rowohlt 1983) daher, Texte derselben jungen Generation vor allem, in einer Startauflage von immerhin 15.000.

Achtzig Prozent der Gedichte sind sogenannte Alltagslyrik, Lyrik der sogenannten Subjektivität, über die oft genug dasselbe gesagt worden ist. Beliebige Gedichtanfänge aus '39", beliebig verlängerbar:

»Die Klimaanlage zieht warme Luft / ins Großraumbüro, an den Körpern / haften die Polohemden«

»Die städtische Straßenreinigung ist / noch unterwegs (...)«

»Wir sprechen viel vom kommenden Sommer / daß wir verreisen wollen«

Man sage nicht, die junge Generation litte an Sprachlosigkeit. Ihre hier vertretenen Lyriker leiden eher an Geschwätzigkeit, Es ist der sprachliche Gestus einer Urlaubspostkarte, und so sind sie auch lesbar, als private Nachricht. Was macht eigentlich Hans Ulrich? »Wir fahren durch staubige Ebenen / dem Meer zu (...)«. Die Urlaubskarte und das Alltagsgedicht sind inzwischen die letzten Textorte, an denen sich die Grundfiktion eines ursprünglichen, eigentlichen Ichs unangefochten hält .

Brinkmann konnte 1969 in seinem »Silverscreen«-Vorwort noch einen »momentanen Reizwert« in der Privatheit sehen. Die Subjektivierung des Schreibens, die wichtigste Entdeckung der New Yorker Lyrikergruppe, bedeutete Abweichung vom Muster Dichtung, Bruch mit den lyrischen Verschwommenheiten und der Verpflichtung des Gedichts zu großen Themen. Schluß mit den großen Empfindungen, an deren Stelle die augenblickliche, situative Erregung des Schreibenden trat, der durch Irritation das allzu vertraute Alltägliche durchschaubar machen wollte.

Diesen ästhetischen Bruch machte Brinkmann (oder Born und Theobaldy) fruchtbar für die deutsche Lyrik. Das Gedicht öffnete sich für eine neue gesellschaftliche Erfahrung, brach mit der Thesen- und Aufklärungslyrik der Zeit wie auch mit der traditionellen Nachkriegslyrik, ihrer semantischen Vielschichtigkeit und metaphorischen Grundhaltung. Wer daran Mangel an sprachlicher Stilisierung beklagte, übersah, daß die ästhetische (und darin politische) Leistung des Alltagsgedichts - und das Vergnügen an ihm - auch in der Zerstörung des existierenden Lyrikcodes lagen.

Das ist nichts Neues. In der Moderne ist notwendige Literatur immer Schock, Bruch mit ästhetischer Fixierung. Es ist das Literatur(geschichte) gewordene Moment der Revolte, das einmal in der Alltagslyrik steckte. Ästhetische Neuformulierungen durchlaufen aber auch immer den Zirkel von Bruch und Vereinnahmung. Und Vereinnahmung ist es schon, wenn der Bruch zum Code verkommt.

Seit langem ist das Alltagsgedicht zur Konvention erstarrt. Seit seiner Codifizierung zur beliebtesten Ausdrucksform junger Lyrik hat es, zusammen mit dem Witz und dem Schock, auch die Dimension des Öffentlichen abgegeben. Artistische Formen stehen in einem feindlichen Verhältnis zur Privatheit, sie wollen öffentlich wirken. Paradoxon, Vieldeutigkeit, Provokation - alte lyrische Wirkungen - haben sich aus dem Alltagsgedicht geflüchtet. Entweder in andere Gedichtformen (die schönen Gedichte Uli Beckers eröffnen die Berliner Anthologie nicht nur aus alphabetischen Gründen), oder in den Graffiti-Text des Alltags. Und wirken dort in einem öffentlichen Diskurs.

»Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin«. Niemals wurde der Lyriker Brecht so häufig zitiert wie mit diesen Zellen, die nicht von ihm stammen. Und welches Alltagsgedicht käme noch an die kalauernde Brisanz des folgenden Graffiti-Satzes heran? »Als Gott den Mann erschuf, übte sie noch!«

Die Tatsache, daß Lyrik-Anthologien so hohe Auflagen haben, ist offenbar vereinbar mit den Leseransprüchen auf ihren privaten Text. »Es macht betroffen, wenn man sich selbst und seine Empfindungen von fremder Feder (!) aufgeschrieben sieht.« So erklärte sich Kristlane Allert-Wybranietz ihren Erfolg. Abgründig die Antwort eines ihrer Leser, er habe die Gedichte seiner Freundin geschenkt, weil sie das ausdrücken, was er gefühlt habe! Intimer kann man den Bezug zu einem Text nicht formulieren: Der Leser bleibt so sehr im Privaten, daß er selbst noch der Sprache beraubt wird, die ihn ja noch, als Zeichensystem, an gesellschaftliche Öffentlichkeit band. Ein Endpunkt des Privaten, der von der heutigen Alltagslyrik, der Verständigungsliteratur und anderen literarischen Postämtern durch ihren totalen Mangel an ästhetischer Irritation vorbereitet wird: die Sprachlosigkeit als Wirkung der lyrischen Geschwätzigkeit!

Die Herausgeber der Oberbaum-Anthologie scheinen die Verödung des Alltagsgedichts zu spüren. Sie geben ihm Raum, setzen aber zugleich auf Dichtung als »Abenteuer«, als »direkte Aktion«. Rimbaud-Beschwörungen und surrealistische Reminiszenz also ineins, endlich feuern die Berliner mal den Revolver ab, mit dem Breton sein Leben lang nur herumfuchtelte.

Und die junge Generation springt mit Aplomb auf die Bühne: »Hier sind wir noch immer / mit flacherem Atem und schwereren Schritten Hier sind wir mit dem geborstenen Flügel ... / Wir kommen noch einmal: Verschwendung der Farben.« (U.-M. Gutzschhahn). Der Text trumpft auf, die Schlußzelle zeigt noch einmal Stärke: »Mit uns ist zu rechnen.«

Wie kommt 1 S, daß er so fade bleibt? Er spielt auf einen zeitgenössischen Zeichencode von Aggression und Amok an, aber jedes Cajal-Schwarz der Augen und jedes Schweinfurter Grün der Haare sind allemal schwärzer und grüner, sind ein verschwenderischeres Zeichen als die flaue Begrifflichkeit: »Verschwendung der Farben". Der »schwere Schritt« ist federleicht im Vergleich zum hochgeschnürten Realitätszeichen »Armeestiefel«. Der Text findet in der Sprache kein einziges zeitgenössisches Äquivalent, ist aber gesättigt mit Literarizität: Der absolute Komparativ (»mit flacherem Atem, mit schwereren Schritten«) ist lyrisches Signal für Bedeutungsschwere, weil er so wunderschön auf etwas verweist, was dem Text selbst transzendent ist; der geborstene Flügel steht spätestens seit Baudelaire für den eingefangenen Albatros, den Poeten.

Das ist Kennzeichen dieser jüngsten Gedichte: ein krampfhaftes Ringen um den »lyrischen« Ausdruck, der den Text mit einer Sauce aus Kunstgewerbe überzieht.

Der hohe Stil in der Wortwahl: jedenfalls im Gedicht muß man Steine nicht schmeißen, sie werden »aufgelesen«, und es »haftet« offenbar besser, wenn es nicht klebt; das aufgeblähte Bild: im Gedicht darf sich der See noch »mit dem Felsen duellieren«, Dächer »fliegen gen Himmel«, und ein »Segel / aus Gedanken / an dich« wird gewoben. Furchtbar. Die schwere Genitivmetapher sitzt wieder im Caféhaus, diesem »Archipel der Tische« (das lag nach Solschenizyn ja nahe) ... Kurz: das Gedicht darf wieder »ins Bittere wachsen«.

Das ist grauenhaft. Es ist der Versuch, aus der Sackgasse der privaten Beliebigkeit herauszukommen durch den Rückgriff auf Verfahren, die als lyrisch gelten.

Vier Zeilen aus einem Liebes-Alltags-und Reisegedicht: »du legst dich noch einmal zu mir / und wir lassen uns treiben im Rauschen / von Straße und Fluß die sich kreuzen

unter geöffnetem Fenster.«

Vier Zellen mit Anspruch, auf Interpretation hin angelegt, wie jede traditionell lyrische Sprache, also interpretiere ich: Eine Häufung erotischer Konnotationen (treiben, Rauschen, sich kreuzen, geöffnet) suggeriert offenbar einen wunderschönen Morgenfick in einem südlichen Hotelzimmer. Die Situation bleibt im Vagen. Eine besondere Gefühls- oder Erfahrungsqualität (liegt die morgendliche Veranstaltung näher bei Henry Miller oder bei Rilke oder beim Autor?) kommt nicht zur Sprache.

Von der Intention zur Rezeption spannt sich, über die Leerstelle des Textes, ein Bogen. Ein Appell. Man versteht. Dies Verstehen kann auf nichts anderes stoßen als sich selbst, da der Text keinen sprachlichen Überschuß enthält, über den es stolpern könnte. Wo ist, bei dieser lyrisch ambitionierten Sprache, noch ein Widerstand gegen die Wirkung, die die Lebenshilfe-Texte der Allert-Wybranietz produzieren wollen: Wiedererkennen, Verdoppelung, Bestätigung. Eine Literatur des Konsenses. Dies Bemühen um Literarizität soll den Text als einen ästhetischen ausweisen und ihn (und vor allem den Autor!) abgrenzen von der Profanität des Gebrauchs-oder Alltagstextes.

Das ist eine durch und durch altväterlich-epigonale Haltung in der jungen Lyrik, die aber als solche nicht mehr reflektiert wird – was die Chance böte, an so etwas wie zeitgenössische lyrische Sprache heranzukommen. Der lyrisch aufgeladene Text fällt vielmehr dem Gedicht in den Rücken. Verstellt den Blick auf Zeitgenössisches selbst dort noch, wo er so tut, als ob er sich darauf einließe:

»unterwegs platzen die sätze auf, und ich rieche innen das faule / häuser und bebilderte straßen stürzen im gehen /« (S. Klefinghaus).

Aus dem Gedicht »deine stadt, rita«, nämlich Berlin. Es scheint einen besonderen Zeichenkampf auszutragen. Kein Wunder in einer Atmosphäre der »Berliner Simulation«, der sich Bodo Morshäusers Erzählung anzunähern versucht. Was macht das »lyrische« Gedicht? Es schiebt eine Begriffskulisse vor: »Bebilderte Straßen«. Ein laues Adjektiv, das den immensen Zeichenraum »Straße« im Begriff um die Sprache bringt, zwei Bilder, das eine (»straßen stürzen«) expressionistisch, das andere (»platzen die sätze auf«) Bild einer literarischen Technik (Sätze aufplatzen lassen).

Aber kein Gedanke daran, daß in diesem Text auch nur ein Satz aufgeplatzt wäre oder irgendetwas faul röche in der harmonischen Verszelle. Wenn es überhaupt riecht, dann nach den »modrigen Pilzen«, deren Geschmack Lord Chandos im Mund hatte, als ihm 1902 die Worte zerfielen. Wie hätte Adorno gesagt? Die Erneuerung der Lyrik durch veraltete Bilder richtet sich an diesen.

Diese mit Literatur randvollen Gedichte sagen immer nur eines: dieser Text ist ein Gedicht. Auf paradoxe Art erfüllen sie unfreiwillig doch noch zeitgenössische Simulation: als Simulation des Gedichts.

Die beiden großen Strömungen in der jüngsten Lyrik, das epigonale und das Alltags- und Verständigungsgedicht, treffen sich im Moment der Konformität. »Jede Literatur, die diesen Namen verdient, konfrontiert oder unterwühlt die Herrschaftssprache«. Das sagte kürzlich noch Max Frisch. Was er meint, ist Subversivität, nicht lyrische Sozialpartnerschaft.

Literatur-Konkret 1983, S. 58

Diedrich Diederichsen

Der Hippie ist die Mutter der Wende

Alles rückt jetzt näher zusammen: die Rechten sowieso und die Linken sind endgültig gegen das Böse und für das Gute

Mutter ist okay. Sie steht mitten im Leben. Siebenundvierzig wird sie diesen Winter, und ihre Karriere als Dolmetscherin scheint keineswegs schon am Zenith angelangt zu sein. Ihre beiden Kinder sind intelligente, hübsche, junge Leute, beide studieren ein geisteswissenschaftliches Fach, dessen beruflicher Nutzen Mutter zuweilen etwas unklar ist, beide wohnen längst allein, in wechselnden Wohnungen mit Freunden oder für sich, Mutter ist das recht.

Wie in vielen Familien besuchen die Kinder Mutter am Sonntag, sie bringen Wäsche, essen eines der phantasievollen, frei über das Thema eines Wolfram Siebeck-Rezepts improvisierten Gerichte und unterhalten sich mit Mutter nach dem Essen über Politik, Kunst und was dergleichen mehr ist, was einer gepflegten Konversation erst so richtig die nötige Pflege gibt.

Neuerdings amüsieren sich die Kinder immer wieder über einen ratlosen Seufzer von Mutter, neulich getan anläßlich irgendeines zynischen Witzes, den der ältere, Stefan, seiner Schwester bei Tisch erzählt hatte, ich hab ihn vergessen, aber Mutter antwortete jedenfalls: »Mensch, Kinder, manchmal hab ich Angst, daß ihr reaktionär werdet."

Mutter wird nämlich nicht müde, mit den Kindern über diese schreckliche Wende zu reden, sie ist völlig verändert, seit das passiert ist und hat plötzlich Ängste und Probleme, mit denen sie, obwohl sie vorher genauso angsteinflößend und problematisch waren, nie etwas am Hut hatte. Erst seit dem 6. März zählt sie die Raketen und die Arbeitslosen, und erst seitdem erwägt sie, in die Partei einzutreten, die sie, seit sie sich erinnern kann, bedenkenlos gewählt hat, die SPD.

Die Kinder dagegen finden Zimmermann »geil«, lachen sich scheckig über seine Kraftsprüche, drehen bei Strauß-Reden den Fernseher lauter und gähnen nur, wenn sie Vogel sehen. Die Mutter weiß, daß ihre Kinder nicht die politischen Ziele der CDU/CSU vertreten, schließlich hat sie früher genug Ärger gehabt, als die beiden während ihrer Schulzeit immer zu einer dieser K-Gruppen mit einem dieser blumigen archaischen Zwanziger-Jahre-Namen hingingen. Sie versteht nicht, warum die Kinder nicht so besorgt und zu Aktionen motiviert sind, wie sie es ist, wenn sie Woche für Woche in ~>Spiegel« und »Stern«-Titelgeschichten lesen muß, was diese neue Regierung an unserem Rechtsstaat herumdemontiert.

Tja, Mutter ist eine von den vielen Menschen, die einen Kommentar, einen warnenden, mahnenden Artikel sich mitunter so zu Herzen nimmt, daß sie einen Leserbrief schreibt, an die große Zeitung. Ein Leserbrief, der in Kurzform noch einmal wiederholt, was der Artikel resümierte.

Kennen Sie das? Diese Berge von Leserbriefen, die so einem liberalen Warn- und Mahn-Artikel massenweise ihre Zustimmung entbieten, oft noch um pointenreiche Formulierungen im Stile des betreffenden Blattes bemüht. Was denken Sie, wenn Sie im »Spiegel« die Ernte zustimmender Briefe vorfinden, wenn Sie lesen, wie Hartmut Bröner aus Hamburg mitteilt »Schöne Grüße vom Großen Bruder" oder Hans Joachim Heuel aus Bielefeld meint: »Mit Minister Zimmermann auf dem Weg in eine Gesellschaft, in der es keine Geheimnisse und kaum noch Privatsphäre gibt« oder Heinz Kraft aus Aachen die Zelle beiträgt: »Geplant ist der gläserne Duckmäuser«? Was treibt ihn um, den Heinz, warum sagt er, was alle schon wissen, weil sie ja alle »Spiegel-Leser sind, alle den Artikel gelesen haben, aus dem Heinz schließt, was sowieso schon jede Zeile ausspuckt?

Wir denken alle natürlich, es gibt ihn gar nicht, der "Spiegel« hat ihn sich ausgedacht. Ich dachte das jedenfalls bisher, bis ich Mutter kennenlernte, die genau so einen Brief geschrieben hatte und bei der Post eine Fotokopie anfertigte, bevor sie den Brief seiner Bestimmung übergab. Ich linste, am Kopierer hinter ihr wartend, über ihre Schulter und las so einen pointierten, »Findichauch« mitteilenden Dreizeiler. Ich war interessiert und beschloß, Mutter zu folgen.

Ihr Weg führte sie zu einem der Kompaktbilligbuchläden, die man immer häufiger in den modernen, regengeschützten Einkaufspassagen unserer Innenstädte findet. Auch ich verkehre gerne bei diesen übersichtlichen Neuerscheinungshökern und schaue mir an, bei welchen Taschenbüchern die Stapel in welcher Geschwindigkeit kleiner werden. Doch Mutter hat nicht stöbern im Sinn, sie strebt direkt zur orangefarbenen Kasse, ergreift ein längliches, gebundenes Exemplar, zahlt und geht.

Sehen wir uns einmal dieses Buch an: Der »Orwell-Kalender« ist es, ein sogenanntes »schönes Ding«, die Menschen heute sind ja des Plastiks und der Fließbandfertigung müde, sie schicken ihre Kinder in Goldschmiedelehren und bevorzugen die schönen, handgefertigten Dinge, wie ein gebundenes Buch in einem harten, festen, vertrauenerweckenden Einband.

Mutter hat diesen »Orwell-Kalender« aus vielen Gründen gekauft, nicht nur, weil er so handgefertigt aussieht. Zu seinen Herausgebern zählen Böll und Grass, und deren Namen sind mindestens so vertrauenserweckend wie die schöne Gestaltung. Mutter hat kaum etwas von diesen beiden Schriftstellern gelesen. Sie weiß nur, daß sie oft und lang und breit im Fernsehen gewesen sind und daß sie ihren Finger auf die Wunde der Welt legten. Daß sie in einer Zeit, als die Welt noch in Ordnung war, ein großherziger, charmanter Willy Brandt oder ein energischer, selbstbewußter und hochintelligenter

Helmut Schmidt das Zepter fest in der Hand hielten, sowohl Terroristen als auch Amerikanern die Meinung sagten, Ungerechtigkeiten hier und dort bekämpften, daß in dieser Zeit Grass und Böll ständig präsent waren, Freunde der Herrscher, zwar in kritischer Solidarität hin und wieder, aber auf sie wurde gehört.

Sie las damals lieber »gute« Krimis von Chandler und Hammet, von denen es ja auch diese tollen Filme mit dieser tollen Mode gibt, und der Wim Wenders hat ja auch einen gemacht mit dem Hammet, und der Zimmermann, naja. Früher hätte der das nicht gedurft. Da wären Böll und Grass vor gewesen. Und jetzt, wo uns die Amis mit den Atombomben bedrohen und die Russen auch und nur die Friedensbewegung in Ost und West helfen kann, da gehören Böll und Grass auch dazu, ermutigen sie zum Widerstand, und da ist es für jemanden, der gelernt hat, sich in der von Böll und Grass gestalteten Welt wohlzufühlen, jawohl ein Gebot der Vernunft, das genau zu tun, was diese empfehlen.

Dieser »Orwell-Kalender« aus dem Bund-Verlag, so sollte man meinen, gedächte in kalendarischer Form des britischen Schriftstellers, der einen utopischen Roman nach dem nächsten Jahr benannt hat, den um bürgerliche Freiheiten besorgte Liberale stets in der Westentasche stecken haben, um ihn gegen östliche Gulags und Einmärsche oder hausgemachte, konservative Feindbilder zu zücken. Nichts gegen Orwell, aber 1984 im Munde führen heißt im allgemeinen: »Ich laß mir mein kleines Plappermäulchen nicht verbieten.« Vor allem Menschen, die vom Offenhalten des Plappermäulchens leben wie die vielen Herausgeber des »Orwell-Kalenders«, haben allen Grund, vor sowas Angst zu haben.

Aber der »Orwell-Kalender« ist mehr. Ich hab ihn inzwischen gelesen. Er ist gegen alles Böse, nicht nur gegen den Überwachungsstaat. Er gedenkt der Greueltaten des Faschismus, aller möglichen Skandale gegen alle möglichen Freiheiten, des Vietnamkriegs und der in seinem Rahmen begangenen Greueltaten, aber auch des Ostens und seiner Sünden. Am lustigsten fand ich die Greueltat »Veröffentlichung des futuristischen Manifests.« Nachdem ich ein paar kurze Sekunden laut lachte, fiel mir wieder ein, warum dieses Datum nicht fehlen darf. Aus Futuristen wurden Faschisten, aus Faschisten Nazis, aus Nazis Mörder.

Der Standpunkt des »Orwell-Kalenders« ist wie der von Mutter: er erkennt eine Bedrohung durch das Böse, das in allen Systemen wohnt, und warnt und mahnt und klagt dabei das Recht ein, das in keiner Weise bedrohte Recht übrigens, weiter mahnen und warnen zu dürfen, weil das ja ein einträglicher Beruf ist, und wenn es nichts gäbe, das bedroht wäre, so würde die Abwesenheit des Warn- und Mahnanlasses Grund genug sein ein Jammern und Klagen zu erheben, weil das ja das Ende des Warnens und Mahnens wäre, was ja wiederum das Ende der Meinungsfreiheit...

Es wäre übrigens nicht weiter schlimm, wenn das alles wäre, aber es ist schlimm, weil diese zwei Männer die deutsche Linke sind. Etwa nicht? Sonst haben wir keine Linke. Kommunisten darf es hier nicht geben, nicht einmal mehr als Identifikationsfigur für Abiturienten, Kommunismus ist seit Gulag nicht einmal mehr bei Kommunisten statthaft. Auch die Russen haben Raketen. Grüne sind keine Linken, die wollen das Busengreifen, die Tierversuche und den Alkoholismus in der Bundeshauptstadt abschaffen, und wenn sie etwas anderes wollen, kriegen sie Schimpfe, weil sie den kleinen gemeinsamen Nenner verlassen, und anhören tut sich das dann sowieso keiner, und wählen würde sie auch keiner, wenn sie sagen würden, sie seien Kommunisten.

Selbst profiliertere, analytischere Grüne antworten auf die Frage, ob sie Marxist seien, wie etwa Thomas Ebermann mit einem ausweichenden »Karl Marx war ein kluger Mann«. Oder so ähnlich. Eine Feststellung, auf die man sich nötigenfalls wohl auch mit Otto Graf Lambsdorff einigen könnte. Nein, Böll und Grass sind die einflußreichsten Linken, obwohl sie eher Christen sind, die gegen den Satan kämpfen, und Mutter ist ein typischer Vertreter der einflußreichsten und meistdiskutierten Oppositionsbewegung in der BRD.

Da geht sie die Mönckebergstraße runter. Preßt den langen grauen Kalender an sich wie eine Handtasche, die man ihr rauben könnte. Und in ihrem Herzen sieht es grau aus. Traurig-seriös-grau wie der »Orwell-Kalender«. Was kann man nur tun gegen das Böse? Protestieren und blockieren, das mag ja ganz schön sein, aber warum überhaupt? Wo ist die Wurzel des Übels?

Die derart besorgte Mutter greift zum neuen »Spiegel«. Darin schreibt Wilhelm Bittorf etwas über die Verfilmung eines sehr phantasievollen und ungemein erfolgreichen Romans von Michael Ende und stellt die Frage: »Stehen die Erdbewohner nicht genauso dem Nichts gegenüber wie die Phantasier? Droht das Leben auf dem Globus nicht genauso an Phantasielosigkeit zugrunde zu gehen und an den falschen haßerfüllten Phantasien?« Mutter schmeckt daran und findet es richtig. ja, ja, die grauen Städte, mit etwas mehr Farbe gäbe es da gewiß weniger Schizophrenie und Kriminalität.

Es ist eben nie zu spät, ein Hippie zu werden. Der Hippie war doch der erste Protestler, der nicht mehr gegen ein System war, sondern gegen das Böse schlechthin, weil er rausgefunden zu haben glaubte, daß auch das andere System Arbeitslager und Gulag Solschenizyn ... Heute hat er seine Wunderwaffe, die Phantasie, verbreitet und pinselt, wie man in derselben Woche lesen kann, im »Stern" schöne, alte, deutsche Bunker an der französischen Atlantikküste popfarbenscheußlich an und nennt das auch noch Wiedergutmachung. Mutter schmunzelt über den »Stern«-Artikel. Tja, Phantasie muß der Mensch haben, denkt sie.

Mit ein bißchen Farbe sieht der häßliche Bunker gleich viel freundlicher aus. In derselben Woche dokumentiert dieses andere Forum der zahlenmäßig relevanten »Linken", eben mit einem neun Jahre alten Lied Zeppelin-Cover: »Fantasy - die neue Welle«. Wir sehen ein Photo der Gruppe Kiss, die ungefähr so sehr aus dem Geschäft ist, wie die westdeutsche Linke, nur noch nicht so lange, und wir staunen über eines dieser superbescheuerten Arik-Brauer-Bilder, das einmal mehr Menschen um Kleinstlebewesen und Plankton nachempfundene, große, weiche Formen und Figuren gruppiert und den »Stern«-Bildunterschriften-Autor den Klassiker unter den deutschen Feuilleton-Formulierungen aus der Tasche ziehen läßt: »Zwischen Realität und Phantasie«.

Das ist nun nichts Neues mehr für Mutter, ein Arik-Brauer-Poster hängt schon seit Jahren bei ihr in der Küche, und schon oft ist sie vor Pöseldorfer Galerien stehengeblieben, die einmal mehr irgendeinen Osterreicher aus der Schule der »magischen Realisten« für viel Geld feilboten.

So entsteht ein warmer, historischer Gleichklang in Mutters Seele. Dieser Stadtbummel hat doch viel gebracht. Den Leserbrief abgeschickt, den »Orwell-Kalender« erworben und wahre Worte in »Stern« und »Spiegel« gefunden. Vielleicht werden ein wenig Phantasie, mehr Farbe und mehr Led-Zeppelln-Cover doch noch den Holocaust abwenden.

Merkwürdig und unverständlich nur diese Kinder. Am nächsten Wochenende behaupten sie unter wieherndem Gelächter, die Phantasie ist die Mutter aller Kriege.

Literatur-Konkret 1983, S. 63

Horst Tomayer

Das Lied vom kleinen Glück des Kleinschriftstellers

Für Ernst W. Kahl

So zwischen Mitternacht und Morgen
Es wird und wird nicht heller
Liege ich wach
Und denke nach
Über mich und mein Fatum als Kleinschriftsteller
Ich bin ganz gut drauf, weil
Ich fühl mich wie Jack Nicholsen in
Kubricks »Overlookhotel«
(Im Radio läuft die Sendung »Bis zwei dabei«
Man sollte mal wieder einen Schlager schreiben
Als Kleinschriftsteller kann mans ja toll
treiben
Es say)
Bleich schaut der Mond aufs Zellenhonorar
Ich träum, und es ist, als obs gestern war
Doch her ist es schon viele Jahr
In Westberlin wars, im Künstlerwirtshaus »Zwiebelfisch«
Da soff ich mich devot an den Tisch
Des sorgfältig auf unrasiert rasierten
Neoexpressionisten Thomas Brasch und des
Frauenlieblings, Geigespielers und APO-Novellisten Peter Schneider
Da barschte Brasch mich an: »Tomayer, geh weiter
Tomayer, hau ab, Du 'Journalist'! Verpiß Dich, na, hast Dich
noch nicht verpißt?!«
DU JOURNALIST! Nur zwei Worte: DU JOURNALIST!
Aber mir war in diesem Moment, wie wenn mich eine rostige
Kreissäge küßt
DU JOURNALIST! Nur zwei Worte
Doch ich würgte daran wie an einer Seveso-Torte
DU JOURNALIST! Ich fühlte mich so was von gepackt
Wie der Nackte, auf den man mit Fingern weist:
»Kuckma, der is nackt!«
Ich - und einer von der Sorte aasfressender Aale
Ein schleimiger Schmarotzer im Schlamm der journale?
Ich der wegen Vergehen an der Sprache Beklagte und nicht der Richter
Verkehrte Welt: Ich bin nicht der Journalist, ich bin der Dichter!
Ich bin doch, seht nur, liebe Leute, seht

Der nützliche Mistkäfer im Alfabeet
DU JOURNALIST! Oh wie verletzte mich das so brutal
Als risse man mir vom Leibe das Muttermal
Aber war DU JOURNALIST! wirklich nur ein schlimmes Wort
Wie »Hodensteckschuß« oder »Robbenbabymord«?
Schon, schon, es hatte was penibel-Peinigendes
Aber - es hatte auch was heilend-Reinigendes
Denn damals, in jener Westberliner Nacht
Ist mein Kartenhaus der Selbsttäuschung zusammengekracht
Ich sah mich (Damaskus!) plötzlich angestrahlt wie von innerem Licht
Und siehe, ich sah, daß es mir an literarischer Größe gebricht
Und ich gewahrte in entblendender Erkenntnishelle
Das furchtbare Dunkel hinter meiner Karriereendhaltestelle
Und mir fiel es wie Schoppen aus dem Hals
Es reicht zum Kleinschriftsteller - allenfalls
Grad so wie mit Händen begriff ich meinen Charakter
Flotter Dünnpfiff
ordentliches Stückwerk
aber nie ein Dreiakter
Sprachsamen für eine mittlere Reproduktionsparzelle
Nie ein Hektarroman, nicht mal 'ne Tagwerknovelle
Nie ein Schlüsselroman über Kafkas »Schloß«, nie
Höchstens was Beiträgliches in einer Anthologie
Fünfminutenfürze fürs Radio, Telefonate in konkret
Ein Vierzeiler auf nem Poster, ein Dialog fürs Kabarett
Das ist das Höchste der Sprachgefühle, mehr ist nicht drinnen
(Dies bedingt durch den in Kriegskindheit erlittnen
Mangel an Spurenelementen und Vitaminen und die seither progressierende Konzentrationsschwäche,
Die übrigens überhaupt, aber auch überhaupt nichts zu tun hat mit der einen oder andern Zeche)
Das ist klar
Weil wahr
Leicht könnte ich mir die Akte kommen lassen:
TOMAYER, SORGENKIND
Und in den Widrigkeiten blättern: Zugverspätungen, ignorante Lehrer Gegenwind
Mädls, die ihn gehn ließen
Oder, noch schlimmer: Stehn ließen
Mandelentzündungen, Lieblosigkeiten, unverschuldete Schulden einen Haufen
Kurz: Eine Umwelt nicht zum Schützen, sondern zum Davonlaufen
Dies aber wäre schädlich, verhülf es doch nicht
Dem Kleinschriftsteller in seine Pflicht
Nämlich den gutwillig (!) lesenden Leuten
Ein bißchen Feierabendspaß zu bereiten

In diesen wirklich finsteren Zeiten
Wo wir uns alle so furchtbar quälen
Mit dem Rickedirackeraketenzählen

Literatur-Konkret 1983, S. 64

Günter Amendt

Mexiko, das Land des Frühlings

B. Travens Reisebericht über Mexiko ist eine Mischung aus Faszination, Utopie, politischer Klarsicht, latentem Rassismus und unbewußtem Anti-Imperialismus.

Der Indianer lebt. Er hat begonnen, in der Welt mitzusprechen. Er wird sich ein neues Reich schaffen, eine indianische Föderation, ganz und gar uneuropäisch, einzig und ohne Vorgänger. Mit europäischem Bolschewismus wird sie keine Berührungspunkte haben. Ausgehen wird diese Entwicklung von Mexiko, dem Land des Frühlings, denn *»die Arbeiterschaft der zentralamerikanischen Republiken, vielleicht noch mehr indianisch als die mexikanische, befindet sich in einer bemitleidenswerten Knechtschaft des amerikanischen Kapitalismus. Und es scheint durchaus möglich, daß sie in Mexiko ihren Befreier sieht; denn Mexiko ist das erste Volk auf diesem Kontinent, das sich gegen den amerikanischen Kapitalismus und gegen seine Unkultur - die hier wohl empfunden wird - aufbäumt. «*

Das war der Traum, den B. Traven vor mehr als einem halben Jahrhundert träumte, der Traum, von dem sein Reisebericht »Land des Frühlings« erzählt: Chiapas, dem südlichsten Bundesstaat Mexikos. Zweimal in kurzen Abständen habe ich Mexiko bereist. Bis Chiapas bin ich nicht gekommen. Kein anderes Land hat mich so in seinen Bann gezogen wie Mexiko. Was ich bis dahin für Erfahrung hielt, war nur wie eine Probe auf meine Wahrnehmungs- und Erlebnisfähigkeit, selten zuvor habe ich Fremdheit so intensiv und so teilweise bedrohlich erlebt wie in den Monaten, die ich in Mexiko verbracht habe.

Wie ist die Faszination des nachrevolutionären Mexiko auf europäische Intellektuelle zu erklären, eine Faszination, die nicht nur aus dem Reisebericht Travens (1928 erschienen), sondern auch aus den Werken von Anna Seghers und Egon Erwin Kisch, die von den politischen Verhältnissen nach Mexico vertrieben wurden, spricht? Warum kann daran selbst das desillusionierende Wissen von der ungeheuren Korruption der herrschenden Klasse, deren Jeweils amtierender Clan für die Dauer seiner Amtszeit sich in ungeahntem Ausmaß bereichert, nichts ändern?

B. Traven ist in seinem Urteil über die innenpolitischen Zustände seiner Zeit, wie später auch Egon Erwin Kisch, erstaunlich milde. Was in Kischs Fall verständlich erscheint, muß in dem von Traven verwundern. Immerhin erlebte Kisch seine »Abenteuer in Mexiko« unter der Regentschaft von Lazaro Cardenas.(1934-40), einem radikalen Reformer, dessen Agrarpolitik die Landverteilung vorantrieb. Daß mit der Politik von Cardenas jene spezifisch mexikanische Variante eines autoritären Sozialdemokratismus eingeleitet wurde, läßt sich aus der Sicht heutiger Erkenntnis leicht sagen. Zudem urteilte Kisch unter dem Eindruck des deutschen Faschismus, vor dessen Verfolgung er nach Mexiko geflohen war.

Travens Nachsicht gegenüber der Zentralregierung ist problematischer. Seine Erfahrungen in Mexikos Süden machte er in der Ära des Präsidenten Plutarco Elias Calles. Calles regierte repressiv und gegen den Auftrag der Revolution, Land an mittellose Bauern zu verteilen. Herausragendes Merkmal seiner Amtszeit war ein unversöhnlicher Antiklerikalismus. So erlaubte er dem Gouverneur von Tabasco, einem Nachbarstaat von Chiapas, ein Dekret zu erlassen, das katholische Priester zur Eheschließung zwang. Und ein Geschrei hob an in Europas Hauptstädten so laut und so schrill wie die heutigen Hetzkampagnen gegen Libyens oder anderer Länder Unabhängigkeitsbestrebungen.

Bei Traven erfahren wir den Grund für diesen in den Augen der mexikanischen Geistlichkeit und der gesamten katholischen Christenheit schamlosen Fehler: *»Die Zahl der unversorgten unehelichen Kinder im Staate Tabasco, deren Väter Geistliche sind, ist so groß geworden, daß die Kinder anfangen, eine öffentliche Gefahr zu werden, weil ihnen Brot und väterliche Erziehung fehlten.«* Und so kann Traven nichts Frevelhaftes in diesem Dekret entdecken, denn *»die Kirche stellt sich der Aufklärung, der Bildung und dem wirtschaftlichen Befreiungskampf der Arbeiterschaft entgegen.«* Dennoch kann dieser auch in der europäischen Linken der zwanziger Jahre populäre Antiklerikalismus alleine Travens Milde nicht erklären.

Erstaunlich auch, wie wenig Traven auf die historische Sonderrolle des 1824 von Mexiko annektierten Chiapas eingeht. Bereits im ersten Satz seines Buches unterschlägt er historische Besonderheiten, wenn er behauptet: »In mehrfacher Hinsicht stellt er (der Staat Chiapas) ein verkleinertes Bild des ganzen Landes Mexiko dar.« Außer im Maya-Land Yucatan war jedoch die Ausbeutung und Entrechtung der Indigenas (Ureinwohner) nirgends ähnlich brutal wie in Chiapas. Erst unter Cardenas wurden auch in Chiapas wenigstens einige Errungenschaften der Revolution verwirklicht.

Was also könnte Traven die Augen vor den sozialen Verhältnissen verschlossen haben, oder aber: welche Einsicht hat ihn hellsichtiger sein lassen, als der erste Augenschein vermuten läßt?

Sicherlich hat auch er sich, wie viele nach ihm, von den anhaltenden verbalradikalen Proklamationen der Revolutionszeit beeindrucken lassen. Denn ganz unter dem Eindruck der Oktoberrevolution wurde in Mexiko das Wohl der Arbeiter und Bauern Zum höchsten Ziel allen politischen Handelns erklärt. Das tönt auch heute noch so.

Hinter allen den Europäer verwirrenden Widersprüchen aber erscheint klar und unzweideutig eine historische Tatsache, die auch Travens Einstellung beeinflußte: Mexiko war nicht nur das erste Land Lateinamerikas, das sich dem US-Imperialismus widersetzte, auch alle nachrevolutionären Regierungen sahen in den USA einen immer sprungbereiten Aggressor.

Und Travens Nachsicht, seine Geduld gegenüber den inneren Verhältnissen des Landes war mehr Ergebnis einer globalpolitischen Abwägung als etwa die Folge von Gleichgültigkeit oder Blindheit angesichts der fortdauernden Ausbeutung und Unterdrückung von Bauern und Arbeitern. Im US-Imperialismus sah er den Hauptfeind aller humanen gesellschaftlichen Entwicklung. Traven erkannte, daß die innere Entwicklung eines Landes nicht unbeeinflußt von der äußeren Bedrohung verläuft, daß beispielsweise der Versuch, die Landreform durchzusetzen, auch auf den Widerstand des nördlichen Nachbarn stößt. *»Freilich hat die Regierung gegen einen Giganten anzukämpfen, der nicht im Lande sitzt, sondern außerhalb des Landes. So oft die mexikanische Regierung einen weiteren Paragraphen der durch die Revolution geschaffenen Konstitution durchdrücken will, erscheint eine energische Note der amerikanischen Regierung.. Solche Proteste wird man besser zu würdigen wissen, wenn man erfährt, daß ein amerikanischer Großzeitungsbesitzer dreiviertel Millionen Hektar Land in Mexiko* besitzt, *gar nicht zu reden von dem, was die großen amerikanischen Öl- und Minenkompanien an Land und Werten in Mexiko in Händen halten.«*

Die Frage, wie weit äußerer Druck die innere Entwicklung tatsächlich behindert und zwangsläufig bremst, wie weit die herrschende Klasse Mexikos diesen Druck n ur als Ausrede benutzt, um mit dem Imperialismus zu kollaborieren, ob bei diesem Prozeß nicht zuallererst die Indigena-Völker auf der Strecke bleiben, und welches die revolutionäre Antwort auf all diese Fragen und Widersprüche zu sein habe, bestimmt heute mehr als früher die Auseinandersetzungen der mexikanischen und lateinamerikanischen Linken.

Im Oktober 1925 hatte Traven bei der »Büchergilde« angefragt, ob sie Interesse »für Reisen und Abenteuer in Mexiko« habe. Zu einem Abenteuerbuch ist sein Reisebericht nicht geworden. Dazu fehlt alles, was man unter Abenteuerberichten gerade auch von einem Erzähler wie Traven erwartet. Zwar spart er nicht mit subjektiven Eindrücken und Einschätzungen, man erfährt, wie ihm das Essen schmeckt, und wo er die Nacht verbringt, was er schön, und was er häßlich findet, und wie er sich fortbewegt. Doch Abenteuer im landläufigen Sinne erlebt der Erzähler nicht. Was sich ereignet, wird nicht in einen kalkulierten Handlungsrahmen gepreßt, der Spannung erzeugen soll.

Traven ordnet seine Erfahrungen und Beobachtungen unter ethnologischen Fragestellungen im Stil einer nüchternen Studie. Zwar sind seine Romane bereits ergiebige Sekundärquellen, der Reisebericht aber kann den Anspruch einer Primärquelle erheben, muß sich dann allerdings einer scharfen Kritik stellen.

Heutige Leser, auch wenn sie sich nur laienhaft mit ethnologischen Fragestellungen und Methoden befassen, werden nicht selten unter Travens Diktion zusammenzucken und über seine Methoden erstaunen. Ganz im Geist seiner Zeit sind für Traven Eingeborene nicht nur im Karl-May-Jargon »Indianer«, er scheut sich auch nicht, sie »Primitive« zu nennen. Und stolzgeschwellt erzählt er von der Indianerstadt Chamula, wo man ihn stets mit »hochrespektablem Gruß begrüßt « habe.

»Der Grund war wahrscheinlich der, daß ich der am besten bekannte Weiße in Chamula war, weil ich im Laufe von sieben Wochen dort einige tausend Zigaretten verteilte und Unmassen von Bonbons an die Kinder. «

Er mag sie, die Primitiven, er mag sie auf eine komplizierte Weise. In einem Brief an die »Büchergilde« beklagt er sich über seine Unfähigkeit, die »Befreiungskämpfe der mexikanischen Indianer« und der Proletarier dem europäischen Publikum, vor allem ~>den arbeitenden Menschen Europas«, weder in geschichtlicher Form noch in einem Kunstwerk verständlich machen zu können.

Aber hat Traven selbst überhaupt »den Indianer« verstanden? Zweifel sind angebracht, Zweifel, zu denen auch der berechtigt ist, der seinerseits nicht beanspruchen kann, viel vom Leben der Indigenas verstanden zu haben.

Travens Bemühen um Verständnis steht die Neigung zu schnellen Urteilen und nicht selten krassen Vorurteilen im Wege.

Wie »der Indianer« römisch-katholische Riten in seine alte Religion integriert, wie er die christliche Verkündigung interpretiert, was er annimmt und was er abstößt, hat Traven in einem langen Kapitel beschrieben. Daß der Katholizismus überhaupt eine Chance hatte, verdanke er seinem »Pomp«, der »farbenreichen luxuriösen Kleidung seiner Priester«, dem »Weihrauch und dem Gebimmel«. Travens Schlußfolgerung: »Irgendeine andere christliche Religion hätte gar keine Aussicht, unter den Indianern Wurzel zu fassen.« Falsch.

Richtig ist, daß religiöse Sekten mit Stammsitz in den USA, Abspaltungen von Abspaltungen des Protestantismus, ausgestattet mit enormen finanziellen Mitteln und nicht selten in offener Kooperation mit der CIA, ganze Indianer-Völker unter ihre Knute gebracht haben. Mit dem guatemaltekischen Sektenprediger Rios Montt hat sich eine dieser CIA-Kreaturen an die Spitze eines Staates gehievt. Traven versteigt sich aber auch zu Vergleichen und Spekulationen, die nur noch Schrottwert besitzen.

Es bereitet ihm keine Schwierigkeiten, immer wieder die Unvergleichlich keit 'indianischer' Kulturen hervorzuheben und gleichzeitig mit den ordinärsten Vorurteilen zu operieren: »Die Männer verschiedener Rassen mögen sich unterscheiden, die Frauen, in ihrem Grundcharakter, tun es nicht.«

Der »edle Wilde«, weder in der schöngeistigen Literatur noch in den Werken der Völkerkunde eine unbekannte Größe, ist letztlich auch Travens Leitfigur. Seine Wahrnehmung orientiert sich an einer obskuren Theorie vom Verhältnis zwischen Zivilisation und Primitivismus, die schließlich in eine Art aufgeklärten Rassismus mündet.

»Die mexikanische Frage ist keine europäische, sondern eine Rassenfrage ... « Knapp zusammengefaßt, heißt das bei Traven: Der Indianer verfügt über einen ausgeprägten Kollektivgeist und ist insofern ein gesellschaftliches Wesen, und zwar aufgrund seiner Rassenzugehörigkeit. Dieser Charakterzug des Primitiven, der auch »dern Neger« eigen ist, macht ihn dem europäischen Individualismus rettungslos unterlegen: *»Trotzdem viele Neger einen hohen Grad von Entwicklungsmöglichkeiten zeigen und viele ihn auch praktisch bewiesen haben, so sind sie der weißen Rasse weit unterlegen.«*

Das kann doch nicht wahr sein, so offen rassistisch kann Traven unmöglich gewesen sein. War er auch nicht. Es folgt eine Einschränkung, in der er einräumt: *»Sollte sich freilich einmal im Laufe der Zeit das, was wir heute als die Brennpunkte der Zivilisation bezeichnen, Wissenschaft und Technik, so verschieben, daß wir andere Ausdrucksformen menschlicher Zivilisation an die Spitze stellen, dann ist es immerhin möglich, daß der Neger dem Weißen Überlegen sein mag.«*

Kritiker werfen Traven Zivilisationsfeindschaft oder wenigstens doch Zivilisationsmüdigkeit vor. Der Reisebericht läßt das nicht erkennen.

Traven war ein europäischer Intellektueller. Europäisch beeinflußt, nämlich in der Tradition des Rassismus, sind viele seiner völkerkundlichen Grundannahmen. Beeinflußt ist er aber auch von der Oktoberrevolution und den revolutionären Ereignisse in Deutschland. Travens Interpreten versuchen seine »Flucht ins Exotische" mit der Enttäuschung über die gescheiterte Münchener Räterepublik zu erklären. Ich kann das nicht beurteilen.

So sehr sich Traven aber auch für den 'indianischen' Kollektivismus begeistert, so sehr identifiziert er sich mit dem, was er Zivilisation (der Individualisten) nennt. Das Europäische wird sich durchsetzen. Das ist für ihn so sicher, wie die Trauer über den Untergang des Indianischen echt ist. In seiner Fortschrittsgläubigkeit unterscheidet er sich nicht von anderen Intellektuellen seiner Zeit. Da ist ein Widerspruch zu seinen Träumen von einem indianischen Reich, der sich durch das ganze Buch zieht.

Am deutlichsten wird das im Kapitel über die Bedeutung »indianischen" Sprachen. Dieser Exkurs greift in eine Diskussion ein, die bis heute nicht an Bedeutung verloren hat. "*Alle Sprachen, die nur Krümelchen sind unter den großen Sprachen, haben keine Existenzberechtigung in einer Zeit, die andere Aufgaben hat, als mit sentimentalen Empfindungen das Aussterben von Dialekten und Sprachen zu beweinen.«* Geradezu zwingend weist Traven nach, warum die »indianischen« Sprachen bei der Berührung mit der Zivilisation verbrennen müssen. Wer da zu löschen versucht, ist in Travens Augen reaktionär.

In unzähligen ethnologischen Studien wird, ganz in Travens Sinn, nachgewiesen, daß die Nichtbeherrschung der herrschenden Sprache der Herrschenden, im Falle Mexikos also des Spanischen, der Ausbeutung von »Sprachkundigen« Tor und Tür öffnet. Den Akt des Widerstandes aber in der Weigerung, eine fremde Sprache anzunehmen, konnte Traven damals wohl noch nicht erkennen. Denn eine alles überdeckende, jeden kulturellen Unterschied nivellierende Sprache durchzusetzen und mit ihr traditionelle Werte umzukrempeln, ist die wichtigste Aufgabe des Kulturimperialismus.

In diesem Widerspruch leben viele vom Imperialismus niedergehaltene Völker. Wie ist es möglich, am zivilisatorischen Fortschritt teilzuhaben, ohne gleichzeitig die nationale Identität zu verlieren? Traven verhöhnte die Bemühungen »weiter Kreise in Mexiko«, die Sprachen der »Indianer zu erhalten. Man sollte sich beeilen, sagte er, *»sie in öffentlichen und Universitätsbibliotheken einzusalzen«:* Den antiimperialistischen Akt in diesen Bemühungen erkannte er nicht. Heute würde er sich vielleicht auf den Kornpromiß der Zweisprachigkeit einlassen, den die Sprecher der Indigena-Völker selbst vorschlagen.

Es bringt nichts, Traven mit der Arroganz des Besserwissers zu kritisieren. Seine Sichtweise, sein »Versagen« als Ethnologe zu kritisieren, kann nur einen Sinn haben, wenn man die eigene bornierte Sichtweise in die Kritik einbezieht. Die neue ethnologische Sensibilität, die sich überall breitmacht, die eskapistische Identifikation mit möglichst fernen Ethnien fällt auf einen Trick des Imperialismus herein. Nur die Teilnahme am antiimperialistischen Kampf macht diese Sensibilität glaubwürdig und die Identifikation politisch. Dieser Kampf aber findet für uns hier statt.

Die erste Ausgabe von »Land des Frühlings« erschien *1928* bei der Büchergilde, mit Sitz in Berlin - damals noch. Die Neuauflage kam dann *1936* im Zürcher Exil heraus. In Zürich wurde auch die dritte Ausgabe, *1951* gründlich überarbeitet, herausgegeben. Sie ist Grundlage der nun von der Büchergilde (Frankfurt Olten Wien) veröffentlichten zweibändigen Ausgabe.

Lange habe ich kein Buch mehr in Händen gehabt, dessen Gestaltung die Lust am Lesen so anregt wie diese Traven-Ausgabe, von der »Land des Frühlings" ein Teil ist. Selten habe ich ein Buch gelesen und betrachtet, in das die (von Traven selbst fotographierten) Abbildungen so gelungen eingepaßt wurden wie hier. Und nie ist mir beim Lesen der Gedanke aus dem Kopf gegangen, daß diese Travenausgabe eine der letzten Veröffentlichungen dieses traditionsreichen Verlages der deutschsprachigen Arbeiterbewegung sein könnte, wenn die Gewerkschaften nicht doch noch erkennen, welche Bedeutung die Büchergilde auch heute noch haben kann.

B. Traven: "Land des Frühlings«, 2 Bände, Büchergilde, Frankfurt am Main, 48 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 68

Norgard Kohlhagen

Books & Babies & Beef Stews

Die Tagebücher von Sylvia Plath, die nur in den blauen Stunden Zeit zum Schreiben fand, sind jetzt, vom Ehemann bereinigt, in den USA erschienen.

Er ist ein Genie. Ich bin seine Frau!« Hier bin ich: Mrs. Hughes. Und Frau eines Dichters!«

"Wir zwei sind das treueste, kreativste, glücklichste Paar, das man sich vorstellen kann!«

Sätze aus dem Tagebuch der amerikanischen Lyrikerin Sylvia Plath. Sätze, die sie 1956 schreibt. Da ist sie vierundzwanzig Jahre alt, gerade verheiratet mit ihrem Berufskollegen Ted Hughes und überzeugt davon, sie habe mit ihrer Künstlerehe das »ganz große Los gezogen.« Knapp sieben Jahre später hat Sylvia Plath Selbstmord begangen. Tagebuch-Notizen machte die Dichterin noch drei Tage vor ihrem Tod. Aber was sie in diesen letzten und produktivsten Wochen ihres Lebens (damals entstanden ihr Gedichtband »Ariel« und der Roman »Die Glasglocke«) ihrem notebook anvertraute, wird nie jemand erfahren.

Ted Hughes, der Dichter-Gatte, hat für Ordnung gesorgt. Zwanzig Jahre nach dem Tod seiner Frau gab er jetzt ihre Tagebücher heraus: gewissenhaft gekürzt und gesäubert. Ihre letzten Notizen vernichtete er vorsichtshalber insgesamt. »Weil ich nic t wo - te, daß ihre Kinder das lesen müssen«, erklärte er im Vorwort. Und die Tatsache, daß er auch sonst an vielen Stellen Sylvia Plaths Aufzeichnungen »reinigen« mußte, weiß er so zu begründen: »Sie war oft zu scharfzüngig - gerade Leuten gegenüber, die sie eigentlich sehr liebte.«

Das Tagebuch der Dichterin - also die Seiten, die von ihrem Mann freigegeben wurden - beginnt im Sommer 1950. Sylvia ist fast achtzehn Jahre alt und hat ein Stipendium für das Smith College bekommen. An Auszeichnungen und Förderungen ist das junge Mädchen gewöhnt; sie ist erfolgreich und hat gelernt, sich anzupassen. Sie veröffentlicht Gedichte und Kurzgeschichten in amerikanischen Frauenzeitschriften und bemüht sich, immer den richtigen Trend zu erkennen. »Kreativ schreiben« ist ihr Berufsziel.

Im Tagebuch beschäftigt sie sich intensiv mit der Frage, wie sich künstlerische Arbeit und »normales Leben« miteinander vereinbaren lassen. Noch kann sie sich nicht vorstellen, irgendwann einmal zu heiraten und Kinder zu haben. Andererseits, so überlegt sie weiter, kann es doch nicht richtig sein, sich gegen ein normales und konventionelles Leben zu entscheiden. Vielleicht wird sie erst dann, wenn sie verheiratet und Mutter ist, ihre wirkliche Ausdrucksform als Schriftstellerin finden? Oder kann es sein, daß Sie in der Ehe »ganz in einem Mann aufgeht« und das Bedürfnis zu schreiben verliert?

Seitenlang quält sie sich während ihrer College-Jahre im Tagebuch mit solchen Fragen. »Ich sehne mich nach Dingen, die mich am Ende zerstören werden«, notiert sie einmal 1950. Und: »Warum kann ich nicht verschiedene Leben anprobieren wie Kleider, um zu sehen, was mir am besten steht und zu mir paßt?« Sie wird auserwählt, als Gastredakteurin bei der Zeitschrift "Mademoiselle« zu arbeiten. »Schmerzen. Parties. Arbeit.« Steht in ihrem Tagebuch. »Wunderschön ... lerne wahnsinnig viel ... kriege enorme Bildung«. Schreibt sie zur gleichen Zeit an ihre Mutter,

Als sie 1953 nach diesem Redakteur-»Gast-Spiel« erfährt, daß sie für einen creative writing-Kurs nicht angenommen worden ist, belügt sie sich: »Jetzt werde ich lernen, wie man richtig einkauft und kocht ... Das hat in sich einen Sinn.« Aber: »Alle anderen sind entweder verheiratet oder berufstätig und glücklich.« Sylvia hat einen breakdown, einen »Zusammenbruch«, im Sommer 1953. So kommentiert es Ted Hughes, der hier eine Zäsur in ihrem Tagebuch setzt.

Tatsache ist, daß sie einen Selbstmordversuch unternahm und nach monatelangen Elektroschock- und Insulin-Behandlungen wieder »in Ordnung gebracht« wurde. »Tagebücher, falls es sie überhaupt gab, sind nach Platths breakdown im Sommer 1953 verschwunden.« So Ted Hughes. Er versäumt es nicht, in der Zeittafel, die er dem Band beigefügt hat, auf ein wichtiges Datum in ihrem Leben hinzuweisen: »25. Februar 1956: Sie lernt Ted Hughes kennen.«

Nach diesem Stichtag läßt er Sylvia seitenlang ungekürzt zu Wort kommen. Es ist die Zeit, in der sie von einem Leben an seiner Seite schwärmt, von einem Leben, in dem sich alles miteinander vereinbaren läßt: »Books & Babies & Beef stews.« Ihr schwebt vor, Texte unter dem Pseudonym »Sylvan Hughes« zu veröffentlichen. Mit dem Dichter Ted Hughes, den sie 1956 heiratet, will sie »eins« werden. Das ist ausführlich beschrieben .

Kürzungen in ihrem Tagebuch häufen sich ein Jahr später. Das junge Dichter-Paar leidet unter chronischem Geldmangel. Sylvia übernimmt die Brotarbeit und unterrichtet Englisch am Smith College, wo sie einst studierte.

Sie haßt diese Tätigkeit. Das merkt sie recht schnell. Sie haßt mitunter auch den Alltag mit Ted. Immer wenn sie sich in ihrem Tagebuch darüber äußert, mischt der Herausgeber sich ein. Allein achtmal hat Ted Hughes beispielsweise in ihren Tagebuchnotizen vom 19. Mai 1958 (ein Tag, an dem sie besonders »sauer« auf ihn war ...) Sätze gestrichen. Achtmal taucht mitten im Text das Wort »omission« auf: Auslassung.

»Ich glaube, meine Gefahr ist es, zu abhängig von Ted zu werden«, schreibt Sylvia Plath nach zwei Jahren Ehe. »Ich möchte mir mein eigenes inneres Leben aufbauen, meine eigenen Gedanken, ohne seine ständigen Fragen: Was denkst du gerade? Was willst du jetzt tun? Dann höre ich auf der Stelle auf zu denken und überhaupt etwas zu tun.« Ohne Wissen ihres Mannes begibt sich Sylvia Plath im Winter 1958 in eine therapeutische Behandlung. In ihrem - veröffentlichten - Tagebuch kommt nun erst einmal betulich und ausführlich Sylvia Platths Mutter zu Wort.

Daß die nun folgenden Seiten schmerzlich für sie sind, erklärt sie, und Ted Hughes weist darauf hin, wie eng und herzlich in Wahrheit das Mutter-Tochter-Verhältnis gewesen sei. »Das Leben mit ihr war eine Hölle«, schreibt Sylvia Plath. »Ich gebe Ihnen die Erlaubnis, Ihre Mutter zu hassen«, hat die Therapeutin zu ihr gesagt. Sylvia Plath: »Besser als Elektroschock-Behandung: 'Ich gebe Ihnen die Erlaubnis, Ihre Mutter zu hassen.'« Sie wagt nun tatsächlich etwas für sie Ungewöhnliches. Sie macht Schluß mit der akademischen Karriere, von der ihre Mutter träumte, und entscheidet sich für ein Leben als freie Schriftstellerin.

Im Dezember 1959 gehen die Hughes nach England. Sylvia ist schwanger. Ihre Tochter Frieda wird im April 1960 in London geboren. Sylvia Plath' erster Gedichtband (The Colossus«) erscheint im Oktober 1960 in London. Und was Schreibt die Dichterin und junge Mutter in ihr Tagebuch? »Ich finde, daß ich zu allererst dafür zu sorgen habe, daß Ted Ruhe und Frieden hat. Dann bin ich glücklich. Und mache mir nichts daraus, wenn ich erst ein paar Wochen später zum Schreiben komme.« (Mai 1960).

Drei Monate später: »Ich lechze förmlich nach einem eigenen Arbeitszimmer außer Hörweite des Kinderzimmers, wo ich ein paar Stunden am Tag mit meinen Gedanken allein sein kann. Ich bin fest davon überzeugt, daß ich einige gute Gedichte schreiben könnte, wenn ich einen gewissen Zeitraum zur Verfügung hätte, in dem ich ungestört bin.«

Zwei Jahre später schaffte sie sich diesen »gewissen Zeitraum«, und es entstanden ihre intensivsten Verse: gesammelt in dem Gedichtband »Ariel«. Sylvia: »Meine neuen Gedichte haben eines gemeinsam, sie wurden alle gegen vier Uhr morgens geschrieben - in der noch blauen, fast ewig währenden Stunde vor dem Kindergeschrei.«

Sie war allein mit ihren zwei kleinen Kindern in jenem Winter 62/63. Ted hatte sich von , für getrennt und war zu einer Freundin gezogen. »Sylvia Plath blieb unbarmherzig vergnügt und energisch«, beobachtete der englische Literaturkritiker Alvarez im Dezember 1962. Am 11. Februar 1963 drehte Sylvia Plath den Gashahn auf.

Was sie in den Tagen und Wochen vorher empfand, was sie in ihr Tagebuch schrieb, wird nie jemand erfahren. Ted Hughes vernichtet die letzten Notizen der Dichterin. Ihr Tagebuch, so wie er es »freigegeben« hat, endet mit läppischen kleinen Charakterskizzen, die Sylvia Plath über Leute aus ihrer Nachbarschaft gemacht hat. »Weil nur work notes übrig geblieben sind in dieser letzten Auswahl ihres Tagebuchs, könnte man fast den Eindruck haben, daß Plath starb, lange bevor sie wirklich ihrem Leben ein Ende setzte.«

Dieser Satz ist dem Herausgeber als letzter Kommentar zu den Tagebüchern der Dichterin eingefallen.

Bücher von/über Sylvia Plath:

1. Die Glasglocke, Suhrkamp, 1975

2. Ariel, Gedichte, Suhrkamp, 1976

3. Briefe nach Hause, Hanser-Verlag, 1979, Ullstein, 1982

4. The journals of Sylvia Plath. Foreword by Ted Hughes, The Dial Press New York, 1983

Literatur-Konkret 1983, S. 70

Karl Pawek

Weib und Masse sind geistlos

Der Held in» 1984« ist ein Frauenfeind wie sein Schöpfer George Orwell. Seine politische Botschaft ist die der Thatchers, Reagans und Kohls.

Ein paar Monate nur noch, und es wird niemandem mehr in den Sinn kommen, Orwells »1984« zu zitieren. Denn nichts ist langweiliger als eine Utopie für das Gestern. 1984 endlich kann dieser Groschenroman für kleinbürgerliche Intellektuelle dort in Vergessenheit geraten, wo er schon am Tage seiner Erstveröffentlichung hätte abgelegt werden sollen: auf dem Misthaufen der Literaturgeschichte.

Ich könnte es mir einfach machen. Wie jeder Reaktionär war auch Orwell ein Frauenfeind. Für »aufgedunsene, schwerfällige«, »koloßartige Weiber«, »wuchtig wie eine romanische Säule«, hatte er nur Verachtung übrig. Nie würden sich »Weiber« erheben gegen den totalitären Staat: »Es ist soweit! hatte er gedacht. Eine Volkserhebung! Die Proles wachen endlich auf! Als er die Stelle erreicht hatte, sah er einen Pöbelhaufen von zwei_ oder dreihundert Weibern ... «. Orwells einsamer Held Winston weiß nämlich: »Die Frauen, und vor allem die jungen, gaben immer die blindergebenen Parteianhänger, die gedankenlosen Nachplapperer, die freiwilligen Spitzel ab, mit deren Hilfe man weniger Linientreue aushorchen kann.«

Ansonsten ist er ein Sexist wie sein Schöpfer. Auch von Julia, seiner späteren Geliebten, hielt er zunächst nicht viel, wollte sie vorsichtshalber erschlagen. Da wußte er allerdings noch nicht, daß auch sie Frauen und den »Weibergestank« haßt und ihm eine ideale Geliebte wird sein können: »Sie war ganz Hingabe, er konnte mit ihr machen, was er wollte.« Julia erfüllte ihm seinen Traum der Geborgenheit im Uterus: »Wo immer seine Hand hintastete, war alles weich und nachgiebig wie Wasser.« Und sie lernt schnell, was Männer mögen: »Jullas Erscheinung hatte sich in verblüffender Weise verschönt. Mit nur wenigen Farbstrichen an den richtigen Stellen war sie nicht nur sehr viel hübscher, sondern vor allem sehr viel weiblicher geworden.« Noch bedeutsamer aber ist ihre Jugendlichkeit, gilt doch dem Sexisten eine Frau von fünfzig als »ganz alt«, während sich ein gleichaltriger Mann noch in seinen »besten Mannes)ahren« befindet.

Da es unsinnig wäre, einem positiven Helden bewußt frauenfeindliche Haltungen unterzuschieben, müssen diese Zitate das Denken ihres Autors widerspiegeln. Tatsächlich finden Orwells Denkklischees ihre Entsprechung in seinen Sprachklischees. Es ist nicht nur Schuld des Ubersetzers, wenn Orwell uns Lesern mitteilt: »Ein schriller Schmerzensschrei entrang sich ihrer Brust.« oder der edle und tapfere Winston beim Bumsen erleichtert feststellen darf: »Diesmal stand keine Hemmung im Wege.« Orwell schreibt eben, wie er denkt: »Julia war neben ihn getreten; zusammen blickten sie in einer Art Bezauberung hinunter ... « Es lohnt sich, auf Seite 202 nachzulesen, was diese »Art Bezauberung« hervorrief: Eine Frau, deren »mächtige, an eine Stute erinnernde Hinterbacken sich wölbten«.

Bereits diese wenigen Zitate hätten es eigentlich jedem Linken, jeder Frau verbieten müssen, »1983« zustimmend zu zitieren, zumal der Autor auch nicht seine arrogante bildungsbürgerliche Verachtung der Masse (»Weib« und »Masse« treten in reaktionären Pamphleten häufig gemeinsam auf) verschweigt: »Welche Ansichten diese Massen vertreten oder nicht vertreten, wird als belanglos angesehen. Man darf ihnen getrost geistige Freiheiten einräumen, denn sie haben keinen Geist. « Nur beim Lotteriespielen sind für Winston/Orwell die Proles (Proleten), »die kaum lesen und schreiben konnten, zu verzwickten Berechnungen und erstaunlichen Gedächtnisleistungen fähig«. In diese Menschen politische Hoffnungen zu setzen, sei eine »Frage des Glaubens«. Als Erkenntnis dagegen gilt, daß Ungebildete »eine saubere Handschrift« haben.

Falls es nicht solche Banalitäten sind, die viele Leser faszinieren, dann ist es vielleicht Orwells Beschreibung einer uns alle bedrohenden ungeheuren Überwachungstechnologie? Aber auch sie ist nur lächerlich. Da fliegen Polizeistreifen in Helikoptern durch Häuserschluchten, um den Leuten in die Fenster zu schauen, wo doch in jedem Raum ein »Televisor« angebracht ist. Wer warnend auf »1984« verwies, meinte wohl vor allem jene Televisoren (sie sind die einzige technologische Utopie im Roman), die nicht nur empfangen, sondern gleichzeitig auch senden können. Fast niemand vermag sich der Beobachtung durch diese Apparate zu entziehen, der ~>Große Bruder« sieht alles.

Technologisch ist dies durchaus vorstellbar, die Glasfaserverkabelung schafft die Voraussetzungen dafür. (Schon heute wäre es möglich, aus jedem Telefonapparat ein Abhörgerät zu machen.) Die Vorstellung jedoch, jeder Bürger könne jederzeit durch Televisoren überwacht werden, ist schlicht absurd. Mindestens die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung eines Landes müßte dafür als Überwacher tätig sein. Aber nicht nur absurd, sondern komisch ist, daß offenbar alle Jene, die in Anspielung auf diese Televisoren die magische Jahreszahl 1984 nannten, das Buch - was mir sehr verständlich ist - nicht gründlich gelesen haben. Denn nach Orwell gab es solche Televisoren schon 1968.

Alberne Phantastereien, Banalitäten und Sexismus hätten nie ein Buch so bedeutsam machen können für informierte, engagierte Menschen, wie dies bei »1984« der Fall war. Es mußte vielmehr bei seinen Lesern auf Vorstellungen und Ängste treffen, denen Orwell scheinbar allgemeingültigen Ausdruck verliehen hat.

Orwell war einer der wirkungsvollsten Missionare der Totalitarismustheorie. Diese Theorie nimmt ähnliche Erscheinungsformen faschistischer und sozialistischer Gesellschaften zum Anlaß, eine Ähnlichkeit von Faschismus und Sozialismus zu konstruieren. Sie erklärt nichts (ihre Vertreter haben in der Regel vom Faschismus genauso wenig Ahnung wie vom Kommunismus), konnte aber während des Kalten Krieges dazu dienen, einen Teil der allgemeinen Ächtung des (vergangenen) Faschismus auf den (gegenwärtigen) Sozialismus zu übertragen. (Heute soll sie in abgewandelter Form durch eine Gleichsetzung kapitalistischer und sozialistischer Rüstung die Friedensbewegung spalten.) Die Totalitarismuskritik richtete sich dabei verbal auch gegen den Faschismus, inhaltlich zielte sie jedoch fast ausschließlich gegen den Sozialismus. Orwells Roman ist dafür ein gutes Beispiel. Gelegentlich setzt er »deutsche Nazis« und »russische Kommunisten« gleich, doch die totalitäre Gesellschaft, die er beschreibt, trägt eindeutig sozialistische Züge.

Orwells »Engsoz« resultiert aus der Enteignung jeglichen Privatbesitzes (das ist sozialistisch, nicht faschistisch) und beruht auf der Planwirtschaft (die es im Faschismus nur als Kriegswirtschaft gibt). Orwell macht sich lustig über das »Zwiedenken" und meint damit die Dialektik, die dem Faschismus wahrlich fremd war. Seine Beschreibung des Alltagslebens hinter schäbigen Fassaden bei geringsten Schokoladenrationen assoziiert ebenfalls Sozialismus. Und es ist gewiß kein Zufall, !wenn Orwell einen Vertreter der Partei so beschreibt: » ... ein kleiner, hagerer Mann mit unverhältnismäßig langen Armen und einem großen, kahlen Schädel, über den ein paar dünne Haarsträhnen gelegt waren«. Nicht anders wurden in Nazi-Filmen kommunistische Funktionäre karikiert.

Orwells politische und historische Erkenntnisse entsprechen in ihrer Qualität seinen Totalitarismusvorstellungen: »Alle Oligarchien der Vergangenheit sind entweder deshalb der Macht verlustig gegangen, weil sie verknöcherten oder weil sie erschlafften. Entweder wurden sie dumm und anmaßend, versäumten, sich den veränderten Umständen anzupassen, und wurden gestürzt. Oder sie wurden liberal und feige, machten Konzessionen, wenn sie hätten Gewalt anwenden sollen, und wurden wiederum gestürzt.« Dies ist auch nach den Maßstäben der bürgerlichen Geschichtswissenschaft nur mehr naiv. Aber es ist - und das müßte Orwell-Leser erschrecken - die Weltsicht eines Herrn Reagan.

Wann immer Orwell sich philosophisch gibt, entsteht dabei bestenfalls eine pubertäre Polit-Mystik, ein Geschwafel über Freiheit und Wirklichkeit. Am liebsten aber beruft er sich gutbürgerlich auf seinen »gesunden« Menschenverstand, als wäre dieser ein Garant für objektive Erkenntnisse: »Das Handgreifliche, das Einfache und das Wahre mußten verteidigt werden.« Orwell hatte Angst vor der Vermassung, weil er den Verlust dessen fürchtete, was er als Individualität empfand, die bürgerlichen Freiheiten in ihrer wesentlichen Form der freien Marktwirtschaft, des Konsums. Das Leben in London 1984 ist erbärmlich, Planwirtschaft und Sozialismus führten zwangsläufig, wer wüßte es nicht längst, zu Not und Elend. Sogar die Schokoladenrationen müssen immer wieder gekürzt werden. Und wer die Schokolade rationiert, rationiert bekanntlich auch das Denken.

Hier treffen sich Orwells Ängste mit denen seiner Leser und Bewunderer. Wie Orwell sehen sie eine unfaßbare, auch für Orwell unerklärliche Macht, die Partei, terroristisch ihre Freiheit unterdrücken, die Freiheit des liberalen Spießers, ganz spießig, jedoch tiefsinnig glücklich zu sein. Allerdings machte Orwell es auch kritischeren Lesern leicht, sich von ihm verführen zu lassen. Denn dieser Reaktionär war nicht dumm genug, nicht verblendet genug, daß er nicht auch fortschrittliche Ideen aufgenommen und verarbeitet hätte. Relativ klar äußert er sich in »1984« über die Zusammenhänge von Sexualunterdrückung und Gehorsam sowie über die Funktion (nicht jedoch die Ursachen) von Kriegen. Letztlich bestätigt er damit die optimistische These vom Primat der Erfahrung über die Ideologie. In beiden Fällen dürfte eine persönliche Betroffenheit Orwells ideologische Schranken überwunden haben.

Wer immer »1984« zitierte, unterlag hoffentlich einem Mißverständnis. Denn der fanatische Antikommunist Orwell wollte gar nicht so sehr vor gefährlichen Technologien warnen, sondern vor dem Sozialismus, der diese Technologien zur Unterdrückung der Menschen nutzt. Und er meinte nicht nur den real existierenden Sozialismus. Für Bürger Orwell war jeder Sozialismus notwendig inhuman. Seine politische Botschaft aber teilen heute die Thatchers, Reagans, Kohls.

George Orwell, 1984, Ullstein Taschenbuch 3253, 715.-899. Tsd.

Literatur-Konkret 1983, S. 72

Elsbeth Wolffheim

Sein Ziel war der geistige Arbeiter

Fünfzig Jahre alt sind die Polemiken von Kurt Hiller über Krieg und Wiederbewaffnung, über die □ Gewerkschaftswebel□ , die Engstirnigkeit von Monopol-Funktionären, die Zersplitterung der Friedensbewegung und die Uneinigkeit der Linken. Aber veraltet sind sie nicht.

Bonn ist nicht Weimar, Weimar ist nicht Bonn - ich weiß. Aber wenn ch Kurt Hillers politische Publizistik aus der Weimarer Zeit lese, denke ich ständig: dies ist gestern, dies ist heute morgen geschrieben. Zum Beispiel der Artikel aus der »Weltbühne« vom Oktober *1929:* »Heere sind eine unwirksame Waffe gegen den Krieg. Die Neutralisierung ist wirksamer. Namentlich, wenn sie mit völliger Selbstentwaffnung Hand in Hand geht. Angriffskriege sind nachgerade derart verpönt, daß keine einen Angriffskrieg führende Regierung darauf verzichten kann, ihrem Volk weiszumachen, der Krieg sei ein Abwehrkrieg. Ist das angegriffene Land neutralisiert und unbewaffnet, dann gelingt der Regierung des Angreiferstaates dieser Schwindel nicht mehr ... Die deutschen Militaristen pflegen ihre Forderungen mit der besonderen geographischen Lage Deutschlands zu begründen. Eben diese Lage spricht für Neutralisierung; wie sie für die Neutralisierung der Schweiz sprach.«

Ist das Traumtänzerei? Nein, das ist Realpolitik; BRD wie DDR sei sie gleichermaßen empfohlen. Aber Leute wie Kurt Hiller waren schon immer Rufer in der Wüste, und seine paar Nach-Denker hüben wie drüben werdens leider auch bleiben. Es fehlte ihnen die breite Basis für ihren konsequenten Pazifismus, und so sind sie auch ohne Druckmittel. Denn die Gewerkschaften, die es in der Hand habe n, kneifen. Generalstreik für den Frieden? Nicht 'opportun' und 'ungesetzlich' entscheiden die »Gewerkschaftswebel«, wie Hiller sie bissig tituliert, - bis auf ein paar Ausnahmen. Heute wie damals.

Liest man Kurt Hillers (zumeist in der »Weltbühne« veröffentlichte) Polemik gegen Krieg und Wiederbewaffnung, so ist man nicht nur über die Aktualität seiner Argumente verblüfft, sondern auch über die Parallelität der Konstellationen, obwohl Hiller den Nationalsozialismus noch vor sich, wir aber ihn hinter uns haben, weitgehend jedenfalls. Da ist seine ewige Klage über die Uneinigkeit der Linken, da ist seine Enttäuschung über die Friedensbewegung, die zersplittert war (und ist) und heute wie damals angstvoll nach Genf starrt; aber auch seine Enttäuschung über den von ihm im Kern bejahten Marxismus.

Über die Engstirnigkeit einiger KPD-Funktionäre ereifert er sich darum so vehement, weil er von Anfang an überzeugter Sozialist war und blieb. Der KPD hält er vor: »Ihr glaubt den Monopolkapitalismus schlagen zu können, indem ihr einen Monopolkommunismus eröffnet! In Wahrheit haben andre Leute als ihr ein gleiches Recht auf die Praktizierung des sozialistisch-revolutionären Gedankens; manche vielleicht ein besseres; eure große Zahl ist kein Argument.«

Versteht sich, daß er, der »alle sozial-kulturelle Erneuerung« nur dem Sozialismus zutraut, auch der Weimarer SPD mit ihrer Ängstlichkeit, Halbherzigkeit und Taktiererei kräftig am Zeuge flickt, immer mit dem Ziel vor Augen, beide Parteien in einer »roten Einheit« zusammenzubringen, um der Gefahr von rechts ein effektives Machtinstrument entgegenzuhalten.

Dabei argumentiert Hiller, wie der Herausgeber dieser Auswahl deutlich macht, durchaus realistisch, mit ausgeprägtem Sinn für »die praktikabelste politische Zwischenlösung«; fordert er doch einen schrittweise sich stabilisierenden Zusammenschluß von kleinen sozialistischen Bünden, der die Kluft zwischen den beiden großen verfeindeten Parteien allmählich schließen könnte, also keine ad-hoc-Lösung, sondern eine langsame Annäherung.

Die geistigen Grundlagen von Kurt Hiller, längst vor dem 1. Weltkrieg fixiert, sind auf ganz simple Formeln zu bringen: er propagiert »Das Recht über sich selber« (so betitelt der gelernte Jurist seine Dissertation von *1908),* und noch dezidierter: »Das Recht auf Leben«. Darum attackiert er mit hartnäckiger Wut jede, aber auch jede Form von Militarismus, stellt - 1922 - *unmißverständlich* fest: »Sinn und Aufgabe der Reichswehr ist Menschenmord« und rechnet den Befürwortern der Reichswehr vor, daß »Jede siebzehnte Mark in Deutschland für eine sinnlose oder volksschädliche Einrichtung ausgegeben wird«.

Er würde heute das Gleiche sagen. Diesen unbeirrbaren Pazifismus, den er »unter dem Gesichtspunkt des Glücks und der Freiheit der kommenden Generationen ... als die wa*hre Real-Politik«* bezeichnet, hat er freilich angesichts der Nazi-Erfolge gegen Ende der Weimarer Zeit etwas revidiert, trotzdem erklärt er noch *1932* lapidar: »Rüstungen sichern nicht den Frieden, sondern gefährden ihn.«

Hiller hat seine pazifistische Überzeugung nicht nur unermüdlich in Aufsätzen bekräftigt, er ist auch aktiv in der Deutschen Friedensbewegung, aus der er allerdings *1930* ausgeschlossen wird. Und: er ist Mitbegründer des *1918* ins Leben gerufenen »Politischen Rats geistiger Arbeiter«, der die »Unantastbarkeit des Lebens« durch Strafrechtsreformen (gegen die Todesstrafe, gegen den § 175, gegen das Verbot der Abtreibung), durch »gerechte Verteilung der äußeren Lebensgüter«, durch Pressefreiheit und konsequente Verurteilung von Gewalt sichern will. Denn: Nicht Gesinnung, sondern »Tat ist das Verändernde«.

Zugegeben: Die Prämissen von Hillers politischem Credo wirken zunächst - besonders im ersten Drittel dieser Auswahl - irritierend. Der Nietzsche-Anhänger ist ein ferventer Gegner der Demokratie, der konservativen wohlgemerkt (aber nur die sieht er in Weimar verwirklicht); und eine konservative Demokratie lehnt er ab, weil sie geistfeindlich und antirevolutionär ist, weil sie die »Gesamtheit der Mittelmäßigen« repräsentiert, den Mehrheitswillen aus dem Prinzip der Quantität ableitet, nicht aber aus dem der Qualität.

Das klingt elitär, bekennt Hiller sich damit doch zu einem geistigen Aristokratismus, der uns nicht auf Anhieb schmecken will. Aber man darf hier nicht vorschnell urteilen: Er ist durchaus für die Gleichheit der materiellen Ansprüche, gegen die Bevorzugung einzelner aufgrund von Geld und Macht. Und wenn er einer geistigen Elite das Wort redet, dann meint er nicht den Geist aus dem Elfenbeinturm, sondern den, der in der Lage ist, die sozialen und kulturellen Verhältnisse zu verändern.

»Geist ist der Inbegriff aller Bemühungen um Besserung des Loses der Menschheit«, definiert er und trifft sich dabei mit Heinrich Mann, der im Zola-Essay prognostiziert hat: »Die Geschichte gehört in immer steigendem Maße« den »geistigen Menschen.« Der »geistige Arbeiter«, den Kurt Hiller meint, wird also zum Vorreiter und Vor-Denker bestimmt -, das muß, das kann man akzeptieren, allerdings mit der Einschränkung, daß daraus keine Privilegien abzuleiten sind, allenfalls noch mehr soziale Pflichten.

Diesen Einsatz hat er gewagt, im März *1933* wird er dafür von den Nazi eingesperrt. Nach abenteuerlicher Flucht aus dem KZ lebt er zunächst in Prag, dann in England im Exil und kehrt *1955* nach Deutschland zurück. *1972* stirbt er in Hamburg.

Kurt Hiller: »politische Publizistik von 1918-33" ,hg. von Stephan Reinhardt, Wunderhorn-Verlag, ca. 25 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 74

Stefan Berkholz

Ich schrieb bloß für den Tag

Hardy Worm war so bescheiden, hellsichtig, kämpferisch und einfallsreich wie Tucholsky, aber auch naiver. Vor zehn Jahren starb er völlig unbekannt in Berlin.

Als Eberhard Friedrich Worm wurde er am 8.2.1896 in Berlin geboren. War Soldat im ersten Weltkrieg und ging wie viele andere als überzeugter Kriegsgegner aus dem verordneten »Stahlbad« hervor.

Worm wurde politisch aktiv. Er nahm an antimilitaristischen Veranstaltungen und Kundgebungen teil, war Mitglied eines Soldatenrates im Revolutionsjahr und erhielt *1919* eine mehrmonatige Gefängnisstrafe wegen »staatsumstürzlerischer Umtriebe«.

Er schrieb sich die Finger wund. Warnte, polemisierte, klärte auf. Verfaßte Gedichte, Parodien, politische Glossen im Stil eines Satirikers. Stellte erschüttert die verpaßte Gelegenheit zum Umsturz fest. Und schrieb bereits *1919:* »Diese im Blutrausch großgezogene Generation ist nicht mehr zu bekehren. Es müßte denn eine Revolution kommen.« Sie kam als Gegenrevolution.

»Das Ende der Republik« nannte er einen *1921* verfaßten Artikel: Irgendwo werden Arbeiter erschossen. Wen schmerzt das? (...) Irgendwo werden Schandurteile gefällt, Gefangene mißhandelt. Reaktionäre werden freigesprochen, Sozialisten fliegen in die Zuchthäuser. Es herrscht eine schamlose Klassenjustiz. Aber deswegen rührt sich keiner. Und man erkennt mit Entsetzen, wie wenig echte Republikaner es gibt. Wie wenig Menschen es gibt, die eine Züchtigung, die ein anderer ungerechterweise empfängt, schmerzt. Man hat das Empfinden, als rede man zu Steinen. Man hat das Empfinden, als besäße niemand Vernunft und anständige Gesinnung. Die Republik ist verloren. Es gibt keine Republikaner. Der deutsche Unteroffizier putzt seine Ordensschnalle.«

Dermaßen vernichtend zu urteilen wagte selbst ein so hellsichtiger Warner wie Tucholsky zu dieser Zeit kaum. »Skepsis, die tödlich wirkt«, Schrieb Worm. Und: Es »kann mutlos machen.« Er sagte *kann,* und hielt bis *1933* aus. An vorderster Linie der Hitler-Gegner. Beobachtete den wiedererstarkenden Militarismus. Ging mit dem »Bürger Mondmilch«, dem »Bürger Bitter«, dem »Bürger Wollenwanst« hart ins Gericht: »Die Deutschen werden schon wieder ein Kulturvolk werden. An deutschem Wesen soll die Welt genesen (Patenthosenknöppe, Filzlatschen, Zippelmütze. Ausfuhr bewilligt)."

Erfinderisch war er in der Namensgebung. Er gab sich die unterschiedlichsten Pseudonyme. Tucholsky mit seinen vier Decknamen war dagegen ein Waisenknabe. Und Worm? Ossip Harlander, Lo Merrit, Frank Ripper, Pick Nick, Klaus Störtebeker, Orie, Paddy Flip, W. Rom, Hardy Rosini sind nur die häufigsten und bisher eindeutig ermittelten.

1922 gehörte er zu den Gründern des Kabaretts »Die Rote Nachtigall«. In einem Brief an den Herausgeber der drei DDR-Auswahlbände, Wolfgang U. Schütte, schrieb er: »Tucholsky, dem die literarische Leitung übertragen worden war, kniff im letzten Augenblick, und wir anderen, die wir wochenlang umsonst gearbeitet hatten, zerstritten uns. Bei der Premiere kletterte Hans Hyan im Samtjackett auf die Bühne und machte Conférence wie im Jahre *1910.* Ringelnatz war besoffen, schwenkte ein schwarz-rot-goldenes Fähnchen und wurde ausgepfiffen.«

Als Reporter und Chefredakteur arbeitete er für die Berliner »Freie Presse«, war Mitarbeiter Im USPD-Wochenblatt "Freie Welt«, zeitweise auch für die »Rote Fahne«. In der »Berliner Volkszeitung« fand er schließlich sein eigentliches Betätigungsfeld. Daneben schrieb er für das »Berliner Tageblatt«.

Seit *1931* war er Chefredakteur der neugegründeten satirischen Zeitung »Die Ente«, betitelt nach dem französischen Vorbild »Le canard enchainé«. »Ich schrieb die satirischen Leitartikel, Erich Mühsam die Glossen, Erich Weinert das Kampfgedicht der Woche.« Hinzu kamen Kästner, Ossietzky, Mehring, Roda Roda, Oskar Maria Graf, Joseph Roth und andere. Ein buntes, antifaschistisches Kampfblatt entstand, das bis zuletzt gegen die Nazis Front machte. Theoretische Gedankengänge waren weniger Worms Sache. Er suchte die direkte Konfrontation: »Ritterlichkeit diesen Leuten gegenüber wäre ein Verbrechen. Wenn einer mit der Mistgabel auf dich losgeht, mußt du ihm eins mit dem Dreschflegel um die Ohren hauen.«

Hardy Worm war höhnisch und naiv zugleich. Er machte sich über den »nationalsozialistischen Steißtrommler Streicher« und über den »Schaumschläger« Goebbels lustig, indem er sie als »braune Stallknechte« und »Krawallnutten des Kapitals« bezeichnete. Er machte die Nazis lächerlich, indem er sie und ihre Zeitungen zitierte. Sie schlugen zurück. Zunächst ebenfalls in ihren Zeitungen, dann mit Gewalt. Die Redaktion wurde überfallen, Worm war glücklicherweise nicht anwesend. Er floh, überlebte mühsam im Exil in Frankreich und England als Verfasser von Kriminalromanen. Und nannte sich jetzt Ferry Rocker.

Als Wolfgang U. Schütte seine Arbeiten ausgrub, lebte er zurückgezogen wieder in Berlin. In einem Brief schrieb Worm *1972:* »Ich hör mir so nebenbei das Gebarzel aus dem Bundestag an. Jetzt wird mir erst verständlich, warum ich die

Staatsbürgerschaft gewechselt habe.« Er war mittlerweile Österreicher geworden. Die Neuerscheinungen seiner Arbeiten erlebte er nicht mehr. Vor zehn Jahren, am *29.* August *1973,* starb er. Keine Zeitung nahm davon Notiz. *1976* erschien »Das Hohelied vom Nepp« (Berlin/DDR), *1981* »Rund um den Alexanderplatz« (Berlin u. Weimar), *1982* »Streifzüge eines Ironikers« (Berlin/DDR). Die Auflagen stiegen, allerdings nur in der DDR. In der Bundesrepublik erschien *1981,* von der Öffentlichkeit so gut wie unbemerkt, eine schmale Ausgabe seiner Streifzüge durchs Berlin der Zwanziger Jahre, sowie ein Nachdruck von »Das tolle Entenbuch«, das *1933* grad noch erscheinen konnte. »Wissen Se, Herr Schütte«, hatte Hardy Worm einmal zu seinem Herausgeber gesagt, »ich habe doch bloß für den Tag geschrieben und nicht für die Ewigkeit.« Diese Bescheidenheit kennen wir auch von Tucholsky.

Und in einem Brief schrieb er: »Heroisiert uns nicht«.

Hardy Worm: »Mittenmang durch Berlin", Verlag Klaus Guhl, Berlin, 1981, 16,80 Mark

Hardy Worm: »Das tolle Entenbuch«, ebenda, 1980, ca. 12 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 75

Michael Ben

Das Buch war sein Kumpel

200.000 Taschenbücher von »Am Fließband«, der Abrechnung mit Henry Ford, kaufte die Automobilarbeiter-Gewerkschaft 1937 ihren Mitgliedern.

Lenins Plädoyer in »Was tun?« für Unbescheidenheit, Allseitigkeit, Weltliteratur und gegen versimpelte Tendenzliteratur paßt vorzüglich auf ganze Scharen von Upton Sinclairs Vor- und Nachäffern, auf die Menschenfreunde, die mit künstlich verkümmerter Schmalspurästhetik den Jammer der Unteren formulieren, um die Exzesse der bestehenden Gesellschaft zu mildern, auf die Kinderbücher für die Arbeiterklasse, in denen anstelle wesentlicher Menschenbilder konjunkturabhängiger Reformbettel geboten wird.

Allerdings läßt sich auch Lenin dogmatisch versimpeln, wenn man wie Lukács etwa auf den Sinclairschen Reportageroman mit einem formalistisch-altertümelnden Realismusbegriff eindrischt. Brecht in dieser berühmten Debatte: »Die Technik des Balzac macht aus Henry Ford keine Persönlichkeit von der Art des Vautrin, aber, was schlimmer ist, sie gestattet nicht, die neue Menschlichkeit des klassenbewußten Proletariers unserer Zeit zu gestalten. Upton Sinclairs Technik ist nicht zu neu, sondern zu alt für solche Aufgaben. Da ist nicht zu wenig Balzac, sondern zuviel Balzac.«

Die Reportageromane Sinclairs (18781968) sind so vollgestopft mit Realität, daß sie über die Erscheinungsformen des US-Kapitalismus der 1. Jahrhunderthälfte hinaus aktuelles Material über die Entwicklung dieses immer noch so bedauerlich lebendigen Systems liefern - trotz Sinclairs Werdegang von einem oft komisch überheblichen American way des Sozialismus zum konformen kalten Krieger auf seine alten Tage, der sich vor seinem Tode noch einmal zu Gunsten der Sowjetunion korrigiert. (1953 beendete Sinclair seine antifaschistische, erfolgreichste Romanserie mit einem Helden, der seine Schwester als Sowjetspionin entlarvt: »Lanny Budds Rückkehr«).

Viele von Sinclairs über 80 Büchern und 20 Theaterstücken waren auch in Deutschland verbreitet, so »Petroleum« 1927, die von Piscator 1928 uraufgeführten »Singenden Galgenvögel« oder der dann durch Brechts Verarbeitung für seine »Johanna der Schlachthöfe« in den Schatten gestellte Roman »Der Dschungel«. Damit hatte Sinclair die Chikagoer Schlachthöfe so diskreditiert, daß die Gesetze zur Lebensmittelüberwachung geändert werden mußten. Weniger gegen die Tierquälerei und die unhygienischen Verarbeitungsmethoden als gegen die Menschenquälerei engagiert, kommentierte Sinclair seinen parlamentarischen Erfolg ironisch: »I wanted to hit them in the heart, I hit them in the stomach!«

Sinclair gehörte zu den »muckrakers" (= Mistharker, Nestbeschmutzer, Dreckwühler), wie Theodore Roosevelt Strauß-like eine Autorengruppe beschimpft hatte, die gegen monopolkapitalistische Exzesse und den korrupten Filz von Administration und großem Geld schrieben. Als nach der Weltwirtschaftskrise viele Amerikaner die erste Stufe des Sozialismus für gekommen hielten im »New Deal« (ab 1953) Franklin D. Roosevelts und seinem »National Recovery Act" (konzertierte Aktion), schrieb Sinclair zur Zeit der »sit down striks« und Fabrikbesetzungen »The Flivver King« (Der Karrenkönig) über den Menschenfreund Henry Ford und seine am Fließband humanisierten Menschen.

Unter dem Titel »AmFließband« hat der März-Verlag das Ford-Buch jetzt wieder aufgelegt »wegen der aktuellen Bezüge zur gegenwärtigen politischen Situation in den USA und zum Problem der Arbeitslosigkeit hier«. Gemeint ist wohl eine Situation, in der Reagan, während die »Konferenz der Bürgermeister hungernder Städte« in den USA tagt, den Wirtschaftsaufschwung bei zunehmender Arbeitslosigkeit und Massenverelendung meldet und regierungsamtlich bereits jeder 5. Bewohner des höchstentwickelten Industrielandes als Analphabet gilt.

Die Flivver-King-Erstauflage wurde 1937 gleich in Form von 200.000 billigen grünen Taschenbüchern von der Automobilarbeiterwerkschaft in die Gesäßtaschen der Overalls befördert, wo sie - längst gelesen - immer mitgeführt wurden, um schnell eine Argumentation vorzubereiten oder sich beweiskräftiger Fakten zu versichern. »Das Buch war sein Kumpel« wird man hier sobald nicht von einem Arbeiter in der geheimen Roboter-Halle 54 in Wolfsburg sagen, obwohl bei Sinclair viel mehr über die politische Geschichte heutiger Rationalisierung zu lernen wäre als aus den sozial-technologischen CAD/CAM-Erläuterungen der Gewerkschaftsmagazine. (Wenigstens haben die Ruhrfestspiele 1981 versucht, Sinclairs Ford-Stoff durch die Westberliner Theatermanufaktur bearbeiten zu lassen.) Zu den »aktuellen Bezügen« bei uns gehört neben der Arbeitslosigkeit auch die von den CDU-Vordenkern empfohlene Abkoppelung des immer weitmaschigeren sozialen Netzes vom Lohn.

Knapp und reißerisch erzählt Sinclair mit seinen beiden Helden 40 Jahre amerikanischer (Arbeiter-) Geschichte: parallel zu Henry Fords Aufstieg vom Erfinder zum Autokönig der Massenproduktion die nicht aufsteigende Biographie »seines ergebenen Arbeiters« Abner Shutt, wenn auch ohne die biblische Konsequenz der Kain-und-Abel-Story.

»Die Shutts hatten keineswegs den Wunsch, der Arbeiterklasse erhalten zu bleiben ... «. Vater Abner, der als Kind noch dem Erfinder geholfen hatte, seine Karre ohne Rückwärtsgang wieder in die Werkstatt zu schieben, avancierte zum

Vorarbeiter in der großen »Ford-Famille«, die 18 Jahre lang ab 1913 den US-Vw, das legendäre »Modell T« in jeder Farbe produzierte, vorausgesetzt sie war schwarz, wie Henry zu scherzen pflegte.

In der Depression verliert der »Esel der Industrie«, Abner, seine Ersparnisse und fliegt raus. Abners Sohn Tom geht vom College in die Ford-Betriebsarbeit und fliegt als »Roter« raus. Er arbeitet für die Bildung der einheitlichen Autoindustriegewerkschaft (UAW) und den Congress for Industrial Organization (CIO - dem DGB analog), was damals so lebensgefährlich war, daß Versammlungen in völliger Dunkelheit abgehalten werden mußten, damit die Spitzel keine Gesichter identifizieren konnten.

Verschränkt erzählt Sinclair von einem Dinner für Henry Ford, bei dem die weißen, angelsächsisch-protestantischen Elitebräuche gepflegt werden, die für das Management von General Motors, Ford und Chrysler bis heute gelten, und davon, wie Tom Shutt und seine Frau zusammengeschlagen werden. Am Vater-Sohn-Konflikt von Knecht Abner und dem Gewerkschafter Tom entwickelt Sinclair den Klassenkonflikt.

Aus dem Gleichklang Abner-Ford wird der Antagonismus Ford-Tom. Tom sitzt im Gefängnis, und Ford ist der Gefangene seiner Dollar-Milliarde geworden. »Die Passage ist eine der gelungensten literarischen Umsetzungen der Lehre vom Geldfetisch ... wie vielleicht das Automobil das vollkommenste Produkt des Warenfetischismus ist«, schreibt Dieter Herms, der die Sinclair-Werkausgabe besorgt hat.

Sinclair, der 1919 tatsächlich versucht hatte, Henry Ford zum philanthropischen Kapitalisten zu bekehren und 1933 gerade durch die Gegenpropaganda von Big Business die californische Gouverneurswahl verloren hatte, tritt in seinem Buch als ein Schriftsteller auf, der sich an Fords gesellschaftlicher Charaktermaske abarbeitet, während Fords Werkschutz in Demonstrationen schießt und Opfer, die nur verwundet sind, mit Handschellen an die Betten des Werkkrankenhauses fesselt.

Der Glanzpunkt von Sinclairs selbstironischer Rache an Ford ist die Debatte zwischen Ford und dem Rasierklingenkönig Gilette, der eigens einen Sekretär zum Spitzen der Bleistifte beschäftigt, mit denen alle Schädlichkeiten der erblichen kapitalistischen Industriemonarchie gewissenhaft und bändefüllend notiert werden. Vergeblich trug der alte Gilette sein sozialreformerisches Erbe samt Messias-Rolle dem jüngeren Ford an.

Das Gespräch der beiden liest sich wie eine kabarettistische Zusammenfassung aller 3. Wege bis zum Konflikt zwischen Ikea und Palme in diesem Sommer, als in Schweden ein aus Löhnen und Profiten gespeister Arbeitnehmerfond installiert werden sollte, der mit jährlich 0,5% der Lohnsumme in einigen hundert Jahren maximal 49% des Kapitalismus aufkaufen dürfte, Sozialismus Marke »Neue Heimat.«

Gegen Gilettes Palme-Sozialismus fordert Ford einen Albrecht-Kapitalismus und die Privatisierung auch von Feuerwehr und Post. Seine detaillierte Begründung: »Ich habe nichts als gesunden Menschenverstand«. Aus dem anfangs human-pazifistischen Erfinder-Unternehmer wird mit dem Wachstum der Dollarmilliarde der brutalste aller Ausbeuter und Kriegsgewinnler, der Eiferer gegen alles Unamerikanische, gegen die Jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung, der zur Freude des 1915 wiedergegründeten Ku-Klux-Klan in den dreißiger Jahren Fritz Kuhn als Chemiker anstellt, Hitlers obersten US-Nazi vom »Deutsch Amerikanischen Bund«.

Lange vorher hatte Ford sich die Zeitung »Unabhängiger Deaburner« als »Stürmer« gekauft. Noch viel früher hatte Ford behauptet: »Gute, tüchtig geleistete Arbeit müßte von rechtswegen hohe Löhne und niedrige Kosten des Lebensunterhaltes zeitigen« und: »Es zeugt von schlechter Geschäftsführung, Gewinn aus den Arbeitern und Käufern herauszuschlagen«.

Sinclairs literarische Technik konstituiert der Form nach einen Klassengegensatz, einen Widerspruch, der aber nicht zu seiner revolutionären Aufhebung hinwegbewegt werden soll. Der utopistische Sozialdemokrat wettert sehr sachkundig gegen den bösen alten Ford zugunsten des guten Jungen.

Um nochmals den hierorts so unbeliebten Lenin zu bemühen: 1915 nannte er Sinclair einen »Gefühlssozialisten, ohne theoretische Bildung ... naiv in seinem Appell, obgleich dieser Appell im tiefsten Grunde richtig ist«. Der Zweck hat seine Mittel nicht geheiligt.

Upton Sinclair: »Am Fließband. Mr. Ford und sein Knecht Shutt«, März-Verlag, 29 80 Mark

Philip S. Foner/Reinhard Schultz: »Das andere Amerika. Geschichte Kunst und Kultur der amerikanischen Arbeiterbewegung,« Elefantenpress, 38,- Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 77

Norbert Klugmann

Die kleinen Sächeli erhellen den Fall

Wenn der Schweizer Friedrich Glauser mal nicht interniert war, hat er in einem Kohlebergwerk, auf dem Monte Veritá, in der Fremdenlegion oder als Gärtner gearbeitet, gelebt und geschrieben.

Nicht drängen! Es kommt alles von selbst, wenn man genügend Geduld hat.« Und Geduld hat Fahnderwachtmeister Studer, der Held in fünf Kriminalromanen des Schweizer Schriftstellers Friedrich Glauser (1896-1938). Studer ist ein »älterer Mann, an dem nichts Auffälliges war: Hemd mit weichem Kragen, grauer Anzug, der ein wenig aus der Form geraten war, weil der Körper, der darin steckte, dick war. Der Mann hatte ein bleiches, mageres Gesicht, der Schnurrbart bedeckte den Mund, so daß man nicht recht wußte, lächelte der Mann oder war er ernst.«

Studer, Fahnderwachtmeister bei der Berner Kantonspolizei, hat noch sechs Jahre bis zur Pension. Einst war er Kommissär bei der Stadtpolizei, dann hat er sich »die Finger verbrannt« an einer Bankaffäre. Danach »bin ich in Ungnade gefallen und hab wieder von unten anfangen müssen.« Er ist seit 25 Jahren verheiratet und »kann nicht klagen«. Hedwig heißt sie, genannt »Hedy«. Frau Studer nennt ihren Mann: Vatti. »Das ging ihm manchmal auf die Nerven.«

Ganz selten gestattet sich Studer Nachdenken über seine Rolle. »Es war doch eine Schweinerei... da hatte man ein Gehalt von ein paar hundert Franken im Monat, es langte wohl, es langte ganz gut, und für das lumpige Gehalt war man verpflichtet, den Kanalräumer zu spielen.« Daß sich die Gesellschaft die ordnende Kraft Polizei auch deshalb hält, damit die herrschenden Verhältnisse keinen Schaden nehmen - man traut Studer ZU, daß er das weiß. Seine Entscheidung, dabei mitzumachen, ist vor langer Zeit gefallen. Seine Spielregeln sind: Fairneß, menschliches Interesse für die beteiligten Personen, Geduld, die Fähigkeit zuzuhören. »Ich brauch' weniger die Tatsachen als die Luft, in der die Leute gelebt haben... verstehst? So die kleinen Sächeli, auf die niemand achtgibt und die dann eigentlich den ganzen Fall erhellen."

Immer wieder muß Studer von Berufs wegen in ländliches Milieu. Dort wimmelt es von bizarren Charakteren. Sie sind verstrickt in Schuld oder Schulden, schweigsam, Außenseiter. Der »Kantönligeist« der Schweiz bekommt Geruch und Gesicht.

Polizist Studer hat seine Karriere hinter sich, das macht ihn freier. Angesichts der Fahndungsmethoden des Wachtmeisters überkommt es einen Untersuchungsrichter: »Der Kerl ist)a ganz verrückt!... der richtige Querulant... ein Gerechtigkeitsfanatiker! Daß es so etwas noch gibt!«

Alkohol und Essen, das mag Studer.,..und trank das Glas in einem Zuge leer. Dunkel fühlte er, die Sache hier konnte man nüchtern zu keinem guten Ende bringen.« Grog ist Studers »Universalmedizin«, und für einen Kirschschnaps ist er jederzeit zu haben. Er raucht Brissagos, und bei diesem Anblick läuft ihm das Wasser im Mund zusammen: »Die Kellnerin lief mit Tellern herum, auf denen schlanke Emmentaler-, feiste fetttropfende Kümmiwürste oder mattschimmernde Cervelats lagen".

Zu Frauen hat Studer ein Kernseifen-Verhältnis. Er ist gegen Schminke und Puder, weil man darunter nicht erkennt, ob die Frau beim Verhör errötet oder erbleicht. Seiner Gattin hat er die Lektüre von Courths-Mahler abgewöhnt. »Und dann, die zwei anderen in weißen Mänteln, das waren ja, my Gotts tüüri, Frauenzimmer. Studer wurde förmlich und kalt. Er hatte eine ausgesprochene Antipathie gegen berufstätige Frauen. Die beiden waren auch nicht weiter interessant... die eine war groß, die andere klein. Was lag schon an ihren Namen?«

Reizvoll sind die Passagen, in denen überraschend und in aller Kürze Bosheit und Polemik aufblitzen. Gesichtshaut erinnert an »Tilsiter Käse«. jemand betrachtet sich im Spiegel und »murmelte Worte, die übersetzt etwa 'grausige Fresse' bedeuteten«. Ein anderer sieht aus »wie eine Sau, die den Rotlauf hat«. Studer macht im Zug ein wildfremdes

'Mädchen an: »Warum lesen Sie eigentlich solchen Mist?«

Dieser alte Polizist ist ein weiser und gütiger Mann. Ein Psychiater zu Studer: »Ihr Ton, er war anders, als der Ihrer Kollegen. Zwischen die Floskeln der Amtssprache hatte sich etwas eingeschlichen. Es klang, als ob Sie immer versuchen wollten zu verstehen«.

Friedrich Glausers Lebenslauf legt den dringenden Verdacht nahe, daß er mit der Figur des Studer ein gewünschtes, aber nie erlebtes Bild seines Vaters gezeichnet hat.

Glauser wird 1896 in Wien geboren, der Vater ist Professor an der Handelsakademie und ein unbarmherziger Tyrann. Die Mutter stirbt, als Friedrich vier ist. Nach drei Klassen Gymnasium kommt er für drei Jahre ins Landerziehungsheim. »Geheult habe ich im Heim eigentlich nur, wenn mein Vater mich besuchen kam«. Danach drei Jahre College de Genéve. Er muß kurz vor der Matur abgehen, weil er in einem Artikel einen Lehrer veralbert hat. Seine Matura macht er in Zürich und beginnt ein Chemiestudium.

In dieser Zeit lernt Glauser die Zürcher Dadaisten kennen. Er lebt in Bohéme-Kreisen, der Vater erfährt davon und will den Sohn ins Irrenhaus stecken lassen. Glauser flieht, gerät ans Morphium, wird vom Vater 1918 entmündigt und ein Jahr in einer Hell- und Pflegeanstalt interniert. Er flieht nach Ascona auf den Monte Veritá. Vorübergehend kommt er ohne Morphium aus. Dann: Rückfall, Rezeptfälschung, Verhaftung, Gefängnis, Spital, Pflegeanstalt, Flucht von dort.

Glauser wird für schizophren erklärt. Nach einer chaotischen Phase mit weiteren Verhaftungen und Selbstmordversuchen (insgesamt fünf) geht er von 1921 bis 1923 in die Fremdenlegion. »Sie verspricht ein neues Leben auf dieser Erde, sie schenkt, was so viele nutzlos erhofft haben, einen neuen Namen und dadurch eine neue Persönlichkeit«.

Vom Morphium kommt Glauser nicht los. »Im Grunde gibt es nichts Uninteressanteres als das Leben eines Morphinisten... Alle Gründe, die man erfindet, um die Sucht zu entschuldigen, können sich literarisch und poetisch sehr gut machen; konkret ist es eine Schweinerei.«

Bis zu seinem Tod wandert Glauser zwischen Heilanstalten und sogenannter Freiheit hin und her. Draußen arbeitet er in einem Kohlenbergwerk, als Handlanger in einer Gärtnerei und absolviert eine Gartenbaumschule. Von 1932 bis 1936 ist er durchgehend interniert, 1938 stirbt er. »Ich war... ein 'Leidsuchender'. Zufrieden war ich eigentlich immer erst, wenn ich im Gefängnis oder im Irrenhaus war«.

1928/29 schreibt Glauser den Fremdenlegions-Roman »Gourrama«, den kein Verleger drucken wollte. Danach den ersten Kriminalroman »Der Tee der drei alten Damen«. Es folgen die fünf Studer-Romane. Den Krimi nennt Glauser »dies Zwitterding zwischen einem Kreuzworträtsel und einem Schachproblem... Warum ist er nicht mehr? Warum strebt er nicht höher?«

Sein großes Vorbild war Georges Simenon. An dessen Maigret-Romanen beschreibt Glauser, was für ihn gute Kriminalliteratur ist: »Nicht der Kriminalfall an sich, nicht die Entlarvung des Täters und die Lösung ist Hauptthema, sondern die Menschen und besonders die Atmosphäre, in der sie sich bewegen... Und daß der Täter entlarvt wird, ist gar nicht so wichtig, es gibt kein Aufatmen am Ende, keinen Theatercoup, die Geschichte hat eigentlich kein Ende, sie hört auf - es ist ein Abschnitt des Lebens, aber das Leben läuft weiter, unlogisch, packend, traurig und grotesk zugleich.«

Friedrich Glausers Gesamtwerk ist erhältlich im Arche Verlag, Zürich. Erste Taschenbuch-Ausgabe: »Der Tee der drei alten Damen", 15 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 79

Karl-Heinz Götze

Der tückische, nicht enden wollende Roman einer Sekunde

Nach 1.200 Seiten Erkundung im □ Leitplankenland□ BRD schickt Günter Herburger den Kurier seiner Thuja-Triologie, Johann Jakob Weberbeck, zur Erholung in die DDR, in das □ Land ohne Geraden□ .

Rezension

Der Verlag wirbt für den Band mit dem Hinweis, nie zuvor habe das Thema DDR in dieser *Breite einen* westdeutschen Autor gefunden. Man möchte das für Übertreibung, für Spekulation auf die Vergeßlichkeit des Lesers halten, aber welcher Text wäre als Gegenbeweis anzuführen? Die Bücher über die DDR-Wirklichkeit sind von DDR-Autoren, ob sie nun mittlerweile hier]eben oder dort.

Hätte Herburgers neues Buch kein anderes Verdienst, als sich dieses Themas angenommen zu haben, so wäre sein Verdienst schon nicht gering zu veranschlagen. Es hat weitere.

Als Johann Jakob Weberbeck kraft Herburgers Phantasie ohne die üblichen Formalitäten die Grenze zur DDR überschreiten konnte, lag schon eine lange Geschichte hinter ihm, an der sein Autor seit etwa zehn Jahren fabuliert. Die beiden ersten Bände der Trilogie, 1977 unter dem Titel »Flug ins Herz« veröffentlicht, zeigen Weberbeck als Mitglied einer proletarischen Geheimgesellschaft, die in einem Münchener Automobilwerk zu Selbstbewußtsein und Veränderungswissen kommen will.

Ihr Vorhaben ist unorthodox. Die Verschwörer entführen den Millionär Quatander, um ihn zwangsweise mit der Hilfsarbeiterin Rosa zu paaren und fädeln den angelernten Einfetter Charly in die reiche, gebildete Hella Munz ein. Die Resultate dieser zwanghaft klassenübergreifenden Liebesexperimente, die Kinder Angela und David, sollen als lebendige Beweise für die These fungieren, daß Ungleichheit weniger Resultat unterschiedlicher Erbanlagen als gesellschaftlicher Stellung der Eltern ist. Man will sich und anderen Mut zu dem Gedanken machen, Arbeiter seien zwar schlechter dran, aber nicht von Natur aus.

»Die Augen der Kämpfer. Erste Reise" (1980), zeigt Weberbeck in Isolationshaft, zeigt seine Flucht unter allerlei Unrat, die Suche nach den unter polizeilichem Zugriff versprengten Genossen der Geheimgesellschaft; zeigt ihn, wie er sich - zunächst untergetaucht in einem bayrischen Gasthaus - zu Wasser, zu Lande und in der Luft durchschlägt nach Morgenthauland, einer stacheldrahtumsäumten Region zwischen Wuppertal und der DDR-Grenze. Er sucht hinter dem Zaun, hinter den sich die Unzufriedenen und Enttäuschten des ganzen Landes geflüchtet haben, die »grüne Idylle« und findet doch nur harte Arbeit, dumpfe, archaische Lebensformen, die Herrschaft immer wieder nach sich ziehen müssen. Die vorgebliche Idylle entpuppt sich als »Trainingsgelände der Postmoderne«.

Nun ist Weberbeck also in der DDR angekommen. Zunächst nimmt ihn ein Parteiheim auf, dann arbeitet er an untergeordneter Stelle im Chemiekombinat Schwarza bei Gera in Thüringen, wohnt in einer DDR-Familie, lernt dortige Arbeits- und Lebensweisen kennen. Nach einem Unfall bekommt er Erholungsurlaub auf Schloß Kochberg, trifft dort den bekanntesten Kinderbuchautor des Landes, der ihn auffordert, gegen gute Bezahlung jeden Monat ein Vogelgedicht zu schreiben, nimmt an einem Kongreß von Kinderbuchautoren teil, geht zurück ins Kombinat, wird dort wegen Spinnerei entlassen und verläßt schließlich mit einer Delegation westdeutscher Kommunisten die DDR wieder in Richtung Westen, ins Ruhrgebiet. Er erreicht es nach Durchquerung des völlig verlassenen und vereisten Morgenthaulandes und findet Kämpfe vor. Das Ende der Trilogie steht noch aus. Es wird, darauf darf man sich verlassen, ein dickes Ende sein.

Weberbeck wird in der DDR kein Einheimischer (»auch auf lange Sicht nicht möglich, sagte Jan Dunsdalek«), aber er lernt allmählich die DDR von innen kennen. Er sieht kreidige Abraumhalden, Kläranlagen in günstiger Nähe der Flüsse, muß sich, was die Musik angeht, kaum umstellen, dafür aber bei den ortsüblich riesigen Fleischportionen, so daß er fürchtet, sich bald in »Eigenfett zu verlieren«; er fährt mit den Bussen, die das furchteinflößende Lüftungsgerät am Heck haben, lernt, auf welch wundersame Weise Datschen entstehen, aber auch, wie sozialer Schutz funktionieren kann.

Er sucht bisweilen vergeblich frisches Gemüse, findet aber Gemächlichkeit, besucht Lehrgänge für Marxismus-Leninismus, wo getrunken wird, macht Empfänge mit, wo auch getrunken wird, stößt auf Plastikpanzer, aber auch auf Kinderlieder. Er sieht absurden Bürokratismus, aber auch wohlorganisierte Produktion, sieht alte Kämpfer und junge Verweigerer. Er lernt Abkürzungen, »WedoppelGe« zum Beispiel, die »Wohngebietsgruppe für Ernährung, Diskussion und Schlichtung« - und viele Hundert andere.

Zunächst hat er den Eindruck, daß in »Abkürzungsland« nur Erwachsene wohnen, aber dann entdeckt er, daß das staatliche Interesse, alles zu ordnen, zugleich auch die Lust an der Unordnung unerschöpflich nährt, und so gefällt es Weberbeck denn in der DDR. Er nennt sie ein »Land ohne Geraden, voller Kurven und Schlinggewächse.« Unterhalb der staatlichen Ordnung, dem ersten Blick nicht zugänglich, wohl aber dem einverständlichen Blinzeln, entdeckt er »Medine- und Mokkumgeier, Land- Und Stadthausierer." Weberbeck ist nicht unkritisch (»wenn er glaube, westdeutsche Kommunisten

müßten ständig ostdeutsche verteidigen, dann irre er, antwortete ich«), aber er fühlt sich wohl in seinem Gastland, denn es ist »umständlich«, eine Alternative zur BRD, dem Land der Geraden, der automatischen Steuerung und Richtungsweisung, das er »Leitplankenland« nennt.

Dennoch sei denjenigen, die keinen Roman, sondern ein Brevier mit Argumenten für die Überlegenheit des »realen Sozialismus« brauchen, vom Kauf dringend abgeraten. Herburgers Buch fügt sich der Logik des Systemvergleichs nicht, es fügt sich überhaupt keiner Logik, ist reale Phantasmagorie. Seine Schreibweise ist so ungewöhnlich, daß die Literaturkritik bisher mit dem Werk wenig anfangen konnte. Wo sie sich überhaupt auf den Text einließ, rief sie nach Ordnung, nach Okonomie, überwältigt von einer Phantasieproduktion ohnegleichen. In Herburgers Schreibe ist die Phantasie endlich an der Macht und wie alle Mächtigen duldet sie autokratisch keine Macht neben sich.

Es ist nicht leicht, Herburgers Erzählweise zu charakterisieren. DDR-Bürger Dunsdaleks Charakteristik seines westdeutschen Gastes Weberbeck wäre vielleicht brauchbar: »Er antwortete, ich sei wie ein Erdferkel,. das von Termiten lebe, sich mit seinen Klauen in verbaute Gänge hineingrabe und mit seiner langen, klebrigen Zunge märchenhafte Nahrung herausschlecke.«

Hinweise auf literarische Vorbilder oder vergleichbare Autoren helfen nicht weiter, höchstens auf Jean Paul, »Verfasser eines gewaltigen Werks wirbelnder Spekulationen und Vergangenheitskosmonautik« auch er.

Was also unterscheidet Herburgers Erzählung von J.J. Weberbecks Aufenthalt im Chemiekombinat von - sagen wir - Christa Wolfs Erzählung »Der geteilte Himmel«, die ebenfalls über weite Strecken in einem DDR-Kombinat ihren Ort hat?

Bei Christa Wolf gibt es eine Geschichte, wenn die auch nicht chronologisch erzählt wird; eine Hauptfigur, die der Leser von innen und außen besichtigen kann, deren Vita er erfährt; die Geschichte ist überschaubar, hat mehrere Höhepunkte und schließlich geht die Sache, wie der erfahrene Leser an den üblichen Zeichen, ökonomisch gehandhabt, rechtzeitig erkennen kann, übel aus. Übel, aber nicht hoffnungslos. Das ist genau der Typus Buch, den die Kritiker gern für tot erklären und die Leser gern lesen.

Herburger hingegen hat nicht nur in der politischen Realität das Umständliche gern, sondern liebt »Kurven und Schlinggewächse« auch im Roman. Auch er erzählt eine Geschichte, aber auf deren Logik kommt es ihm eigentlich nicht an. Da wird der Kern der Handlung des ersten Bandes in den nächsten einfach fallengelassen, da verwandelt sich ein Prolet umstandslos in einen Kinderbuchautor, wenn es Herburger darum geht, seine persönlichen Erfahrungen von einem Kongreß der Kinderbuchautoren dem proletarischen Helden Weberbeck unterzuschieben.

Figuren gibt es zuviele, die meisten vergißt Herburger selbst, manche, zum Beispiel den Einfetter Charly, der immerhin doch nicht ohne mühselige Vorbereitungen Hella Munz begatten mußte, verwandelt er kurzerhand in einen Busch: »Das arme Gebilde glich Charly, dem Einfetter von Karosserieteilen in der Stanzenhalle der deutschen Automobilwerke. Sein Wunsch, zu einem Busch zu werden, hatte sich erfüllt.«

Einer seiner Träume, so bekannte Herburger einmal, sei »der nicht enden wollende Roman einer Sekunde, der sich tückisch nur aus Abschweifungen zusammenstellt ... « Er ist dabei, sich diesen Wunschtraum zu erfüllen, den Roman der Gleichzeitigkeit und der Abschweifungen zu schreiben. Aber auch seine Traumarbeit hält sich nicht an die Regeln, die Freud ihr andichtete.

Die Wirklichkeit, so meint Herburger, zerfällt in Milliarden von Einzelheiten, zwischen denen Hierarchie und Ordnung nicht auszumachen ist: »Unrat, überall vorhanden, ließ sich nicht mehr ordnen ... Die Toten, die Lebenden, alle waren gleich wichtig. Den Leim für die Geschenke der Phantasie, ein romantischer Klebestoff.« Der Autor soll nicht andere Dependenzverhältnisse aufspüren oder denken, sondern ihm bleibt nur, die gewöhnliche Unordnung in ungewöhnliche zu verwandeln, er ist »ein Sammler, Entdecker, Knüpfer, Chronist, der neue Ordnungen erzeugt und wieder verwirft.

Er hat Welten nicht nachzubilden, sondern zu schaffen und die »Grundsätze zur Erzeugung von Welten bestehen aus Phantomatik und Illusion.« Schreiben ist demzufolge »Erfinden und Verrücktsein.« Lesen auch: »Ich schätze Leser, an die ich beim Schreiben nie denke, genauso unmittelbar wie mich ein. Die Abenteuer von Traumarbeit sollen stattfinden, ihre Sehnsüchte und ihr Leidensdruck.« Inhalte werden zweitrangig, es geht um die Aufrauhung der Phantasie.

Im Nichts ist freilich nicht so gut schreiben und so setzen sich denn dort, wo die Ordnungen so generell abgelehnt werden, doch hinterrücks wieder Ordnungen durch. Herburgers assoziative Phantasien sind allesamt Phantasien, die mit naturwissenschaftlichem Material arbeiten: »Molekulare Gesetze schienen nun die Lenkung übernommen zu haben, Spiegelbilder unseres Begehrens nach Sinn.« Die düpierte Suche nach gesellschaftlichem Sinn findet Halt bei den Naturwissenschaften.

Anarchistische Phantasie sehnt sich nach ihrem radikalen Gegenteil, dem naturwissenschaftlichen Gesetz, wie die staatliche Ordnung der DDR die Sehnsucht nach Unordnung nährt. Herburger bekennt sich zu seinem »fatalen Hang zur Mathematik, den ich nie auszubaden verstand.« Ausbaden muß ihn nur der Leser. Herburgers fiction kann ohne pseudo-

science nicht auskommen. Im Gegensatz zu dem von ihm verehrten Stanislaw Lern siedelt er sein sciencefiction freilich nicht in der nächsten Galaxis, sondern im Nachbarland an.

Daß Weberbeck bei der Abkürzung »Mega« nur die physikalische Maßeinheit einfällt, daß Herburgers Figuren auf die Frage, was »Monopole« seien, nur zu antworten wissen, »ein magnetisches Feld entstehe nie aus sich selbst, sondern stets als Folge des dipolaren Elektronenflusses von Plus zu Minus", bleibt nicht ohne Folgen. Die Reflexion über gesellschaftliche Zusammenhänge wird immer schon durch naturwissenschaftlichen Hokuspokus erübrigt.

Wie auf diese Weise Assoziationskraft in Affirmation umschlagen kann, zeigt der Erzählerkommentar zu einem DDR-Bildband über Plecks Leben, in dem die Fotos atomistisch nebeneinander stehen: »Ein repräsentatives Leben? ... Unser Leben auch in mikroskopischen Einzelheiten, vor allem seit der Entdeckung einer Erbsubstanz oder -brücke? Aber ich hätte ebenso gern den Namen des Rotarmisten gewußt, der die Flagge des Sieges oben auf der Ruine des Reichstags angebracht hatte.« Als ob es darauf ankäme. Aber könnte es nicht - trotz der Entdeckung der Erbsubstanz - darauf ankommen, ob die Geschichte der Arbeiterbewegung in ihren Zusammenhängen gedacht, vielleicht auch anders gedacht werden kann? Ist atomistisches Denken nicht dem plumpsten Heroenkult ausgeliefert, wenn es keinen Zusammenhang mehr zu kennzeichnen sich traut?

Herburgers Roman ist kein Abenteuerroman, wie sein Autor uns weismachen will, sondern ein Leseabenteuer; er ist auch kein »versinnlichtes sozialistisches Modell in Büchern«, wie er gleichfalls behauptete. Daran fehlt es auch nicht. Aber auch diejenigen, die »dem Wesen des Zauberns, der Kräuterheilkunde und der Besenreiterei ... eine Gegnerschaft höchsten Ranges zum Kapitalismus nicht konzidieren mögen, wären schlecht beraten, wollten sie auf Herburgers Vademecum linker Phantasie leichtfertig verzichten.

Günter Herburger: »Die Augen der Kämpfer. Zweite Reise«, Luchterhand, ca. 40,- Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 81

Urs Jaeggi

Eine Liebeserklärung an Tote und Lebende

Martin Walser hat sich beim Lesen von Proust, Goethe, Schiller, Swift, Heine und anderen betören lassen. Seine Leseerfahrungen sind ein unaufdringliches Vergnügen.

Rezension

Wenn lebende Schriftsteller über lebende Schriftsteller schreiben, bleibt die Absicht, den anderen hochzuloben oder wegzukritisieren, fast ausnahmslos aufdringlich oder ungenießbar. Meine Nicht-Kritik will deshalb nur signalisieren, warum ich so gern und ohne Zögern auf die »Liebeserklärungen« eingehen kann. Die meisten der Texte habe ich schon gekannt, aber so, wie sie hier versammelt, gesammelt sind, werden sie noch einmal zum Ereignis. Einer der präzise, unaufgeregt und betroffen über Lektüreerfahrungen berichtet. Mir gefallen vor allem die Texte über Swift, Heine und besonders über Robert Walser, wobei mich dort nur der letzte Satz, am liebsten möchte er sagen »er lebe hoch, hoch, hoch« stört. Der Text sagt's anders, viel schöner.

Als Leser schreibt Martin Walser naturgemäß bei diesen Leseerfahrungen und Deutungsversuchen vieles über sich, aber eben zurückgenommen, glaubwürdig. Daß es »Bücher gibt, die sich wie Flächenbrand verbreiten und solche, die allmählich in uns hinein sinken und nicht aufhören , in uns hin einzusinken und wir nicht aufhören, uns darüber zu wundern, daß Bücher ein so unendliches und sanftes Gewicht haben können und daß in uns solche Tiefen zu wecken sind ...« - Genau so!

Lesen sei für ihn immer und unabhängig vom Inhalt der Eintritt in eine Gegenwelt, hat Peter Bichsel, auch ein Alemanne, in seiner Frankfurter Poetikvorlesung gesagt: sich selbst oder seine Lage darin zu erkennen, das sei - wenn schon - eine nachträgliche Sache. Im Augenblick des Lesens ist es »das Andere«, das sein Verhalten bestimme; er verspüre beim intensiven Lesen ein leichtes Abheben vom Boden, komme in einen Rauschzustand, den er genieße.

Bei Walser spürt man dieses »Abheben«, aber nirgends den Rauschzustand. Er will nicht zeigen, daß und wie er betört worden ist, will nicht verführen, am ehesten vielleicht noch bei Robert Walser, und mit Recht, weil hier »auch die allerklügste Umwelt - und die schließt da tatsächlich Kafka und Walter Benjamin ein - nicht imstande war, das Hirtenbübli zu durchschauen ... «

Martin Walser über Robert Walser: da stockt der Atem. Zwei Causeure, jeder in seiner Art, der eine seinerzeit am Bielersee vor Anker, der andere am Bodensee. Die Parteinahme für Alemannisches wird überdeutlich. »Meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls ... *« zitiert* er an anderer Stelle Heine. Martin Walser engt das, ich brauche nicht Bekanntes zu wiederholen, auf Heimat ein. Heines Vorwurf, die Deutschen klebten zu sehr am Eigenen, brächten nicht auf, Fremdes erfahren zu wollen, schleppten sich an ihren Erwerbnissen und Ergebnissen zu Tode: Martin Walser hat das Fremde erfahren; wie wir aus seinen politischen Schriften wissen -: zu Hause. In Deutschland.

Ich unterschlage jetzt viel und resümiere: hier schreibt ein idealer öffentlicher Mitleser Es geht ihm, und ich versteht's gut, nicht ums Kritisieren, sondern um Nachdenken darüber, was Andere dachten und was er denkt. Der eine Walser (Martin) befindet sich hier mit dem andern (Robert) im gleichen Topf. »Einer will sich ausschütten, merkt aber, das risse ihn zu sehr hin, also hält er an sich, bildet lieber einen ganz anderen Ton aus, damit er sich nicht verliere; und wenn er erlebt, wie der Gegenton, verglichen mit dem spontanen Ton, klingt, freut er sich.«

Der in seinen Prosatexten immer wieder auch leicht sprudelnde Martin Walser unterdrückt in den »Liebeserklärungen« (fast immer) jedes Dreinreden. Lieber, wie bei Goethe und Schiller, verhält er sich wie ein zwar gewaschener, aber geläuterter Germanist. Ein Buch, so fängt der erste Text, »Leseerfahrungen mit Marel Proust«, an, sei für ihn eine Art Schaufel, mit der er sich umgrabe, und dieses Herumgraben mache ihm oft mehr Vergnügen als das Atmen, ja es mache ihm zuweilen sogar das Atmen wieder vergnüglicher. Bei Proust, schreibt er, habe er gelesen, ein Leser sei, wenn er lese, »ein Leser seiner selbst«.

Bei aller Treue zur deutschen Klassik, worüber Walsers Deutschlehrer sicher erröten müßten, sind die Texte gerade deswegen natürlich nicht unpolitisch. Des Autoren Existenz steht immer mit auf dem Spiel. »jeder ist doch andauernd in Gefahr, bei sich einzuschlafen; das Neue, das Nächste, das Kommende abzuwehren ... Dazu ist er abgerichtet im Interesse des Herrschenden oder der Herrschenden. Er läßt sich die Rolle verpassen, die von der Gesellschaft scharf verfügte und noch schärfer überwachte Identität ... Wer den Widerstand produziert, die Entgegensetzung, der erhält viele Arten von Prügeln. Schon Unsicherheit wird bestraft. Am liebsten eben das schwerpunktsichere Raubtiergemüt. Bewegungen nur wegen Beute.«

Hier fehlt das Beute-machen-Wollen, nicht aber das Ironische: »So wie alles ist, kommt heute noch jede Menge prima Literatur zustand. Von der virtuosen Verzweiflung bis zum narzißtischen Hostienschmelz, alles da. Also auf dem Papier kein Mangel. Praxis nicht gefragt.«

Praxis nicht gefragt? Martin Walser weiß, daß das, was er hier macht, ein wichtiger Teil *seiner* Praxis ist. Und recht hat er.

Martin Walser »Liebeserklärungen«, Suhrkamp-Verlag, ca. 28 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 82

Gabriele Kreis

In diese Haut wird nichts eindringen

Die ebenso karge wie kunstvolle Geschichte eines Lebens am Leben vorbei ist in der DDR bereits zu einer Art Kultbuch geworden.

Rezension

Alles was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüßte nicht, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut. Ende.«

Ende eines Romans. Ende eines Lebens. Dabei ist die, die so spricht, gerade vierzig und hat (eigenen Schätzungen zufolge) noch runde dreißig Jahre vor sich. Dreißig Jahre ohne besondere Vorkommnisse, inhaltsleer und hoffnungslos. Einzige Begleiter: Ein paar unerfüllbare Wünsche und ein paar handfeste Ängste. Beides hat sie gut im Griff. Eine vernünftige Frau. Die Vernunft macht sie unabhängig und einsam.

»Ich bin gewitzt, abgebrüht, ich durchschaue alles. Mich wird nichts mehr überraschen. Alle Katastrophen, die ich noch zu überstehen habe, werden mein Leben nicht durcheinanderwürfeln. Ich bin darauf vorbereitet. Ich habe genug von dem, was man Lebenserfahrung nennt. Ich vermeide es, enttäuscht zu werden.«

Enttäuschungen vermeiden heißt Leben vermeiden. Leben vermeiden heißt Menschen vermeiden. Genau das hat die Frau vor. Sie wird es so lange tun, bis sie daran krepiert. Sie weiß es, und sie weiß auch warum: »Ich habe in Drachenblut gebadet und kein Lindenblatt ließ mich irgendwo schutzlos. Aus dieser Haut komme ich nicht mehr heraus.«

Und: In diese Haut wird auch nichts mehr eindringen. Die Frau will es so, sie hat ihre Gründe. Ihre nächste Begegnung mit dein Leben wird ihr Tod sein. Ihre letzte Begegnung mit dem Leben war Henry, Geliebter und fremder Freund. Doch der ist tot, im Streit erschlagen von einem Siebzehnjährigen.

Mag sein, daß das ein passendes Ende ist für einen, der von sich selbst sagte: »Ich fürchte mich nicht davor zu sterben. Schlimmer ist es für mich, nicht zu leben", und der Auto fuhr, als wolle er dem Leben davonfahren; die Frau jedenfalls überraschte sein Tod nicht, und auch ihre Trauer hält sich in Grenzen. Einen Vormittag lang überlegt sie, ob sie zu seiner Beerdigung gehen soll oder nicht. Immerhin war er ihr Nachbar für ein Jahr. Sie geht.

Und damit beginnt dieser Roman: »Drachenblut« von Christoph Hein, 1982 unter dem Titel »L)er fremde Freund« in der DDR erstveröffentlicht und dort - so der Luchterhand-Verlag - schnell zu einer Art Kultbuch der jüngeren Generation avanciert.

Das könnte ihm auch bei uns passieren, trotz und wegen seiner schrecklichen Wahrheiten, präzise beobachtet und kühl vorgetragen, als handle es sich um einen medizinischen Befund, in dem Emotionen nichts zu suchen haben. Diagnose: Der Tod zu Lebzeiten.

Diese ebenso karge wie kunstvolle Geschichte eines Lebens am Leben vorbei - und zwar aus Lebenserfahrung! - paßt nur zu gut zu den vielen »no-future-Mittdreißigern«, deren Träume im besten Fall Material für den Psychoanalytiker abgeben und deren Lebendigkeit sich in dem Spannungsfeld zu all denen, die stolz darauf sind, sich das eine oder andere Ideal abgeschminkt zu haben, zu den Realisten, die das Leben kennen, die in Drachenblut gebadet haben, dieser Melange aus Angst, Mißtrauen, Enttäuschung, frühem Leid und Wunder-Seele. Wer kennt sie (und sich) nicht: Die, die immer wissen, wo es lang geht und diesen Weg auch gehen ohne Blick zurück, denn: Erinnern strengt an und tut weh.

Die Frau weiß das, entsprechend schwer fällt es ihr, und nur, weil sie meint, es dem toten Henry schuldig zu sein, denkt sie noch einmal an die gemeinsame Zeit zurück. Das Jahr mit Henry. Sie waren Nachbarn gewesen, hatten sich eines Tages im Fahrstuhl kennengelernt. Er, der von Frau und Kindern getrennt lebende Architekt, sie, geschiedene Ärztin und kinderlos, ihr Ambiente die spießige Anonymität eines Ost-Berliner Single-Hochhauses. Alles in allem ideale Voraussetzungen für eine 'angenehme Beziehung'.

Sie beginnen sie am Tag ihres Kennenlernens. Er kommt zu ihr, bleibt und geht. Ihr ist es recht. Distanz und Fremdheit konstituieren das Verhältnis. Nähe verboten, gemeinsamer Alltag unerwünscht. Denn Nähe bedeutet sich ausliefern, zum Untergang in einem anderen bestimmt zu sein, und der gemeinsame Alltag ist das Ende aller Gemeinsamkeit. So die Frau, so der Mann, durchaus zufrieden mit der schmalen Liaison: Zwei Treffen die Woche, gemeinsames Essen, keine Fragen und schnell ins Bett.

Seine Wochenenden gehören seiner Familie und ihre ihrem Hobby. Die Frau fotografiert, und zwar ausschließlich unbelebte und ain liebsten verdorrte Natur. Menschen fotografiert sie nie, "indiskrete Eingriffe in fremdes Leben« nennt sie so etwas. Beides interessiert sie nicht, weder die Indiskretion noch das fremde Leben. Im Gegenteil. Es ist ihr zuwider. Fremde Körper sind ihr eklig Lind von fremden Problemen will sie nichts wissen.

Sie hat genug eigene zu verdrängen, denn - so ihre Einsicht - »zu lösen sind wirkliche Probleme ohnehin nicht". Warum auch, so lange der "heilsame, natürliche Mechanismus« der Verdrängung so gut funktioniert, daß sie allmorgenlich aus dem Bett und ins Leben findet? - Ein wunderbares Leben: Ein anerkannter Beruf, eine praktische Wohnung, ein angenehmer Geliebter, das hübsche Hobby, Ein ruhiges Leben, dies Leben am Rande des Abgrunds Einsamkeit und Desillusion, ruhig wie ein Tanz auf dem Vulkan, den für erloschen zu halten, die Vernunft gebietet.

Die Frau bevorzugt die langsamen Tänze. Eine Vorsichtsmaßnahme eingedenk der Glut unter der Asche. Die Vorsicht hat ihren Preis. Die Frau ist gewohnt zu bezahlen, und in der Regel geht ihre Rechnung auch auf. Störend sind nur die seltenen Pflichtübungen in Familiensinn und das damit verbundene anfallartige Auftreten längst vergessen geglaubter Erinnerungen an frühe Freundschaft und frühen Verlust und die unerfüllbaren Wünsche wie der nach der »verloren gegangenen Fähigkeit, einen anderen bedingungslos zu lieben«.

Dann kann es schon passieren, daß die Frau für Momente die Contenance verliert und Sehnsucht nach dem Leben im Leben sie niederstreckt. Wie den Mann - auf der Suche auch er - der Schlagring des Siebzehnjährigen. Sie übersteht, er nicht. Sie, die Frau, die unsentimentale Ich-Erzählerin von eines Mannes (!) Gnaden wird weiterleben müssen, »auf alles eingerichtet, gegen alles gewappnet, durch nichts mehr zu verletzen«.

Ein Leben ohne Affekte. Ihm, dem Mann, gönnt Christoph Hein wenigstens den Tod im Affekt. Perfide Pointe des bösesten Buches der Saison, das betroffen macht, wo es entsetzt. Dabei ist dieser Text so ungeschwätzig und schmucklos-schön, so uneitel und unbarmherzig genau, so spannend für Kopf und Bauch, daß seinen Wahrheiten sich nur entziehen kann, wer ihn gar nicht erst zur Hand nimmt. Doch den holen sie dann auf andere Weise ein.

Christoph Hein: »Drachenblut«, Luchterhand, ca. 20 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 84

Sabine Rosenbladt

Abschied von einer Folie à Deux

Der letzte Akt vom Drama des begabten Sartre, inszeniert von seiner Gefährtin Beauvoir, ist ein deprimierendes Schauspiel.

Rezension

Der arme kleine Poulou. Sein Leben, das "Drama des begabten Kindes« Sartre, ist uns bereits in aller Ausführlichkeit beschrieben worden. Es war zu erwarten, daß seine ebenso vom Schreibzwang besessene Lebensgefährtin Simone de Beauvoir nun auch sein Sterben umfangreich protokollieren und der Nachwelt überliefern würde. Die "Zeremonie des Abschieds« ist die letzte Inszenierung einer 45 Jahre anhaltenden »folie à deux« geworden: Des Wahns, sich durch Schreiben Unsterblichkeit zu erobern.

» Ich wollte ein nützliches Geschenk werden, das auszog, seinen Empfänger zu suchen; ich offerierte Frankreich und der Menschheit meine Person«, erzählt der fast sechzigjährige Sartre in »Die Wörter" über den kleinen Sartre; das Kind, vaterlos im Haushalt des intellektuellen Großvaters aufgewachsen und dort samt seiner Mutter eher geduldet als wirklich beheimatet, lernt früh, ein "Falsches Selbst" zu entwickeln: Geliebt wird nur, wer seine Rolle im bürgerlichen Familientheater gut spielt, wer sich durch Leistung "transzendiert«.

Sartre »wählt« schon als Elfjähriger die Existenz des Schriftstellers. »Man hat mir meine Gebote unter die Haut genäht. Wenn ich einen Tag nicht schreibe, brennt die Narbe; wenn ich zu leicht schreibe, brennt sie auch«.

Eine entsetzliche Kindheit; die normalverrückte Kindheit von Elitekindern, wenn man so will. Sartre selbst, wie alle Neurotiker mit viel Lust an der Selbstzerfleischung ausgestattet, macht sich wenig Illusionen über seine künstlerische Berufung: »Ich ergab mich in mein Schicksal, niemals Sturm und Blitz sein zu können, sondern in der Literatur durch Eigenschaften der Häuslichkeit zu glänzen, durch meine Nettigkeit und meinen Fleiß.«

In grandioser Bescheidenheit entwirft der kleine Sartre seinen Lebensplan: Mit dreißig ein bekannter Schriftsteller sein, mit fünfzig eine Autobiographie schreiben und in die Politik geben, sterben als von der Nachwelt anerkanntes Genie, wie die berühmten Literaten, deren Biographien er liest. An dieses Drehbuch hält er sich. "1944, als die Alliierten aus Paris abgezogen sind, hatte ich bereits Genie bewiesen, und ich bin nach Amerika gegangen als ein genialer Schriftsteller, der einen Abstecher in ein anderes Land macht; in diesem Augenblick war ich unsterblich und war mir meiner Unsterblichkeit gewiß. Was mir erlaubte, nicht mehr daran zu denken.« (»Zeremonie des Abschieds")

Ist das die existenzialistische Freiheit der Wahl, die der Philosoph Sartre (der sich selbst einen »Ideologen« nennt; die Philosophie des Jahrhunderts ist für ihn der Marxismus) proklamiert? Dieser zutiefst bildungsbürgerliche Leistungsdruck, der Sartre antreibt, macht ihn »erfolgreich« und alles in allem sogar »zufrieden«, denn er hat sein Plansoll erfüllt. Aber der letzte Akt des Dramas, von Simone de Beauvoir in Szene gesetzt, ist für mich ein deprimierendes Schauspiel.

Auch Simone de Beauvoir hat sich früher einmal für das Schreiben entschieden, um der Immanenz in Richtung Transzendenz zu entkommen. Sie hat einige annehmbare Romane und einen zu seiner Zeit bedeutenden Essay über die Situation der Frau verfaßt, sie hat es geschafft, Feministin zu sein und gleichzeitig über Frauensachen zu schreiben wie: »Sie haben nicht die Härte mitbekommen, die den Abenteurer kennzeichnet ... Sie zögern, die Welt von Grund auf in Frage zu stellen und auch, sie verantwortlich zu tragen. So sagte es mir zu, mit einem Mann zu leben, von dem ich wußte, daß er mir überlegen war.« (»In den besten Jahren«)

Wer schreibt, um zu schreiben, läuft irgendwann Gefahr, im Ritual zu erstarren, die Chateaubriandsche »Maschine zum Büchermachen« zu werden. Simone de Beauvoir hat sich selbst in ihrer Rolle als Literatin einmal so beschrieben: »Diese junge, seriös aussehende Frau, die am Anfang ihrer Schriftstellerkarriere stand, wie sehr hätte ich sie beneidet, wenn sie mir unter anderem Namen begegnet wäre. Und diese Schriftstellerin war ich!« Das ist zwar rührend, aber doch wohl auch Ausdruck einer nicht unerheblichen narzißtischen Störung im Sinne von »Ich schreibe, also bin ich.«

Schon ihre späteren Memoirenbände sind auf weiten Strecken durch die minutiöse Auflistung der Bücher, die Sartre und sie gelesen, der Filme, die sie gesehen, der Leute, die sie getroffen und der Reisen, die sie gemacht haben, schlichtweg langweilig. In »Zeremonie des Abschieds« wird dieser Protokollierzwang nun zur Manie. Wie kann es angehen, daß die Schriftstellerin Simone de Beauvoir sich selbst Sätze durchgehen läßt wie diesen: »'Die römischen Ferien und ihre traurige Süße sind nun zu Ende,' schrieb ich bei meiner Rückkehr nach Paris«? Das ist einfach platt, das ist schlechter Besinnungsaufsatz, und von solchen Beispielen wimmelt es im Text.

Das Paar Sartre/de Beauvoir ist für Generationen von 68igern und Nach-68igern Beziehungs-Vorbild gewesen, die Hoffnung in all dem Zweier-, Dreier- und WG-Elend, daß »es« doch irgendwie gehen müsse. Die seltsame Leblosigkeit dieses öffentlich zelebrierten Abschieds hinterläßt einen faden Geschmack im Mund: Da stehen zwei Menschen vor ihrem eigenen Denkmal, der Meister und sein als Chronist und Stichwortgeber agierendes Alter Ego, und sind immer noch klammheimlich entzückt über ihre Doppelgänger, den Unsterblichen Sartre und die Unsterbliche Simone de Beauvoir.

Sartre: »Wenn die Welt sich nicht verändert, wird man mir im 20. Jahrhundert eine Rolle zubilligen; in den Handbüchern der Literatur wird man mich als einen Autor zitieren, der Erfolg hatte, und diesen Erfolg entweder einem Irrtum des Publikums zuschreiben oder im Gegenteil sagen, daß ich bedeutend war etc. Der Ruhm geht übrigens mit einer gewissen Überlegenheit einher, einer Überlegenheit über die anderen Schriftsteller; man muß zugeben, daß das nicht schön ist, denn ich denke zwei widersprüchliche Dinge; ich denke, daß die guten Schriftsteller den anderen überlegen sind und daß ein sehr guter Schriftsteller allen überlegen ist; das heißt allen, außer anderen sehr guten Schriftstellern, die sehr selten sind; zu dieser Kategorie würde ich mich zählen.«

Bedeutend sein, besser sein, überlegen sein, sich verewigen: Ich hoffe, daß die Menschen des 21. Jahrhunderts, sollten sie den Tatendrang, das Überlegenheitsbedürfnis, die Stärkesucht des Atomzeitalters tatsächlich überlebt haben, über solche traurigen Zwänge nur noch mitleidig lächeln können. Natürlich gibt es auch den anderen Sartre, die andere Simone de Beauvoir: Den Sartre, der wichtige politische Arbeit gemacht hat, der den Nobelpreis abgelehnt hat, der persönlich anspruchslos gewesen ist, die Beauvoir, die für die Frauenbewegung gearbeitet hat, auf die Straße gegangen ist und gekämpft hat.

Die »Zeremonie des Abschieds« enthält eine Beschreibung der letzten Lebensjahre Sartres und ein vierhundertseitiges Interview von Simone de Beauvoir mit ihm. Es wird mitgeteilt, daß der Erfinder des philosophischen Begriffs der »Kontingenz« mit zunehmendem körperlichen Verfall an Inkontingenz litt, sich gelegentlich Fischsuppe über die Füße schüttete und Anfälle von Verwirrtheit hatte.

Das Interview offenbart unter anderem die psychische Impotenz des Frauenliebhabers Sartre (eine seiner Freundinnen wird von beiden als »Frauchen« bezeichnet), es finden sich Bemerkungen wie: »Ich meinte nicht, daß ich, weil ich intelligenter war, in der Paarbeziehung die Oberhand haben und dominieren müßte. Sondern das stellte sich vielmehr in der Praxis ein, weil ich dahin tendierte, weil ich die Frauen suchte, die Beziehungen zu mir gehabt haben. Und folglich war ich es, der sie führen mußte. Ich war der Herr der Beziehungen, ich mußte sie führen. Was mich im Grunde interessierte, war, meine Intelligenz wieder mit Sensibilität zu durchtränken.«

Der intelligente Mann, der Führer, komplettiert durch das sensible Weib, und das ganze abgesegnet durch Simone de Beauvoir als Komplizin: Mir läuft es kalt den Rücken herunter. Wer Sartre als den brillanten Essayisten und scharfsinnigen Analytiker, der er war, in Erinnerung behalten will, der soll lieber nochmal »Die Wörter« lesen oder den »Idiot der Familie«: Er wird sich und Poulou einen Gefallen damit tun.

Simone de Beauvoir: »Zeremonie des Abschieds«, Rowohlt, 48 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 85

Stephan Reinhardt

Klares Foulspiel und Kulturkampf

In der DDR galt Hartmut Lange als Marxist. jetzt führt er hier in der BRD als Schöngeist vor, wie das Sein das Bewußtsein verändert.

Rezension

Wenn der Vorsitzende des schwäbischen Fußballvereins VfB Stuttgart in einem Interview erklärt, daß Atheisten eigentlich als Lehrer in den Schulen ungeeignet seien, dann verstößt das gegen den Geist des Grundgesetzes, demzufolge niemandem aus seiner religiösen Einstellung Nachteile erwachsen dürfen. Ein klarer Fall von Foulspiel und Kulturkampf. Was aber soll man sagen, wenn der Dramatiker und Essayist Hartmut Lange in seinem Buch »Deutsche Empfindungen. Tagebuch eines Melancholikers« schreibt: »Feuerbachs Kritik am Christentum war, wie sich herausstellt, eine verheerende Denkleistung. Der Nachweis, daß Gott eine Projektion menschlicher Bedürftigkeit ist, war höchstens historisch interessant. Mir sind alle naiven Bemühungen, die Existenz Gottes spekulativ zu retten, lieber. Was hat Feuerbach erreicht? Es Ist kein Verdienst, Gott als Projektion zu entlarven. Die Projektion ist nötig, und wo sie nicht mehr zu leisten ist, fängt das unglückliche Bewußtsein an ... «

Das ist gewiß, erinnert man sich an den Marxisten Hartmut Lange, der sich noch 1968, anläßlich seiner Dankesrede zum Gerhart-Hauptmann-Preis, als »Totengräber« der »bürgerlichen Gesellschaftsordnung« feiern ließ, ein Fall von ideologisch-weltanschaulicher Vollwende. Einst als Dramatiker (»Marski«) zum »Brechterben« erklärt, befährt er nun die Gewässer der neuen Metaphysik und Religiösität.

Das vordem (in seinem Essayband »Die Reaktion als Geisterschrift«, 1973) so bedeutsame Geschichtsbewußtsein ist nun ein unzumutbares Zwangsinstrument: »Wenn wir unser Leben mit dem Gedanken der Geschichte auf welche Weise auch immer belasten, unterwerfen wir es einer Systematisierung, die als Alibi für Geringschätzung des einzelnen dienen kann. Das Seiende ist einzig die Gegenwart.« Aufklärung (als Epoche wie als Begriff der große Buhmann) habe - so Lange - die irrationalen Grundbedürfnisse heutzutage derart zerstört, daß sogar das »zivilisatorische Ideal« des Ehrengefühls keine Angelegenheit des Duells mehr sei ' sondern allenfalls nur noch der Zivilgerichte. Und zu Brecht und Bloch, einst literarische und intellektuelle Ziehväter, heißt es, daß ihre »Auffassung des Vernünftigen ... ausschließlich mit dem Sozialen verwickelt« gewesen und deshalb »eng« sei. Fontane hingegen habe kraft »konservativer Gesinnung« Breite, Weite, Leichtigkeit und Gelassenheit besessen.

Nun ist es jedermann unbenommen, seine Konfession zu ändern. Ärgerlich bleibt es doch, wie hier einer die Fahnen wechselt. Denn statt uns am Prozeß sich verändernder Wahrnehmungen, Empfindungen und Gedanken teilhaben zu lassen, bietet Lange uns nur apodiktisch die Ergebnisse seiner Wendeübungen.

Wieso eigentlich, um bei dem Feuerbachbeispiel zu bleiben, ist Feuerbachs »Das Wesen des Christentums« - der erhellende Hinweis, daß der Mensch Eigenschaften, Wünsche, Ängste nach außen, als Konstruktion Gott, projiziert - eine »verheerende Denkleistung«? Weil, stellt Lange, die neuen Winde im Rücken, fest, die »Auflösung der Religionen, die Überheblichkeit der modernen Gesellschaftswissenschaften ... uns das Leben immer schwerer« machen; weil der Glaube das »Verwildern des Intellekts, besser, den zügellosen Hunger nach Erkenntnis« verhindert und weil nur die »Unentwickeltheit des Intellekts« die Angst erträglich hält. Schuld sind am schwerer werdenden Leben die Gesellschaftswissenschaften, der Intellekt tatsächlich?

Geht das so einfach? Am besten haben es Lange zufolge, und er meint das ganz und gar nicht ironisch, die, die der Versuchung widerstehen, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Erkennen, Wissen nämlich, und das ist einer der Dreh- und Angelpunkte seines Finsternishandels in Tagebuchform, erzeugt unglückliches Bewußtsein: »Da er (= der Mensch) etwas denken kann, was er nicht ist, dieses Denken ihm aber als Bedürftigkeit anhängt, kann er sich mit seinem Dasein nicht mehr versöhnen. Die Unsterblichkeit, die der Vergänglichkeit des Lebens widerspricht, ist das Resultat einer solchen Vorstellung. In dem der Mensch seine natürliche Grenze gedanklich überschreiten kann, ist er zerrissen ... "

In der Tat: In. diesen Widerspruch zwischen Realität und Utopie, Wirklichkeit und Möglichkeit ist jeder gestellt und jeder trägt ihn täglich für sich und in der Gesellschaft aus. Neokonservative Ideologen wie Hartmut Lange freilich 'entlasten' dabei den in diese Konflikte Gestellten durch den tröstenden Hinweis aufs bessere Jenseits, und aus dieser Sicht verliert natürlich auch die soziale Frage an Bedeutung; und das soziale Engagement? Ersatzreligion, um die viel zu viel Aufhebens gemacht wird!

Für Hartmut Lange sind die westlichen Demokratien seit einiger Zeit dabei, »sich durch soziale Frömmelei selbst zu verkrüppeln", und damit um ihre Werte und Kultur zu bringen, im Falle der Bundesrepublik: Seit der Studentenbewegung mache sich ein sozial abgesichertes, risikofeindliches, an Abenteuern jeder Art uninteressiertes »Durchschnittsverhalten« breit und gleichmacherisch werde »Entindividualisierung zum Maßstab aller Dinge« erhoben. Die kulturlos gewordenen

kulturellen Verbände würden sich nur noch zu gewerkschaftlichen Fragen äußern, und die Friedensbewegung setze sich nur als »Kulturersatz in Szene«, ohne in ihren »Bemühungen um die Erhaltung des Lebens danach zu fragen, ob das Leben lebenswert ist, ob wir uns darin frei und unseren Möglichkeiten entsprechend einzurichten wissen«. Mit anderen Worten: Keine Kultur, kein wirkliches Wertbewußtsein mehr. Ist das wirklich alles so?

Hartmut Lange will dem sozialen Einerlei nun endlich wieder wirkliche Werte vorgeordnet wissen. Sie lauten: Individualität, Genie, Übermensch. Nietzsches »Nicht der Mensch, der Übermensch ist das Ziel« erklärt der Berliner Philosoph zur *»gesunden* gattungsgeschichtlichen Formel«, die heute »aktueller denn je« sei . Um sich vor Mißverständnissen zu schützen, unterscheidet er dabei den Nietzsche, den die Nazis als Vorläufer ihrer Rassenideologie reklamierten, von jenem 'echten' Nietzsche, der mit dem Übermenschen allein die bewußte und entwickelte Individualität gemeint habe. Das ist sicher richtig. Aber Nietzsches Verachtung der »Viel zu vielen«: wenn sie zu rassistischer Theorienbildung ermunterte?

Lange: »Es gibt die Freiheit zur Individualität, die, aus welchen Gründen auch immer, ungenutzt bleibt. Und hier entstehen jene 'Viel-zu-vielen', die Nietzsche zu Recht unerheblich nennt und die seine Verachtung allerdings verdient haben.« Wirklich? Und was beschert uns nach Länge stattdessen die »Freiheit zur Individualität«? »Wo die Summe der Individualitäten hoch entwickelt ist, wo die Freiräume mit belangvollem Leben ausgefüllt werden können, braucht niemand besorgt zu sein."

Wirklich niemand? Und wie sieht das aus, Lange zufolge, wenn die »Freiräume mit belangvollem Leben ausgefüllt« werden? Lange: »... wer die Cembalomusik von Scarlatti hört, hat einen Eindruck davon, wie ununterscheidbar Gewalt, Erotik und Schönheit zusammengehören können«.

Nun dann, grad so, unter diesem Eindruck, hat ja wohl auch der Auschwitzarzt und Musikliebhaber Mengele seine Freiräume genutzt ...

Das Modeparfüm des Kulturspießers, der sich die Nase zuhält bei schlichter Schlagerware, verbreitet sich, wo Lange von Kunst redet. Man transpiriert hier, man schwitzt nicht.

Geht man davon aus, daß es außerhalb der deutschen Grenzen ebenfalls Gefühle der Zerrissenheit, glückliches und unglückliches Bewußtsein gibt, dann haben Langes Aufzeichnungen wenig mit »deutschen Empfindungen« zu tun; führt man sich indes die Biographie Hartmut Langes vor Augen, dann vielleicht doch. Sie lassen sich dann lesen als das intellektuelle Psychogramm eines Deutschen, der, Jahrgang 1937, in der DDR aufgewachsen ist und 1965 in die Bundesrepublik überwechselte; der sich geborgen wußte im Bewußtsein fortschreitender kritischer Vernunft (und gesellschaftlichen Fortschritts) und dem dann im Westen diese Gewißheit schrittweise abhanden kam, und der nun mit ebenderselben apodiktischen Strenge, mit der er drüben schon Klassenbester in Sachen , richtiges Bewußtsein' war, die Sache des unglücklichen Bewußtseins (der Mensch als »unglückliche, sich ausgeschlossen fühlende Einzelheit«) betreibt. Im Grunde aber will er wohl nur Geborgenheit (und ein bißchen Ruhm), und deshalb macht er schließlich seinen Frieden mit der Gesellschaft, mit Gott und der Welt.

Hartmut Lange: »Deutsche Empfindungen. Tagebuch eines Melancholikers«. Aufzeichnungen der Monate Dezember 1981 bis November 1982. Severin und Siedler, 28 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 87

Walter Boehlich

Eingestaubte Paradiesvögel gehen im Lotterlook

Das nunmehr gedruckt vorliegende Kulturkonzept der ehemaligen Schattenministerin Alfred Dreggers ist die intellektuelle Entsprechung dessen, was ihr als »Schmuddellook« erscheint.

Rezension

Die hessische Kulturpolitik hat einmal Von sich reden machen, als Hessen sehr vorn sein wollte mit seinem ungeglückten Versuch, Bildungschancen gerechter zu verteilen und den Inhalt von Bildung neu zu bestimmen. Womöglich ist weder den Schulen noch den Universitäten sonderlich gut bekommen, was da bisweilen ohne Rücksicht auf das konservative Kartell und leider auch ohne Rücksicht auf Strukturfolgen allzuschnell geplant worden ist. Kein Zweifel, daß nicht alles bleiben konnte, wie es gewesen war, und kein Zweifel, daß an den Korrekturen selbst wieder korrigiert werden mußte, aber überhaupt kein Zweifel, daß nichts falscher hätte sein können, als das Rad wieder zurückzudrehen, die Art Wende zu vollziehen, die den konservativsten unter den Konservativen vorschwebte, Alfred Dregger etwa, der vor einem Jahr ganz gern in Hessen vorweggenommen hätte, was wenig später in Bonn inszeniert worden ist.

Es ging in Hessen damals weniger um Ökonomie oder Ökologie als vielmehr um Kulturpolitik, und wer daran interessiert ist zu erfahren, wie genau der Kopf beschaffen war, den Dregger in seinem Schattenkabinett für dieses Ressort vorgesehen hatte, der tut gut daran, die zweieinhalbhundert Seiten zu lesen, aus denen Gertrud Höhlers neues Buch besteht. Dregger hatte sich nach bewährtem Muster keine Berufspolitikerin ausgesucht, sondern eine Professorin von der Gesamthochschule Paderborn, die sich mehr oder minder akademisch mit Raabe und Rüke beschäftigt hatte, bis sie sich auf die Produktion von feuilletonistischer Kulturkritik verlegte. Jahr für Jahr eine neue Veröffentlichung, die ihr wenigstens bei Dregger zu dem Renommee verhalf, das ihr in ihrem gelehrten Fach versagt geblieben ist.

Nach der »Gesinnungskonkurrenz der Intellektuellen«, der »Anspruchsgesellschaft« und dem »Glück« hat sie sich nun die »Kinder der Freiheit« vorgenommen und setzt allerlei an ihnen aus. Sie stößt da mächtig ins Horn, aber was herauskommt, ist allenfalls Blechmusik.

Die Kritik an Jugend und Jugendbewegungen, an Kindererziehung und Kinderleben, das ist ein alter Hut, der nicht allein dadurch ansehnlicher wird, daß diese ihn nach rechts und jener ihn nach links wendet.- Andere hatten sich längst seiner angenommen und eine halbe Bibliothek über ihn zusammengeschrieben. Es blieben wohl nur zwei Möglichkeiten: entweder etwas Neues und Eigenes zu sagen oder in der Auseinandersetzung mit der vorhandenen Literatur wenigstens Akzente zu setzen. Keines von beidem tut Frau Höhler, vielmehr plaudert sie munter drauflos, wie es ihr in den Sinn kommt, wohl zu subjektiv, wohl zu fixiert auf die eigene Beobachtungsgabe - also dilettantisch. Was herauskommt, ist allenfalls ein Strickmuster von einiger Unordentlichkeit, die »intellektuelle« Entsprechung dessen, was ihr bei der jungen Generation als Schmudellook erscheint.

Ich fürchte, daß sie keine gute, das heißt keine genaue Beobachterin ist; eine gute Analytikerin ist sie auf keinen Fall - und wohl auch keine gute Stilistin. Obwohl sie verdächtig produktiv ist, hat sie nicht sonderlich viel zu sagen, weswegen sie das wenige, das sie zu sagen hat, so lange und so oft wiederholt, bis wieder zu einem Buchkapitel geworden ist, was bei einiger Einsicht eine kleine Glosse auf der Frauenseite einer Tageszeitung hätte abgeben können. In demselben Absatz wendet sie unermüdlich dieselbe Beobachtung. Erst heißt es: »Nichts will das Kind dringlicher kennenlernen als diese Welt« (der Erwachsenen, nämlich), ein paar Zeilen später ist die Rede von dem »sehnsüchtigsten Verlangen des Kindes, mit uns zu leben, so zu leben wie wir« und noch ein paar Zeilen später wird daraus »die Welt der Erwachsenen, in die sie möchten«.

Hat Frau Höhler einmal ein Wort gefunden, variiert sie es auf Biegen und Brechen. Aus dem, was sie eine »sittliche Implikation« nennt, macht sie sehr schnell eine »sittliche und ethische Implikation« und ebenso schnell eine »metaphysische Implikation«. Nur zu recht hat sie also mit ihrer Bemerkung, daß »auch das Vokabular, mit dem wir kommentieren, was wir tun, und beschreiben, was wir haben, ein Knäuel von Gemeinplätzen« sei. Was es, wenn man Gedanken dächte und nicht seinen unartikulierten Impressionen folgte, keineswegs sein müßte.

Leider aber denkt Gertrud Höhler keine Gedanken, sondern plappert sich Vorurteile von der Seele. Die jungen und älteren Leute, die die offenbar schlechte Angewohnheit haben, sich Jeans und Turnschuhe anzuziehen, aus Gleichmacherei einerseits und aus Jugendlichkeitswahn andererseits, die ihre »schönen Glieder in Jeansröhren verbergen« und »schwere Schalen drei- oder vierfach über ihre Lieblichkeit« werfen, sind ihr allemal »Schmuddelkinder« in »Schmuddeljeans«, eine ganze »Schmuddelgeneration«, eben »schmuddelig« und wieder »schmuddelig« und sonst nichts. Sie tragen »Staubgewänder«, gehen im »Staublook«, sind eine »verstaubte Jugend«, »eingestaubte Paradiesvögel«, »verstaubte Gespielinnen«, kurzum »solidarische Lottergestalten«. Woran sie es fehlen lassen, ist »der Einsatz des eigenen kultivierten Geschmacks«. Den haben sie vermutlich nicht, aber es ist ein gewisser Trost, daß Frau Höhler wenigstens ihn zu haben meint.

Jedenfalls weist sie verdächtig oft auf ihn hin. Es ist in der Tat der kultivierte Geschmack einer kultivierten Klasse, der zusteht, was den anderen nicht zusteht, was für die anderen auch gar nicht gemacht und gedacht ist. Verteilungskampf von vermeintlich oben, wo das Gute und Wahre schon immer zuhause war. Heute dagegen »kann jeder alles haben«, »soll jeder alles haben« - aber »will eigentlich jeder alles haben?«

Offensichtlich doch, denn »niemand kauft so ungezwungen wie der Ungebildete«, dem »so gut wie alles fehlt: Geschmack, Geschichts- und Kunstkenntnis«. Zum Glück rächen sich die. Dinge an den Parvenues, denn »die Stahl- und Kupferstiche schauen unbeteiligt und hoheitsvoll über ihre unkundigen Besitzer hinweg«, von den »edlen, schweigenden Möbelstücken« ganz zu schweigen. Da ist die Sprache so kitschig wie das Bewußtsein verkommen. Natürlich, wer glaubt, oben zu sein, verachtet nichts so sehr wie den sozialen Aufstieg; bloß, wie ist er denn nach oben gekommen, falls er wirklich oben ist?

Eine herrliche Bildungspolitik wäre das geworden, wenn Gertrud Höhler Ministerin geworden wäre. So reaktionär ist nicht einmal Herr Dregger, der sich jedenfalls nicht für gebildet hält (hoffe ich wenigstens). Das ist das altvertraute Spiel der Beharrungsapostel: dem Einzelnen ist seine Rolle durch Geburt zugeordnet, er hat bei seinen Leisten zu bleiben, sei er nun Schuster oder nicht. Klassen, die gibts doch gar nicht, nur naturbedingte Unterschiede, die sich durch keine Reform aus der Welt schaffen lassen, folglich braucht es auch keine Verteilungs- oder Klassenkämpfe mehr zu geben, stattdessen lieber wieder »Sittlichkeit« und »Anstand«, auf keinen Fall aber das »Soziale« oder »Humanitäre«, »deren klassenkämpferischer Brandgeruch sich noch immer nicht verzogen hat«.

Wo es schon verdrießlich scheint, daß angeblich jeder alles haben und erwerben kann, Bilder, Gobelins, Möbel - Gertrud Höhler beschreibt diesen Zustand mit den Wörtern »das von der Ware usurpierte Kunstwerk«, die sowohl die Anstrengung des Denkens als auch das allergeringste Gefühl für Sprache vermissen lassen und die nur einem aus der Feder fließen können, der auf fremdem Grunde wildert - da muß es noch verstörender wirken, wenn am Bildungsprivileg geknabbert wird. Dahinter kann nichts stehen als Neid, Neid auf diejenigen, die sich bisher in der Einheit von Besitz und Bildung gewiegt haben.

Während man freilich für die materielle Kultur Geld aufbringen muß (»ohne die dahinter verborgene Geistes- oder Gefühlskultur vorweisen zu müssen«), gibt es Bildung zum Nulltarif. Ein Skandal, den die Autorin in dem Bilde einfangen will, daß Bildungsgüter umverteilt würden, als seien sie eine spezielle Champagnersorte. Ach, sie hat mit Bildern eine so unglückliche Hand wie mit der Bildung, und da ich schon einmal dabei bin, will ich mir auch den Hinweis darauf nicht sparen, daß sie glaubt, auf dem Hintergrunde historisch recht junger Umstürze ließe sich das Netz der zeitgenössischen Widersprüche aufknüpfen. Kaum kann sie noch einmal durchgelesen haben, was sie so leichthändig zu Papier gebracht hat, es sei denn, sie hätte es für gut befunden. Dann freilich hätte sie ihr Urteil selbst gesprochen.

Nun geht es allerdings nicht bloß um Sprache, sondern auch um Inhalte, um Bewußtsein, und zwar wohl um falsches. Wer zurück möchte zu abgelebten Zeiten, weit weg von Chancengleichheit und Gerechtigkeit, wen es schüttelt vor Heimweh nach der Zeit, wo alles »an seinen Plätzen stünde, das Käufliche, das Festliche, das Ernste, das Heitere, das Schweigen und das Geschwätz - jedes für sich und bei sich selbst gelassen«, Zeiten, die es so kaum gegeben haben dürfte, wer, was ist, nicht verstehen kann, wird sich wenigstens mit dem Vergangenen arrangieren. Das tut Gertrud Höhler auf eine Weise, die mich schaudern macht.

Während sie auf der einen Seite den Protest der 68er gegen die Verbrechen ihrer Väter und Mütter als »Entlastungsversuch einer geschichtsbeladenen Generation« zu begreifen und zu verharmlosen sucht, hätschelt sie die Eltern mit übergroßem Mitgefühl, spricht von ihrer »bedeutsamen Vergangenheit« und ihrem »fehlgesteuerten Idealismus«, von den »erschöpften Seelen«, für die die Welt des Aufbaus die beste Medizin gewesen sei, vom Versuch der jungen, »das Vorrecht der Väter auf ein Jahrhundertschicksal auszulöschen«.

Diese famosen Väter haben ganz unschuldig »ihre Haut zu Markte getragen auf den Schlachtfeldern, wo ihnen dieser Feind gegenüberstand, den nun die Söhne zu verklären beginnen«. War es nicht eher so, daß die Väter sich die UdSSR erst zum Feinde machen mußten, und so, daß die Väter die UdSSR sehr viel präziser eingeschwärzt haben als die Söhne dann den Kommunismus verklärten? Daß sie ihre Schuld verschwiegen und verdrängt und all ihr Mühen darauf konzentriert haben, den Kapitalismus zu rekonstruieren, der sich ein ganz klein wenig diskreditiert hatte?

Schwamm drüber, denn früher war ja alles noch richtiger als heute: die Natur war noch die Natur, die Frauen gebaren, weil sie gebären mußten, die Kinder durften noch rechte Kinder sein, die Stände oder Schichten oder Klassen waren noch geschieden, die Kultur dort, wo sie hingehörte, bei wenigen, während heute der Konsumrausch und die Trivialkultur alle gleich macht und nichts mehr gedeihen läßt. Nun ist ja nichts gegen das Argument, weder Kultur noch Bildung kämen von ganz allein und ohne Anstrengung, einzuwenden, aber ich kann nicht verstehen, daß jemand, der sich der gescholtenen Trivialkultur so schutzlos anbequemt hat, ein ganzes Buch lang von Kultur und Bildung redet, als besäße er sie. Sich ein schein-elitäres Mäntelchen umhängen, das ist noch nicht der Ausweis realer Kultur, das ist nur Ausweis des Anpassungszwanges derer, die mangels Bildung wenigstens Bourgeois sein möchten.

Ein hartes Urteil über Frau Höhler? Kaum, denn sie tut nur gebildet, schon im ersten Satze, in dem sie uns bedeutet, daß das Triviale in der Tat das meine, was an der Kreuzung beliebiger Wege zu finden und mit dem lateinischen Wort »trivium« verschlüsselt genug benannt sei. Tatsächlich leitet sich das Triviale von »trivium« ab, nur hat es mit irgendeiner Wegkreuzung nichts zutun, sondern mit der Fächereinteilung des mittelalterlichen Studiums, das aus dem sozusagen propädeutischen trivium und dem darauffolgenden quadruvium bestand.

Für Alfred Dregger und seine Vorstellungen von Kulturpolitik mag solches Halbwissen und solches Träumen nach rückwärts empfehlend gewesen sein; das sagt alles, oder doch womit wir künftig werden zu rechnen haben.

Gertrud Höhler: »Die Kinder der Freiheit. Träume von einer besseren Welt« Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 28 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 90

Lothar Baier

Der Schaum am Mund Amerikas

Die Geschichte des Rätsels »Odone« ist gleichzeitig eine ganze Kolonialgeschichte anhand des Mikrokosmos der Insel Martinique.

Rezension

Die Insel Martinique ist durch ihre eindrucksvollen Vulkanausbrüche bekanntgeworden. Was weiß man sonst von ihr? Daß sie geographisch zu den Antillen und politisch zum französischen Staatsgebiet gehört, als Überseedepartment. Es fehlt dieser französisch durchverwalteten Insel nicht nur an Größe, sondern auch an mythologischer Tiefe, um sie dem neuen karibischen Exotismus zu empfehlen. Außerdem wird auf Martinique in Francs bezahlt, so daß der D-Mark-Freak nicht durch die magischen Kräfte des Währungsgefälles angezogen wird. Der Reggae ist auch wirklich nicht auf Martinique erfunden worden.

Was produziert die Insel außer Zucker, Rum, Kaffee und Kakao? Von Zeit zu Zeit einen Abgeordneten für die Pariser Nationalversammlung und Nachwuchs für die Pariser Stadtreinigung. Aimé Césaire und Frantz Fanon stammen übrigens auch aus Martinique, ebenso der Schriftsteller Edouard Glissant, und der ist nicht nur als Schriftsteller eine Entdeckung für uns, sondern läßt uns auch dieses Martinique als einen brodelnden Mikrokosmos entdecken, der die ganze Kolonialgeschichte wie eine Geschwulst in sich birgt.

Daß wir das Werk des *1928* geborenen Glissant verkehrtherum kennenlernen, nämlich beginnend mit seinem letzten, *1981* in Frankreich erschienenen Roman »Die Hütte des Aufsehers«, solche Praxis sind wir bei Übersetzungen schon lange gewöhnt; wenn es gutgeht, wird die Zukunft vielleicht bis zu Glissants erstem, *1958* preisgekrönten Roman »La Lézarde« (was sowohl 'Die Eidechse; als auch 'Der Riß' heißen kann) vorstoßen.

Daß es der kleine Wunderhorn Verlag ist, und nicht eines der sogenannten renommierten Häuser, der das Risiko auf sich nimmt, diesen unbekannten schwarzen Schriftsteller aus den Antillen unter die Leute zu bringen, gehört mittlerweile zu den normalen Absonderlichkeiten dieses Literaturbetriebs, für den nicht erst eine Wende kommen mußte, um »keine Experimente« zur Maxime seines Handelns zu machen.

Leser, die sich ihre Gewohnheiten vom Betrieb vorschreiben lassen, werden mit »Die Hütte des Aufsehers« Probleme haben; denn auch auf der zweiten Seite werden sie vergeblich nach dem befreienden Satz suchen, der endlich von ihren eigenen Problemen handelt. Zuhören muß man schon können, wenn man Edourd Glissant folgen will; er macht es uns nicht leicht. Aber er macht es nicht *literarisch* kompliziert, durch jene Eingriffe in Zeitfolge und Grammatik, die sich als modern mißverstehen. Die Geschichte, die Glissant erzählt, ist nicht einfach, weil es die Geschichte von der Suche nach der einen großen Geschichte ist, die den Erzähler erst in die Lage versetzen könnte, zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu unterscheiden, also die kleinen Geschichten ordentlich an dem Faden der Zeitfolge aufzureihen.

Die Schwarzen Martiniques, die sich im Roman vor der Hütte des Aufsehers über die Zuckerrohrarbeiter versammeln, haben, wie alle Kolonisierten, keine Gegenwart, sondern nur eine Vergangenheit; die aber haben sie auch nicht, keine zerstörte Kultstätte, kein lebendig gebliebener Mythos bringt den flüchtigen Trost, daß es nicht immer so war.

Die Bewohner Martiniques sind die zweiten Opfer der Kolonisierung: nachdem die Conquistadoren die Ureinwohner ausgerottet oder an Seuchen und Hunger haben krepieren lassen, füllten ihre eher kaufmännisch gesinnten Nachfolger die Lücken in der Arbeitskraftstatistik mit schwarzen Sklaven aus Afrika auf.

Zwar verkündete die Französische Revolution gleiche Rechte auch für die Schwarzen, aber es dauerte noch viele Jahrzehnte, bis die Sklaven auf der seit 1637 französischen Insel Martinique befreit wurden. Wie frei waren sie als Plantagenarbeiter? »Wir, mit unseren Marotten, gaben uns vereinzelt, jeder rollte sein Ich vor sich her, einer gegen den anderen.« Und so war es den weißen Fabrikbesitzern und Kolonialbeamten nur recht.

Als der Schwarze Anatolie Celat, als phänomenaler Liebhaber von den Frauen der Insel begehrt, so etwas wie einen Stammbaum zu begründen droht, wird er von dem weißen Herrn umgebracht. Die Schwarzen der Antillen, dieser »Schaum am Mund Amerikas«, wie Glissant seinesgleichen nennt, sollen weder Wurzeln schlagen noch sich verzweigen. Unter den Schwarzen, die mit Nachnamen »Dingsda« heißen (so müßte man »Celat« übersetzen), taucht eines Tages ein merkwürdiger Eigenname auf, Odono, und dieser Name schafft ein unerklärliches Durcheinander.

Glissant hat seinen Roman als Geschichte eines Rätsels aufgebaut, dessen in Sprüngen erzählte Aufdeckung den Sog erzeugt, der den Leser unwiderstehlich vorwärtszieht. Was will der alte Pythagore Celat sagen, wenn er auf einem Bein herumhüpft und »Odono, Odono« ruft? Was für ein Geheimnis steckt in diesem Namen, der Pythagores Tochter Marie sosehr behext, daß sie ins Irrenhaus gesteckt wird? »Doch wenn ein einzelner in seiner Leidenschaft wohnt und in Verwirrung schreit, daß er ein wenig von dieser Vorzeit sieht, daß er dieses Seufzen wieder hört, daß er den eigenen

Stumpfsinn verlacht, und jetzt die Erde stampfen geht, um sich zu beweisen, daß sie sein ist, gehen ‚wir nicht mit ihm und entziffern diesen Schrei.«

Odono, das ist der Schrei aus dieser Vorzeit, die Chiffre für die vergessene afrikanische Vergangenheit, die den Schwarzen Martiniques von ihren weißen Herren gestohlen worden war. Um den Namen Odono herum baut sich ein zerbrechlicher Ursprungsmythos auf, die Geschichte der beiden Odonos aus Afrika, die sich gegenseitig den Sklavenhändlern verkauften, und die Legende vom Riesenfisch, der die Schwarzen an der Küste Afrikas verschluckte und sie an den Antillen ausspie.

Aber die schwarzen Plantagenarbeiter fürchten den Mythos, weil er ihre Vergangenheit mit einer Schande belädt, die das Leben in der Gegenwart noch unerträglicher macht. »So ist also der Lauf der Welt verfälscht in unseren Gedanken und wahr in unseren Visionen. Er erschüttert in uns das Toben von Tagen, Jahren, Nächten, in denen wir ohne zu schreien gekentert sind.« Odono wird nicht zum Schrei der Revolte, sondern zum psychiatrischen Symptom.

Franz Fanon, der schwarze Arzt aus Martinique, der im algerischen Befreiungskampf den Kolonialismus als eine den Kolonisierten eingepflanzte Krankheit entdeckte, hat in »Die Verdammten dieser Erde« die Suche nach dem Ursprung zum Irrweg erklärt. Allein die sozialrevolutionäre Gewalt der Kolonisierten kann das Wir tatsächlich herstellen, das der mythische Rückgriff nur verspricht.

Glissants Roman »Die Hütte des Aufsehers« scheint auf den ersten Blick zu illustrieren, was der Mediziner Fanon über die psychischen Verstümmelungen der Kolonisierten geschrieben hatte; nur ist der Wahnsinn der in ihren Mythos eingesponnenen Celats nicht das letzte Wort des Romans. Hinter seinen phantastischen Geschichten und bilderreichen Beschreibungen rumort etwas wie das Vorbeben einer Revolte, die noch keinen Namen und keine Theorie gefunden hat.

Edourd Glissant: »Die Hütte des Aufsehers«. Aus dem Französischen von Beate Till. Wunderhorn Verlag, 32 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 91

Martin Dannecker

Forscher als Volksbeglücker

So fade wie ein Milchshake und so harmlos wie ein Kaninchen ist die Sexualität des Menschen aus der Sicht amerikanischer Wissenschaftler.

Rezension

Auf einem wenige Jahre zurückliegen internationalen Kongreß von Sexualwissenschaftlern beendete ein angesehener nordamerikanischer Forscher seinen Vortrag, indem er, ganz so als wolle er das Auditorium segnen, seine erhobenen Arme ausbreitete und dabei die Formel sprach: »Sex researcher are mountain climbers. Come and join me!« Diese längst vergessene Szene wurde in mir wieder wachgerufen durch die Lektüre des Handbuches »Die Sexualität des Menschen« von Erwin J. Haeberle. Eine solche Evokation ist nur durch eine wesentliche Übereinstimmung zwischen diesem Buch und jener Szene zu erklären.

Sowohl jene pathetische Szene als auch das Buch von Haeberle sind von einer Haltung durchdrungen, die mir charakteristisch für weite Teile der nordamerikanischen Sexualwissenschaft zu sein scheint: Sexualforscher verstehen sich als Grenzüberschreiter. Sie halten sich für Vorkletterer auf dem Weg zur sexuellen Erfüllung. Sie sind außerordentlich kritisch gegenüber den Verblendungen in jenen Sparten des Wissenschaftsbetriebes, die sich in Konkurrenz zur Sexualwissenschaft gleichfalls mit dem von ihr seit geraumer Zeit beanspruchten Gegenstand beschäftigen.

Diesem kritischen Vermögen steht ein auffälliger Mangel an Selbstkritik gegenüber. Die Reflektion auf den Betrieb im eigenen Fach ist ausgesprochen dürftig. Immer noch geniert man sich, als sei das eigene Tun gleichbedeutend mit einer permanenten sexuellen Revolution. Eine blinde Fortschrittsgläubigkeit verbietet jeden Gedanken, der als kritischer den forschen Optimismus stören könnte.

Über die von ihr empirisch untersuchten Sexualitäten spricht diese Sexualwissenschaft in einer Weise, als seien sie ihre eigenen Schöpfungen. Dabei hat sie das, was sie weiß, doch von den Menschen erfahren, die sie befragte. Mehr oder weniger getreu hat sie in den vergangenen Jahrzehnten protokolliert, was sexuell der Fall war. Dem hat sie dann, wie die großen Untersuchungen von Kinsey und seinen Mitarbeitern zeigen, entschlossen zum Durchbruch verholfen.

Spätestens seit diesen Untersuchungen wissen wir nun, wie weit die Lücke zwischen dem, was die landläufige Sexualmoral will und dem tatsächlichen sexuellen Verhalten der Menschen auseinanderklaffen kann. Seitdem sind aber auch selbst Fachleute über die Homosexualität verwirrt, weil sie nicht mehr zwischen einer homosexuellen Struktur und einem homosexuellen Verhalten zu differenzieren wagen. Wie dem auch sei: Die Untersuchungen von Kinsey haben unser Bewußtsein über die sexuelle Wirklichkeit verändert. Das läßt sich auch für die Sexualwissenschaft insgesamt sagen.

Was sich jedoch nicht behaupten läßt, von ihr aber beständig behauptet wird ist, die unmittelbare Veränderung der sexuellen Wirklichkeit durch die Sexualwissenschaft. Auch das von Haeberle als große Entdeckung apostrophierte Resultat von Masters und Johnson, demzufolge das sexuelle Leistungsvermögen von Frauen mindestens ebensogroß sein soll, wie das von Männern, zeitigte nicht die unmittelbar positiven Auswirkungen auf die Beziehungen der Geschlechter, die er supponiert. Zu einer grundlegenden gesellschaftlichen Veränderung führten die Entdeckungen von Masters und Johnson gewiß nicht. Es sei denn, man ist so vermessen, die Korrektur einer Vorstellung über weibliche Sexualität als eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung zu bezeichnen.

An dem Buch von Haeberle kann abgelesen werden, wie sehr auch die scheinbar so blühende nordamerikanische Sexualwissenschaft um ihre akademische Anerkennung kämpfen muß. Das drückt sich darin aus, daß Forschungsresultate, die bemerkenswert aber keineswegs revolutionär sind, als letzteres bezeichnet werden. Das zeigt sich vor allem an der Fülle der Definitionen, mit denen Haeberle aufwartet, die aber, da sie weder klärend noch in irgendeiner Hinsicht weiterführend sind, völlig unsinnig genannt werden müssen. Diese Definitionen lesen sich zum Beispiel folgendermaßen:

»Genitalverkehr ist definiert als sexueller Kontakt zwischen den Geschlechtsorganen zweier Partner«. Auch der volksaufklärerische Eifer, mit dem die Sexualwissenschaft bei Haeberle auftritt, ist wohl auf ihre prekäre Stellung im Wissenschaftsbetrieb zurückzuführen. Wenn schon nicht von der akademischen Welt anerkannt, so möchte sie doch wenigstens vom Volk geschätzt werden. Um das ZU erreichen, muß man dem Volk nach dem Munde reden und ihm Unbequemes ersparen. Auf diese Weise wird der Volksaufklärer zum Volksbeglücker.

Zwar muß Haeberle eingestehen, »daß selbst auf der theoretischen Ebene die Sexualität keine einfache Sache ist«. Er fühlt sich durch die ungelösten theoretischen Fragen, mit denen sich die hiesigen Sexualwissenschaftler herumschlagen, indes keineswegs in seinem Aufklärungsdrang behindert. Beseelt von einem ungebrochenen Fortschrittsoptimismus und einem anachronistischen Glauben an die Wissenschaft präsentiert er dem breiten Publikum »die Erkenntnisse der heutigen

Sexualwissenschaft knapp, kritisch und allgemeinverständlich«. -Dargestellt werden von Haeberle jedoch nur solche Erkenntnisse, die seiner optimistischen Grundhaltung nicht widersprechen.

Diesem Buch zufolge leben wir nun endlich in einer Gesellschaft, in der in absehbarer Zeit alle sexuellen Möglichkeiten für alle realisiert werden können. So weit Haeberle auch blickt, ihm bietet sich vornehmlich Positives. Mögen die Verhältnisse um uns herum auch noch so bedrohend sein. Ein Trost bleibt uns. Was die Sexualität anbelangt, leben wir in der besten aller möglichen Welten.

Der Koitus schickt sich an, einen neuen Stellenwert als zwischenmenschliches Kommunikationsmittel zu bekommen, was der Einführung wirksamer Verhütungsmittel zugeschrieben wird. Wen schert es da, wenn Leidenschaft, Lust, Gier, große Liebe, kurz all das, was wir bislang mit Sexualität zusammendachten und was dieser ihr besonderes Aroma verlieh, in diesem zwischenmenschlichen Kommunikationsmittel nicht mehr unterzubringen sind.

Vertrauensvoll in die Zukunft blicken können auch diejenigen, die noch Anlaß zu Klagen über ihre eingeschränkten sexuellen Erlebnismöglichkeiten zu haben glauben. Die Sexualwissenschaft, die »fast täglich neue Erkenntnisse über die Sexualfunktionen und Zeugungsfunktionen des Menschen erarbeitet« wird auch den bislang an den Rand gedrängten Individuen zu einem glücklichen Bewußtsein verhelfen. Zu mehr allerdings wird es nicht reichen, ganz einfach deswegen, weil die von Haeberle vertretene Sexualwissenschaft sich weigert, in eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem sexuellen Leiden der Menschen einzutreten.

Das von ihr vertretene Forschungsideal verlangt ausdrücklich vom Menschlichen und damit vom Wesentlichen zu abstrahieren: »Die Geschichte der modernen Wissenschaft zeigt .... daß unser eigenes Interesse auf lange Sicht durch strenge Objektivität am besten bewahrt bleibt. Wissenschaft begann, als der Mensch anfing, die göttliche und *menschliche Dimension* (Hervorhebung M.D.) der Dinge außer acht zu lassen, die er untersuchte. Gerade dies führte erst zu einem tiefgreifenderen Verständnis. Nur wenn wir bereit sind, über unsere engen persönlichen Interessen hinwegzudenken, dürfen wir hoffen, die Wahrheit über uns selbst zu finden. Erst dann werden wir wirklich frei sein.«

Mit einer solchen »Erkenntnistheorie« mag es gelingen, die hartnäckige Affirmierung des Geschlechtsverkehrs als einer gesunden und beglückenden Erfahrung aufrechtzuerhalten. Sexualwissenschaftliche Erkenntnisse, die diesen Namen verdienen, sollte man von einer Sexualwissenschaft, die sich diesem Forschungsideal verschreibt, indes nicht erwarten.

Um den weitgehend auf Verleugnung aufbauenden Optimismus nicht zu trüben, exkommuniziert Haeberle die Psychoanalyse aus dem Kreis der Wissenschaften und diffamiert sie als Glaubenssache. An der Psychoanalyse stören ihn nicht nur deren Resultate. Es ist ihr psychopathologischer Blick, der sich weder von einer glatten Fassade noch von sexuellen outlets und auch nicht von Orgasmen blenden läßt. Die Psychoanalyse weiß, daß ein Mensch über reichhaltige sexuelle Erlebnisse verfügen kann, ohne deshalb eine befriedigende Sexualität zu haben.

Vom planen sexuellen Verhalten läßt sie sich jedenfalls nicht beirren. Dem zwanghaften Optimisten mag der Blick der Psychoanalyse als böser erscheinen. In Wahrheit ist er nur ein tiefer Blick auf die menschlichen und gesellschaftlichen Dinge. Wenn die hiesige Sexualwissenschaft sich von der nordamerikanischen unterscheidet, so auch deswegen, weil sie, ohne selbst ein Ableger der Psychoanalyse zu sein, gleichsam durch diese hindurchgegangen ist.

Pessimistisch im Hinblick auf die Aufhebung der sexuellen Unterdrückung können nur die sein, die über die Sexualität groß und gewaltig denken. Das ist an Freud ebenso wie an den scheinbar so sexualfeindlichen Kirchenvätern abzulesen. Sie alle waren von der Größe der Sexualität überzeugt. Sie glaubten, daß sie den ganzen Menschen erfaßt und daß sie von elementarer Bedeutung für Individuum und Gesellschaft sei. Im Unterschied zu den Kirchenvätern, die der großen Sexualität große Verbote entgegensetzten, forderte Freud die Befreiung des Sexus. Befreit werden sollte eine Sexualität, die als elementarer Trieb verstanden wurde, nicht aber ein festgestelltes und weitgehend desexualisiertes Verhalten.

Es könnte indes sein, daß sowohl die Kirchenväter als auch Freud die Bedeutung der Sexualität überschätzten, weil sie die Wirkung des Verbotes auf das sexuelle Verhalten übersahen. Dieses entzündet sich am verbot, wird an ihm gleichsam groß und begierig. Wird das Verbot milder, erscheint auch die Sexualität weniger kraftvoll. Die auf diese Weise kraftlos gewordene und weitgehend gezähmte Sexualität gibt die Basis ab, von der aus Haeberle argumentiert.

Sein harmloser Begriff von Sexualität erlaubt es ihm, über Sexuelles so unbefangen und sorglos zu sprechen, als ob es sich dabei wirklich um eine Trivialität handelte. Warum dann überhaupt noch Sexualwissenschaft? Hat diese nicht von Anbeginn auch die Aufgabe übernommen, die Sexualität zu entschärfen, indem sie sie überschaubar, planbar und beherrschbar machte?

Kritische Sexualwissenschaft hat auch darüber und nicht nur über die vorhandenen sexuellen Einschränkungen zu reflektieren. Versäumt sie das, wird sie zu einem Instrument repressiver Toleranz und befördert einen Grad von Konformität, der weit höher ist als jener, den die von Haeberle so heftig bekämpfte repressive Moral verlangte. Ihr konnten sich die Menschen noch durch Heuchelei entziehen. In einer Gesellschaft, in der sexuell alles erlaubt ist, solange es nur unter ihrer unmittelbaren Regie geschieht, wird den Menschen auch noch die Heuchelei entwunden, mit der sie sich

vordem dem gesellschaftlichen Zugriff entzogen.

Erwin J. Haeberle: «Die Sexualität des Menschen. Handbuch und Atlas." Deutsche Übersetzung unter Mitwirkung von Ilse Drews. Verlag Walter de Gruyter & Co., 48,- Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 94

Ingrid Klein

Sie hat ein Pessar, er hat einen Verleger

Einige Bücher werden gerade dann von der Szene gekauft, wenn sie nicht mehr als ein schlechter alternativer Herrenwitz sind.

Rezension

Haben Sie auch so ungern recht? Mal rein beziehungsmäßig gesehen? . Man streitet sich mit Gott und der Welt, ist unermüdlich Widersprüchen auf der Spur, klagt an, klärt auf, widersetzt und wehrt sich - und am Ende hat man recht. Und dann? Wo bleibt die Fanpost, das Angebot aus Hollywood, der bekehrte Lover? Rechthaben wärmt weder das Herz noch die Füße.

Und vom Einfluß auf die Verkaufszahlen eines - zu recht - verrissenen Buches kann schon gar nicht die Rede sein. Drei Jahre gibt es inzwischen »Der Tod des Märchenprinzen« von Svende Merian. Der buntbuch-Verlag hat 65-70.000 Exemplare verkauft, der Taschenbuch-Nachdruck von Rowohlt (50.000) geht in die zweite Auflage. Die erwachsenen Kinder haben ihre Oblaten gegen Geschichten über Beziehungen getauscht.

Da fehlte doch noch eine in der Sammlung? Natürlich, die vom Märchenprinzen, von dem »Schwein«, wie Svende Merian »ganz sauber und klar rausgearbeitet hat«. Ich bin neugierig und ausgesprochen milde gestimmt. Er hat sich das Recht auf eine Antwort erworben, dieser Arne Piewitz, so heißt er. Oder nennt er sich nur so, wollen da zwei Parteien ein absolut sicheres Geschäft machen?

Svendes Geschichte (350 Seiten) ließ sich mit einem Satz erzählen: »Eine 24-jährige Studentin, Schwerpunkt Märchenforschung, lernt über eine Kontaktanzeige ('linke frau, 24, möchte gerne unmännliche männer, gerne jünger, kennenlernen. chiffre 9003') einen Arne kennen, lieben und hassen, weil er sie nicht liebt.« Arnes Antwort (an »M«) ist mit einem Wort wiederzugeben: stimmt!

Das füllt natürlich noch kein Buch, also gestaltet er seine 118 Seiten lange Abrechnung witzig, um nicht zu sagen satirisch: »Sie hat ein Pessar. Na fein, andere Leute haben einen Telefonanrufbeantworter.« Tja, mein Lieber, ich halte das Buch und Du die Person für unsäglich. Das verbindet uns irgendwie. Trotzdem stellt sich das schöne warme Gefühl von Gemeinsamkeit bei mir nicht recht ein. Komisch. Ob es vielleicht Dein psychologisch ungeschickter erster Satz ist? »Ich kratze mich am Sack«, und wenig später: »Ich könnte mich natürlich auch am Kopf kratzen, aber der Sack ist mir nunmal näher.«

Mir ist der Kopf näher, und in einer klar unterteilten Welt von Schwanzträgern und Nichtschwanzträgern hat mich diese lebenslängliche Behinderung scheints humorlos gemacht. Aber ich bin immer noch gutwillig und war wirklich nie der Meinung, daß Du ein Schwein bist. Ich hielt Dich mehr für 'ne Flasche (nachzulesen in SEXUALITÄT KONKRET 1981). ja, ich meinte Dich, stellvertretend für die Gattung Mann.

Du bist, lese ich weiter, nicht für »halbe Sachen«. Gemeint ist M's politische Haltung. Das gefällt mir, ich kann halbe Sachen auch nicht leiden. Dann wirst Du ihr natürlich ehrlich gesagt haben, daß sie zwar »kreischt«1 »blubbert«, »sabbert«, »entschieden zu laut lacht«, »einen massiven Defekt hat« aber »ja wirklich wie ein Weltmeister fickt«? Hast Du nicht? Ist doch ganz einfach zu kapieren. Augen schließen, Ohren zu und ab geht die Post.

Sie hätte Dich rausgeschmissen? Ach, geh, dann hätte Dir bestimmt »ein gewisser Charme aus der Dose« zusammen mit der Binsenweisheit »regelmäßiger Geschlechtsverkehr hebt das allgemeine Wohlbefinden ganz beträchtlich« über die nächsten Runden geholfen. Auch ohne der albernen Forderung nachzukommen, daß Du Dir »ein Frauenabzeichen auf die Unterhose stickst«. Die zieht man dabei sowieso aus, früher war das jedenfalls so.

Unverdrossen hast Du Dich also weiterhin um »das allgemeine Wohlbefinden« verdient gemacht, und was passiert? Ständig diese Verhütungsgespräche mittenmang. Das kann einen »autonomen Häuptling« ganz schön abturnen. Aber, wie meine Mutter schon sagte, man kann ruhig doof sein, man muß sich nur zu helfen wissen. Dir hilft die Flasche. Alkohol macht Dich erst geil und anschließend selbstkritisch:

»Ich kann sie mir schön saufen. Saufen fördert die Geilheit, wenn man das rechte Maß kennt, und bumsen kann ich dann stundenlang ... Schönsaufen ist ein Akt der Vorbereitung auf Vergewaltigung. Selbst beim Resteficken, wenn man sich die allerletzte Amateurnutte im Laden schöngetrunken hat: Vergewaltigung.«

Little Arne Bukowski verbeugt sich vor dem, was er für die Frauenbewegung hält. Das geht erstens ins Auge und zweitens - hoffentlich - ins Kreuz, in das Dich Svende bei passender Gelegenheit treten wird, oder jemand anders, das wäre mir wurscht.

Inzwischen, ich habe mir die 118 Seiten komplett angetan, weiß ich, warum Du nicht schon vor drei Jahren die Satire in »Pardon« veröffentlicht hast, was damals noch möglich gewesen und sicher auch gedruckt worden wäre: Du willst

absahnen, Du denkst, die Szene ist ja so bekloppt, die kauft auch diesen Scheiß, setzt sich damit auseinander und merkt nicht einmal, daß sie mit einem alternativen Herrenwitz verarscht wird. Falls eine Fortsetzungsreihe geplant ist: Bitte gleich bei Hakle verlegen.

Arne Piewitz: »Ich war der Märchenprinz«, buntbuch-Verlag, 9,80 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 95

Regina Kramer

Mir träumte von Clara Bebel und August Zetkin

Es gibt Wahrheiten, die nimmt man nicht wahr, und es gibt Gefühle, die sind wahr. Für sich beides richtig, vermischt wär's noch besser.

Rezension

Ich denke mir mal was aus. Ich geh mit Lottemi und Peggy essen. Nach der gemischten (ital.) Vorspeise hat Lottemi soviel Wissen auf den Tisch gepackt, daß die Spaghetti kaum noch Platz haben. Es geht um Politik und Frauen. Lottemis Freunde, Clara, Rosa und August, sitzen auch schon am Tisch, Peggy schickt Glutaugen in den schönen Kellner. Ich finde, das sollte sie lieber mit mir machen. Wenn ich ein Mann wäre, dürfte ich das nicht schreiben. Wegen der Geschichte, chauvinismusmäßig gesehen, und weil die Verhältnisse, mein Kind, so nicht sind. Sagt Lottemi.

Nach der Zabbaione sind die Verhältnisse günstig. Peggy erzählt mir, den anderen auch, Geschichten. So ähnliche wie Lottemi. Bloß anders. Und kürzer, frecher. Auch trauriger. Auch lustiger. So kommt zum Wissen die Wärme. Beim Grappa geht es Lottemi um Utopien. Das wird mir aber zu übermorgig. Peggy lacht schon wieder. Lottemi auch, aber nur, wenn keine Leser in der Nähe sind. Ich soll jetzt endlich von den Büchern schreiben. Tu ich doch.

Lottemi Doormanns Buch ist informationsergiebig. In 44 Artikeln stellt sie die Geschichte der BRD seit Mitte der siebziger Jahre am Maßstab der Frauenpolitik dar. Das meiste hab ich schon gelesen. Die Artikel standen bereits in Zeitungen. Aber Leser/innen wachsen ja nach, und Fakten werden durch Wiederholung nicht falsch. Die Fakten: Arbeitsmarkt, Familienpolitik, Militarisierung oder wie die Bedingungen für Emanzipation in Bonn kurz und klein geschlagen werden. Dann Tendenzen und Diskussionen innerhalb der Frauenbewegungen. »Lohn für Hausarbeit«, Kinderwünsche, die »Opfer oder Täter« - These aus dem Hause Haug und Verweise auf feministische Kultur.

Beeindruckend an Lottemi Doormanns Arbeit sind die Schnelligkeit und Ausführlichkeit, mit der sie auf den politischen Rückwärtsgang reagiert. Schön auch, daß sie das Drumherum der aktuellen Diskussionen benennt: Daß sie das freilich parteilich macht, ist weniger mein Problem. Eher schon ihre Sprache, die zuweilen in Stiefeln daher kommt.

»An die Stelle der Doppelrolle der Frau muß die gleichverantwortliche Zuständigkeit von Müttern und Vätern für ihre Kinder und zugleich die verantwortliche Zuständigkeit der gesamten Gesellschaft für ihre Kinder treten.« Doppelrolle abtreten, Zuständigkeit antreten, gesamtgleich, au ja!

Flexibilität und Behutsamkeit im Aufspüren von Veränderungen, die Lottemi Doormann nicht akzeptiert, sind nicht ihre Stärke. Die Vielzahl der Gründe, weshalb zum Beispiel Frauen Kinder notgedrungen in und trotz dieser Gesellschaft wollen, subsumiert sie unter »neuer Müttermythos«. Den kann man dann einfacher mit der beruflichen Perspektivlosigkeit wegerklären. Daß manche Mütter ihre Kinder nicht mehr in staatliche Krippen geben wollen, sieht sie ruck zuck als ein Geschenk für die sozialgeldgeizende CDU. Muß ich mir eine Überlegung verbieten, weil mein Gegner sie auch propagiert? Franz Josef Strauß hat wahrscheinlich auch schon mal gesagt: Ich liebe dich.

Ein ungewöhnliches, weil pornographisches Frauenbuch über Erotik befragt sie danach, ob »wir, Schwestern, so ein Gestammel zum Antörnen brauchen« und findet das Buch »ziemlich konventionell«. Ein Ei zum Frühstück zu essen, ist auch konventionell. Wie ist der Dotter, die Schale, die Form, der Nährwert, der Geschmack?

Lottemi Doormanns Einschätzungen schnurren mir zu schnell ab. So kehrt man Fragen beredt unter die berühmte Auslegware.

Unter die Haut gehen Peggy Parnass die Zustände heutzulande. So schreibt sie auch. Die Texte ihres Buches, ebenfalls eine Sammlung bereits veröffentlichter Artikel, erzählen von ihrer Arbeit, von ihrer Kindheit, von Sexualität, von Frauen, von ihren Geliebten und anderen Menschen. Es sind Geschichten, Beobachtungen, Gedankenstücke. Ich muß nicht immer zustimmen, deshalb krieg ich Lust aufs Mitdenken.

Wenn eine erklärt: »Meine ökonomischen Schwierigkeiten hab ich nicht, weil ich 'ne Frau bin, sondern weil ich ein Idiot bin. Und weil mir im Endeffekt meine Arbeit immer wichtiger ist als das Geld, das ich dafür kriege. Vielleicht bin ich)a doch kein Idiot«1 find ich das erfrischend. Wo »Frau« doch in »unseren« Kreisen nicht mehr ohne »Kapitalismus«, »Patriarchat« und andere systematische Ungerechtigkeiten aus dem Mund geht.

Zum Nachahmen frech sind auch ihre Texte über Männer und Lieben. Ohne Widersprüche zu verdecken und ab und zu a bisserl frivol schreibt sie sich dahin, wo Geschlechtsrollen wieder Gesicht und Stimme und Geschlecht bekommen. Zum Nachahmen, weil: ein bißchen mehr Respektlosigkeit würde allen Frauen gut stehen. Das kann das unglückliche aufgeklärte Bewußtsein gut gebrauchen. Ich auch.

Peggy Parnass: »Unter die Haut«, Konkret Literatur Verlag, 20 Marx;

Lottemi Doormann: »Bewegen, was mich bewegt«, Weltkreis-Verlag, ca. 16,80 Mark

Literatur-Konkret 1983, S. 96

Renate Hücking

Lateinamerika

Empfehlungen

Was passiert heute in Guatemala, EI Salvador, Nicaragua und Honduras? Es gibt nur

Materialsammlungen dazu: Aufsätze, engagierte Reiseberichte, Interviews. Brauchbar sind diese Taschenbücher als Ergänzung der üblichen Presseinformationen. Statisten des Terrors und der Armut stehen neben historischen Abrissen und Dokumenten: CIA-Papiere, Solidaritätsaufrufe, politische Manifeste und Positionspapiere als Arbeitsmaterialien. (1)

US-Interventionen in Lateinamerika haben Tradition, sind deshalb Bestandteil der Literatur dort. Neuaufgelegt: *»Weekend in Guatemala«.* Acht Novellen von Miguel Angel Asturias über einen Wochenendkrieg gegen sein Land (1954).

Noch einmal Asturias, »Wortführer seines Stammes«. »Der Tanz geht los!« ruft der Kazike Caspar Ilóm und erschießt gnadenlos jeden, der gegen indianische Gesetze verstößt, auf Profitgier die Natur schändet. So der Auftakt des Romans *»Die Maismenscben«,* Nachfahren der Mayas: der entschlossene Caspar Ilóm, die ungetreue Maria Tecun, der Briefträger-Kojote Nicho, der blinde Goyo Yic und andere. Ein Nebeneinander von Mythos, Legende und Wirklichkeit. »Magischer Realismus« hat der Nobelpreisträger seine literarische Methode genannt. Über Guatemala weiß ich seit der Lektüre mehr, zum Beispiel, daß Caspar Ilóm heute in der indianischen Guerilla auf die Statthalter amerikanischer Bananenkonzerne zielt, auch wenn er längst zu den zigtausend Opfern des Völkermordes in Guatemala zählt.

Den sogenannten Bananenrepubliken Mittelamerikas gegenüber: die Zuckerinseln, Kolonialwarenlieferanten wie jene. Dazwischen die Karibik, früher das »Mittelmeer der Neuen Welt« genannt, heute das »mare nostrum« der USA. 21 Kurzgeschichten aus dieser Region: *»Die Nacht, in der die Hütten leer blieben".* Von Cimarróns, Koreakriegstoten und Zombies wird erzählt, im Original in mindestens sechs verschiedenen Sprachen. Mir gefällt die verwirrende Vielfalt an Menschen, Landschaften, Gerüchen und Farben. Eine spannende und kurzweilige Lektüre, die auf die jetzt erscheinende zweite Anthologie *»Die Wahrheitsprobe* des *Gran-Man"* neugierig macht.

» Von Chile bis Guatemala. Zehn Jahre Lateinamerika.« Ein unauffälliger Band politischer Fotographie von Koen Wessing: eine bombardierte Stadt, ein Stadion als Massengefängnis, Flüchtlingslager: erhobene Hände, Gewehre im Anschlag, Leichen, Beerdigungen - Topoi des mörderischen Feldzugs weniger gegen das Volk. Angst, Trauer, Entsetzen, Zorn und Verbitterung. Nur einmal wird gelacht und gejubelt: Fotos aus Managua am 2. Jahrestag der Befreiung.

Dazu sparsamer Text von Eduardo Galeano - eine polemische Zuspitzung der Verhältnisse auf Grundmuster. Die Welt »ein exklusives Speiselokal«, in dem die Nahrungsmittelproduzenten nicht das Geld haben, für den Verzehr zu bezahlen.

Galeano, 1940 in Uruguay geboren, seit Jahren im europäischen Exil lebend, hat die bislang anschaulichste Wirtschaftsgeschichte, *»Die offenen Adern Lateinamerikas«,* geschrieben. Ein Standardwerk: von Diktatoren verboten, auf der Straße gelesen. Spannend wie ein Kriminalroman, polemisch pointiert.

Zur Zeit schreibt Galeano an einem Mammutwerk: *»Erinnerungen an das Feuer«,* eine Triologie - die Geschichte Lateinamerikas von vorkolumbianischer Zeit bis heute. Indische Ursprungsmythen über die Entstehung der Welt und das Leben eröffnen den ersten Band »Geburten«. Dann die Unterwerfung: Kurze Skizzen, Episoden, Histörchen. Chronologisch geordnet, die Spielorte wechseln: In Santo Domingo wettert ein Mönch gegen die Indianerausrottung, zur gleichen Zeit wird in Frankfurt Karl V. Kaiser, und in Tenochtitlán künden Wasser, Feuer, Luft und Erde das Ende der Aztekenherrschaft an. Die Methode: dokumentarisch (mit Quellenangaben). Sprachlich hat Galeano das Aufgespürte überarbeitet. Geschichte wird plastisch.

Wer Lust auf Originalauszüge aus Texten der Konquistadoren bekommen hat, sollte das Taschenbuch *»Die Neue Welt. Chroniken Lateinamerikas von Kolumbus bis zu den Unabhängigkeitskriegen«* zur Hand nehmen. Als Ergänzung empfehle ich den Ausstellungskatalog *»Mythen* der *Neuen Welt.* Zur Entdeckungsgeschichte Latein*amerikas«. Abbildungen* und Deutungen spuren eurozentrische Erfindungen über den neuentdeckten Kontinent auf, analysieren die geistige Aneignung, die mit der kolonialen Inbesitznahme korrespondiert.

Aus der Sicht der Besiegten hat Pablo Neruda in poetischer Form das blutige Drama der Konquista, die Helden der sterbenden Völker und die Kosmographie des Kontinents im »Canto *Gene*ral" besungen. *»Der große Gesang«* ist Preislied der Natur, Heldengedicht und Trauergesang zugleich. Die wuchtige Chorfassung von Mikis Theodorakis empfehle ich denen, die kalte Rückenschauer mögen.

Literatur-Konkret 1983, S. 96

Klaus Körner

Faschismus

Empfehlungen

Der Jahrestag der faschistischen Machtübernahme in Deutschland am 30. Januar 1933 bildete den Anlaß für die Veröffentlichung einer Unzahl populärer Bücher über das III. Reich. Die verstärkte Buchproduktion setzte Herbst 1982 ein und flaute im Frühjahr 1983 merklich ab. Läßt man die besondere Problematik der »Jubiläumsliteratur« außer acht und vergleicht die westdeutsche Geschichtsschreibung im Jahre 1983 mit der von 1963, so zeigt sich, daß heute als Folge des Generationswechsels und des liberalen Meinungsklimas sehr viel unbefangener an die Fragen nach den Ursachen des Faschismus und den Zusammenhang von Faschismus und Wirtschaft herangegangen wird.

Machtergreifung

Ein Panoramabild der Errichtung der Herrschaft des Faschismus von der Machtergreifung im Januar 1933 bis zur Konsolidierung der NS-Herrschaft im Juli 1933 dokumentieren die Historiker J. und R. Becker durch die Wiedergabe von 340 Reden, Briefen, Gesetzen und Verordnungen aus dieser Zeit in der populärwissenschaftlichen Taschenbuchreihe dtv-dokumente. Eine systematische Einführung, eine Chronologie und eine Auswahlbibliographie ergänzen die gelungene Dokumentation.

Eine bewußt subjektiv getroffene Auswahl von Zeitungsartikeln aus der Zeit von Januar bis März 1933 über alle Lebensbereiche hat W. Eschenhagen zusammengestellt.

Gut lesbar, wenn auch in einzelnen Wertungen problematisch, ist die in Buchform erschienene »Spiegel«-Serie des »Spiegel«-Haushistorikers Höhne über die Zeit von 1929-1933 »Warten auf Hitler«.

Als Einführungswerk für Studenten, Lehrer und wissenschaftlich interessierte Leser ist der Reader des Historikers Megerle gedacht. Der Band stellt Dokumente und bereits veröffentlichte Aufsätze prominenter Wissenschaftler über das Scheitern der Weimarer Republik und den Übergang zur Nazi-Herrschaft zusammen.

Die Nationalsozialisten haben in freien Wahlen keine absolute Mehrheit der Stimmen oder Reichstagsmandate erzielt, aber sie verfügten doch über eine Massenbasis. Wie es den Nazis gelang, ihre soziale Demagogie auf die Vorurteile, Ängste und Hoffnungen von Millionen Deutscher auszurichten, analysiert der DDR-Historiker J. Petzold. Eine systematische und für die westdeutsche Geschichtswissenschaft repräsentative Gesamtdarstellung über das III. Reich aus der Sicht der »herrschenden Lehre«.

Als Korrektiv empfiehlt sich der Sammelband über den Stand der Faschismusforschung in der DDR.

Lokalgeschichtsschreibung

Die große Politik wird in den politischen Zentren gemacht, erfahren und in der Erinnerung lebendig ist sie eher im lokalen Bereich. An eine alte antifaschistische Tradition knüpft die neuentstandene Lokalgeschichtsschreibung über das III. Reich und den Widerstand an. Autoren sind nicht nur professionelle Historiker, sondern auch Bibliothekare, Archivare, Lehrer und Studenten. Die Fülle der Veröffentlichungen ist kaum zu übersehen. Häufig sind sie von fachfremden Verlagen oder im Selbstverlag der Kommunen herausgebracht worden.

Bücherverbrennung

1983 ist auch das Jahr der Erinnerung an die Bücherverbrennung am 10. Mai *1933.* In zahlreichen Gedenkveranstaltungen und Ausstellungen spiegelte sich das gestiegene Interesse an der unterdrückten Literatur und der Exilliteratur der Jahre *1933-45.* Der antifaschistische Grundkonsens der ersten Nachkriegszeit spiegelt sich in der ersten Anthologie über die verbotene und verbrannte Literatur aus dem Jahre *1947.* Der Kindler-Verlag hat sie unverändert nachgedruckt.

Zur Erinnerung an dieses Datum erscheint in der DDR eine montageartig zusammengestellte Sammlung von Dokumenten und Autorentexten, die mit einer Chronologie und einer kurzen Bibliographie versehen ist. Mit der früheren Unart, später politisch mißliebig gewordene Auto ren aus historischen Werken wegzulassen, hat die DDR Schluß gemacht.

Vom Ansatz her ähnlich konzipiert ist eine entsprechende westdeutsche Dokumentation.

Geradezu ein Handbuch zu diesem Thema ist der fast zu schön geratene Katalog zur Gedenkausstellung in der Westberliner Akademie der Künste.

Geschichte des Holocaust

Dem Jubiläum der Machtergreifung verdanken die westdeutschen Leser auch den Zugang zu einem bereits vor über 20 Jahren in den USA erschienenen Werk über die Vernichtung der europäischen Juden.

Für die deutsche Ausgabe wurde das Werk gründlich überarbeitet, erweitert und auf den neuesten Stand der Wissenschaft gebracht.

Literatur-Konkret 1983, S. 97

Klaus Scherpe

Literaturwissenschaft

Empfehlungen

Seit 1981 gibt es die Reihe »Literatur im historischen Prozeß«. In drei Bänden pro Jahr wird zusammengefaßt, was eine mit gesellschaftskritischem Bewußtsein und materialistischer Methodik (bei allen lebenswichtigen Abweichungen vom Prinzipiellen) ausgestattete linke Literaturwissenschaft heute leisten kann: Arbeit an der Literaturgeschichte, vor allem an ihrer unterdrückten demokratischen Tradition, theoretische Vergewisserung beim Umgang mit Literatur, Diskussion und Information über aktuelle literarische und literaturwissenschaftliche Themen und Konflikte.

Die Reihe wurde gewissermaßen programmatisch eröffnet, mit einem Sammelband zur »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss. Die Aufregung über die Kritiker-Mafia, die sich über das Buch hergemacht hat, und der Jubel über den so lange vermißten linken Heimatroman ist spürbar in den Lesearten, die hier angeboten werden. Doch überwiegt der analytische Verstand bei dem Versuch, die ästhetische und politische Komplexität zu ergründen und zugänglich zu machen. Das wohl umfangreichste Arbeitsgespräch, das Peter Weiss (mit Burkhardt Lindner) geführt hat, ist nachlesbar, ebenso die Herausforderung an die Schriftstellerkollegen: der positiven Vision von Christian Geissler (West) steht die eher negative von Volker Braun (Ost) gegenüber.

Die literarhistorischen Bände leisten Aufräumarbeit im Gebäude der Fachwissenschaft, zeigen Wege der möglichen Aktualisierung vergangener literarischer Produktivität. Ein Band stellt den Naturforscher, Weltreisenden und Jakobiner Georg Forster im Zeitalter der französischen Revolution vor. Der Marburger Germanist Gerhart Pickerodt entdeckt in dem bürgerlichen Revolutionär der ersten Stunde das moderne Krisenbewußtsein. Die einfache Rede von der »literarischen Praxis« wird dadurch schwieriger.

Ein anderer Band zu »Faschismuskritik und Deutschlandbild« legt sich mit der Exilforschung und ihrem apolitischen Interesse an »Kunst und Leben« an. Döblin, Brecht, Horvath, Feuchtwanger usw. werden nach dem politischen Sinn ihrer ästhetischen Erfahrungen befragt. Erzählweisen der Geschichte, etwa anläßlich von Anna Seghers schwierigem »Transit«-Roman, werden dem heutigen Leser vergegenwärtigt.

Literaturgeschichte der Gegenwart findet sich in einer Aufsatzsammlung zur unmittelbaren Nachkriegsliteratur zwischen »Zusammenbruch« und Währungsreform. Weniger die in letzter Zeit von den Medien verabreichte Nostalgie bei der Besichtigung von Kulturhunger und Aufbaufreudigkeit in der bizarren Trümmerlandschaft, als vielmehr die Alltagserzählungen in Zeitungen und Zeitschriften, die zum Teil fatalen Zukunftsvisionen im utopischen Roman, der damals Konjunktur hatte, die größtenteils mißlungene Umerziehung der Deutschen im Kabarett und im Theater, sowie die Regeneration des Literaturbetriebs sind hier die Themen. Die Rede vom Kahlschlag und vom Nullpunkt und die im kulturellen Bereich wirksamen Mechanismen der Verdrängung der faschistischen Vergangenheit werden historisch überprüfbar am literarischen Material.

Zuletzt erschienen sind zwei Bände »Entwürfe von Frauen« und »Die verborgene Frau«, die sich auf sehr unterschiedliche Weise auf die Realität oder die Möglichkeit einer feministischen Literaturwissenschaft einstellen. Krista Greffrath, Irmela von der Lühe, Helen Fehervary, Marianne Schuller und andere stellen »Frauenentwürfe« von Else Lasker-Schüler und Marieluise Fleißer bis zu Ingeborg Bachmann und Christa Wolf in den literarhistorischen Kontext, indem das 'Frauenspezifische' eher vorsichtig fragend als offensiv ermittelt wird. Entwürfe der Frau in der Literatur schreibender Männer (im Kontext von Jugendbewegung und Exilliteratur, wie auch bei Heiner Müller) sind nicht einfach als »Gegenprobe« zu lesen.

Inge Stephan und Sigrid Weigel analysieren die Genese von Weiblichkeit im Prozeß literarischer Praxis vom 18. Jahrhundert bis zur DDR-Wirklichkeit. Die Entschlüsselung der Frauenbilder und Weiblichkeitsmuster im männlich beherrschten Gesellschaftsprozeß wird theoretisch begründet. Daraus ablesbar ist die interpretatorisch-praktische Arbeit einer feministischen Literaturwissenschaft.

Die Reihe »Literatur im historischen Prozeß« kann abonniert werden wie eine Zeitschrift. Demnächst erscheinen weitere Bände zur massenhaft verbreiteten Literatur, zur Literatur der 70er Jahre, zu Heinrich Heine, zum Thema Avantgarde und Postmoderne, zur Methodenkritik und ein zweiter Band zur Nachkriegsliteratur.

Literatur-Konkret 1983, S. 98

Gerhart Pickerodt

Literaturwissenschaft

Empfehlungen

Über den Grad und den Umfang der Probleme, die mit der Abfassung einer Literaturgeschichte der Gegenwart verbunden sind, wird sich niemand leicht Illusionen machen. Gilt es doch nicht nur, über Autoren und ihre Werke enzyklopädisch zu informieren. Literarische Prozesse sind zu durchleuchten, Orientierungen zu vermitteln, Wertungen zu vollziehen, kurz: gegenüber dem Jüngstvergangenen ist der Standpunkt des Historikers einzunehmen.

Das Risiko einer umfassenden Literaturgeschichte der Bundesrepublik hat im 12. Band der repräsentativen »Geschichte der deutschen Literatur« ein Autorenkollektiv von DDR-Wissenschaftlern unter der Leitung von Hans Joachim Bernhard auf sich genommen. Der Kreis von DDR-Germanisten, die sich kontinuierlich mit der Literatur der Bundesrepublik auseinandersetzen, ist relativ klein, dafür jedoch in der Regel kompetent und produktiv.

Zu ihm gehören neben Bernhard die anderen »Hauptautoren« des vorliegenden Bandes, dessen Konzeption und kategoriales Gerüst sich bis weit in die siebziger Jahre zurückverfolgen lassen. Allerdings fällt auf, daß in früheren Publikationen Positionsbestimmungen, Tendenzanalysen und Wertungen weitaus zurückhaltender und differenzierter ausfielen als in der vorliegenden Literaturgeschichte.

Kritisierte Bernhard 1977 zu Recht, »wie verkrampft sich die Anstrengungen der bürgerlichen Kritik ausnehmen, Phantasie und Sensibilität nur Werken zuzuschreiben, die den Existenzraum eines isolierten Ich wiedergeben«, so verkrampfen sich die Verfasser der Literaturgeschichte heute ihrerseits, indem sie ihre Wertungen nicht selten nur als unvermittelt politische vornehmen. Die politisch-ideologischen Positionen der Autoren genießen eindeutig den Vorrang gegenüber »Phantasie und Sensibilität«. Kaum zu entscheiden ist, ob diese Haltung den Erfordernissen einer strikter rubrizierenden, den Orientierungsbedürfnissen der Leser entgegenkommenden Literaturgeschichte entspringt oder den seit den siebziger Jahren manifester gewordenen ideologischen Abgrenzungsstrategien der Kulturpolitik.

Als problematisch erscheint zunächst - angesichts der Internationalität des deutschsprachigen Buchmarkts - die gegenständliche Begrenzung auf die Literatur der Bundesrepublik. Trotz der Bedeutung von Regionalismen darf mit Grund behauptet werden, daß es - etwa analog zu einer »sozialistischen Nationalliteratur« - eine bürgerliche, eine westdeutsche, österreichische oder deutschschweizerische Nationalliteratur nicht gibt. Frisch und Dürrenmatt, Handke und Thomas Bernhard werden nicht primär als Schweizer oder Osterreicher rezipiert, sondern als Autoren des westlichen deutschsprachigen Raums.

In der vorliegenden Literaturgeschichte indessen finden sie nur summarisch, in Rahmen von (Grund)Tendenzen und Einflüssen Erwähnung. Andererseits werden im Ausland lebende Autoren wie Weiss oder Fried ohne Umstände der westdeutschen Literatur zugerechnet. Das geschieht in Anbetracht ihrer Sprache und der primären Veröffentlichung ihrer Werke in der Bundesrepublik gewiß nicht zu Unrecht, verdeutlicht aber die Unzulänglichkeit derartiger nationaler Scheidungen.

Im Hintergrund dieses Ausgrenzungsproblems steht ein gewichtigeres: das nämlich der reinlichen Trennung von Ost und West. Die spezifische Eigenständigkeit der DDR-Literatur ist unbestreitbar. Dennoch gibt es, zumindest seit den Jahren der politischen Entspannung, einen regen Austausch zwischen den Literaturen, wechselseitige Anregungen und Lizenzübernahmen. Der Anteil der DDR-Literatur am westlichen Verlagsprogramm ist mittlerweile nicht unbeträchtlich, ebenso der am Spielplan hiesiger Schauspielbühnen. Von all dem findet sich in der Literaturgeschichte kaum ein Wort.

Warum darf beispielsweise, wenn 14 Büchner-Preisträger aufgezählt werden, der Name von Christa Wolf nicht genannt sein? Muß die Betonung der Eigenständigkeit der DDR-Literatur gegenüber westlichen Einheitsideologen die Mißachtung ihrer internationalen Bedeutung und ihres Einflusses auf einen Teil der westdeutschen Literatur zur Folge haben?

Eine wesentliche Orientierung über die Literaturentwicklung einer Epoche leistet deren Phasengliederung. Die Verfasser des vorliegenden Werks unterscheiden drei Phasen: *»Die Nachkriegsjahre. 1945 bis 1949«, »Restauration und Nonkonformismus. 1949 bis Anfang der secbziger Jahre« und »Politisierung und Resignation. Die sechziger Jahre«.* Die Spezifik dieser Phasengliederung erschließt sich erst im Vergleich mit der parallelen der DDR-Literatur, wie sie im 11. Bund zugrundegelegt wurde: *»Demokratische und sozialistische Literatur des Antifaschismus im Zeichen der Vorbereitung der sozialistischen Nationalliteratur der DDR«, »Herausbildung der sozialistischen Nationalliteratur«, »Entfaltung der sozialistischen Nationalliteratur«.*

Dort also die gesellschaftliche ge- und begründete Entwicklungsrichtung hin auf ein - in der »Entfaltung« erreichtes? - Ziel, hier die wellenförmig sich vollziehende Auf- und Abbewegung. *»Nonkonformismus«, »Politisierung«* und »Resig*nation«* als entscheidende Indikatoren der literarischen Phasen sind Gestalten des Bewußtseins, nicht Momente eines objektiv begründeten Prozesses oder gar Progresses, wie ihn die Geschichte der DDR-Literatur modellhaft in

Anspruch nimmt. Insofern gibt es im Westen zwar den Fortschritt in der Entwicklung einzelner Autoren und Gruppen, nicht jedoch den der Literatur insgesamt.

Allerdings werden die Phasen-Indikatoren positiv oder negativ normierend verwendet. »Politisierung« ist assoziiert mit Annäherung an den Standpunkt des realen Sozialismus bzw. der DKP; ein Abweichen davon führt zu Rückzug, Verinnerlichung und schließlich Resignation. Übersehen wird dabei die Breite und Vielfalt demokratisch-emanzipatorischer Literaturtendenzen im Spektrum von Alternativen, Frauenbewegung, Anti-Imperialismus, Friedensbewegung usw., die sich sämtlich an ihren besonderen Zielen und Bedürfnissen orientieren, ohne in dem skizzierten Begriff von »Politisierung« aufzugehen.

Das Problematische der ästhetischen Wertung in dieser Literaturgeschichte besteht allerdings nicht nur in der Enge des Begriffs von Parteilichkeit, sondern ebenso in der bisweilen ans Sterile grenzenden Realismusauffassung, die als ästhetisches Korrelat der Parteilichkeitsnorm erscheint. So sieht man sich hier an längst überwunden geglaubte Debatten über Formalismus und Realismus aus der frühen DDR-Geschichte erinnert, wenngleich zu konzedieren ist, daß sich derartige Formulierungen eher in den zusammenfassenden Passagen denn in den Einzeldarstellungen finden.

Über die Einschätzung einzelner Autoren, Gruppierungen und Werke läßt sich ebenso streiten wie über die innere Gliederung nach den traditionellen Gattungen (Prosa, Lyrik, Drama), ergänzt um Massenliteratur, Hörspiel sowie Kinder- und Jugendliteratur. Daß die Verknüpfung von Literatur und Medien nur in Gestalt des Hörspiels eigens thematisiert, daß die Funktion der Literatur innerhalb des kulturellen Gesamtspektrums nicht als Problem reflektiert, sondern ihre gleichsam überhistorisch wirksame Bedeutung stillschweigend unterstellt wird, mag auf die mangelnde Vertrautheit der Verfasser mit dem kommerzialisierten Kulturbetrieb des Kapitalismus zurückzuführen sein.

Über all dem soll jedoch die Leistung der Verfasser nicht gering geachtet sein. Sie verfügen über eine breite, stets aus den Quellen geschöpfte Kenntnis des Gegenstands und verstehen ihn in einer Übersicht und Detaildarstellung verbindenden Weise zu präsentieren. Das ist angesichts des Umfangs und der Vielfalt des Materials und seiner komplexen geschichtlichen Strukturen nicht wenig. Zumal es ein vergleichbar seriös erarbeitetes Werk aus bundesdeutscher Perspektive nicht gibt, gebührt dem keineswegs draufgängerischen Mut der Verfasser zumindest Respekt.

Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland«, von einem Autorenkollektiv, Leitung: Hans Joachim Bernhard, Verlag Volk und Wissen, Berlin, ca. 50 Mark

Band 12 der Reihe: »Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart«

Literatur-Konkret 1983, S. 100

Heinrich Hannover

Kinderbücher

Empfehlungen

Zu den Lichtpunkten in dem ärmlichen Leben des Doktor Karl Marx gehörten die von Wilhelm Liebknecht beschriebenen Familienausflüge mit dem großen Frühstückskorb, auf denen Vater Marx seinen Kindern endlose Phantasiegeschichten erzählte, die nicht nach Kapiteln, sondern nach Meilen eingeteilt wurden. Wer weiß, vielleicht hätten auch seine Kindergeschichten die Welt verändert. Wohl kaum von ihrem Inhalt her, denn Kindergeschichten können das nicht leisten, was manche mehr oder weniger gutwilligen aber praxisfernen Kritiker von ihnen erwarten.

Wenn mehr Menschen ihren Kindern selbsterdachte Geschichten erzählt und damit deren Kreativität und Phantasie gefördert hätten, dann würde die Welt vielleicht auch anders aussehen. Daß die Herrschenden sich auf die Phantasielosigkeit der Beherrschten verlassen können, dürfte einer der Gründe dafür sein, daß es immer noch möglich ist, Kriege vorzubereiten, Strafen zu vollstrecken und das Leben des Kapitalismus zu verlängern. Also, Genosse Marx, vielleicht hätten Sie die Prioritäten doch ein bißchen anders setzen und etwas weniger »Kapital«, aber dafür etwas mehr Kindergeschichten schreiben sollen.

Möglicherweise wäre an Marxens gesammelten Kindergeschichten eines klarzumachen gewesen, was offenbar schwer verständlich zu machen ist: es kommt bei Kindergeschichten nicht auf einen belehrenden Inhalt an, sie brauchen sich nicht durch irgendeine pädagogische Ideologie zu rechtfertigen, sondern es genügt, daß sie die Phantasie und das Interesse der Kinder erregen, daß sie Kinder zum Lachen, zum Mitmachen, zum Weitererzählen bringen.

Ich bin mir sicher, daß auch Vater Marx keine »marxistischen Kindergeschichten erzählt hat, sonst hätte das Interesse seiner Kinder bestimmt nicht die fünfviertel Stunden angehalten, die der Fußmarsch von der Londoner Stadtwohnung zum Ausflugsziel dauerte. Aber ich bin mir auch ziemlich sicher, daß, wenn es Marxens Kindergeschichten gedruckt gäbe, irgendein Esel kommen und typisch marxistische Disteln finden würde.

Wie jener Schreiber, der in Springers »Welt« die Kindergeschichten des »Bremer Advokaten Heinrich Hannover, bekannt als Strafverteidiger in politischen Prozessen« auf »politische Hintergedanken« untersuchte und dabei zu für den Autor selbst überraschenden Ergebnissen gelangte: *» Wie kommt ein Jurist, der sich als Gesellschaftskritiker versteht, zum Märchen erzählen? Nun, er glaubt, schon bei den lieben Kleinen bei der Gesellschaftsveränderung beginnen zu müssen «*

Das wird mit einem Zitat aus dem Nachwort zu den »Birnendieben vom Bodensee« belegt, um sodann fortzufahren.

»Und wie leistet Heinrich Hannover diese Erkennungshilfe? Indem er neben putzigen, lustigen Geschichten so ganz beiläufig (wie Kryptokommunisten das so machen; H.H.) vom Bäckerlehrling Bretzel erzählt, der für reiche Leute die Butterkremtorte mit Steinen anstatt mit Krokant garniert, der Brötchen selbst futtert, statt sie auszutragen. «

ja, so hinter- oder vordergründig kann man Kindergeschichten auch lesen. Übrigens nicht nur mit der ideologischen Brille eines Springer-Journalisten auf der Nase. Auch gutwillige Leser haben mitunter Besorgnisse geäußert, an die ich offengestanden nicht gedacht hatte. So meinte bei einer Diskussion im Anschluß an eine Lesung ein Vater, ob nicht zu befürchten sei, daß Kinder auf den Gedanken kommen könnten, die Geschichte von Lies und Len in der Badewanne nachzuspielen, und das heißt: die Badewanne überlaufen zu lassen und damit durchs Haus und auf die Straße zu schwimmen. Oder ein anderer sah die Gefahr, daß die Geschichte vom Herrn Kratzebart, vor dem Hund und Katze weglaufen, weil sein Bart so kratzt, Vorurteile gegen Bartträger begründen könnte. Und auch mit der Bundeszahnärztekammer habe ich Ärger gekriegt, weil in der Geschichte vom bestraften Zahnarzt der Herr Kusenbrecher sich zur Behandlung seiner Patienten eines Hammers bedient.

Also, ehrlich gesagt, Kinder verstehen meine Kindergeschichten besser. Sie nehmen weder die Sache mit dem Hammer noch die schwimmende Badewanne, den kratzenden Bart oder die mit Steinen verzierte Butterkremtorte ernst, sondern lachen darüber. Und wenn aus einigen von ihnen einmal Sozialisten werden sollten - eine Hoffnung, die ich leichtsinnigerweise im Birnendieb-Nachwort formuliert habe -, dann sicher nicht deswegen, weil sie Kindergeschichten gehört und kurzschlüssig irgendwelche Hintergrundgedanken des Autors übernommen haben, sondern weil sie im Elternhaus Anregungen erhalten haben, die sie zu kritischem Verhalten gegenüber der gesellschaftlichen Realität befähigen.

Dazu gehört allerdings die Förderung von Phantasie und Kreativität, eine Erziehungsaufgabe, der sich auch Vater Marx sicher weniger aus dem Bewußtsein pädagogischer Verantwortung als vielmehr deshalb unterzogen haben dürfte, weil es einfach unheimlichen Spaß macht, Kindern selbsterfundene Geschichten zu erzählen und mit ihnen gemeinsam darüber zu lachen.

Literatur-Konkret 1983, S. 101

Hans Platschek

Kunst und Theorie

Empfehlungen

Zu den Martern, die ein zorniger Gott der Menschheit auferlegt hat, gehört die Lektüre jener Prosa, die Kunsthistoriker von Berufs wegen verfassen. Zeitweise sah es so aus, als hätten, wenn nicht Sehen, solche Kunsthistoriker zumindest deutsch gelernt. Der Schein trog. Zum Sehen nicht geboren, zum Schauen nicht bestellt, schreiben sie etwa folgendermaßen: »So von aller ausgespannten, planen Flächigkeit weit entfernt, ist die Unergründlichkeit des hier sich öffnenden Farbraums vergleichbar nur der Maßlosigkeit der Farbtiefe auf Claude Monets Seerosen.«

Was Karl Kraus, in Abwandlung eines berühmten Wortes, über die Literaturhistoriker sagte, paßte ohne Abstrich auch auf die Kunsthistoriker: sie seien rückwärts gewendete Analphabeten. Schlimm aber ist, daß sie gleichermaßen Menschen sind. Aus Gründen, die auszusprechen der Takt verbietet, geht ihnen mitunter nicht gerade das Temperament, sicher aber eine Art Libido durch. Keine Fußnoten werden nunmehr gesammelt; stattdessen bedient sich mehr als einer der Ersten Person Singular. Eine solche Anmaßung aber, über die Kraus ebenfalls einiges zu sagen hatte, rächt sich insofern, als eine neue Bezugsperson in der Kunsthistorik auftaucht: die Marlitt.

(Anruf Werner Hofmann: »Den Schmäh kannst Du fast besser als wir Wiener. Trotzdem möchte ich einwenden, daß es unfair ist, einen ganzen Berufszweig mit ein paar Fußkranken [folgen Namen] zu identifizieren.«)

Natürlich kann die Branche auch Paradiesvögel vorweisen. Einer, der die Neugier nicht vergessen hat, ist Ernst E. Gombrich, in jungen Jahren nicht zu fein dazu, eine Weltgeschichte für Kinder zu schreiben. Noch als alter Mann, womöglich nun erst recht, ist er imstande, kompliziertere Zusammenhänge simpel, ja mit den banalsten Beispielen zu erklären. Ein Essay über die allgemeine Bildung hebt mit einer Szene aus einem Krimi von Agatha Christie an.

Pop-Musik, Karikaturen, jede Art von Trivialkunst, sollen dem Leser nicht allein nahelegen, die Wirkung der Kunstwerke zu überprüfen, sondern sich ebenso Gedanken darüber zu machen, wie diese Wirkung zustandekommt, mehr noch: was sie ist. In dem hier angezeigten Band steht überdies ein Kapitel, darin Gombrich sein Gebiet verläßt. Von 1939 bis 1945 war er erst »Abhörer«, dann »Supervisor« der BBC für die Sendungen des deutschen Rundfunks. Der Fomwust, wie man ihn, seines Fachwissens wegen, nennen kann, zieht aus den Formalitäten Folgerungen, die den Nazi-Inhalt erledigen.

Wer sich mit Gombrich befaßt, sollte von Zeit zu Zeit das Gelesene kontrollieren. Der Beschreiber Gombrich nämlich ist brillant, der Theoretiker eher mäßig. Aus irgendeinem Grund, den die Vernunft nicht nennen kann, ist Hegel ihm ein rotes Tuch. Sein Mentor, Freund und Vorbild heißt hingegen Sir Karl Popper. Wie einst der ihm nicht unähnliche Ortega y Gasset kann Gombrich eine packende Exposition schreiben: kommt es aber zu Konklusionen, gerät er ins Schwimmen. Daß seine Texte trotzdem anregend sind, mag eine Stärke sein, die ihre Schwäche nicht verhehlt.

Für Siegfried Giedeon gilt, mit verlagerten Akzenten, das Gleiche. Sein Buch »Mechanization Takes Command«, ein Kultbuch geradezu, ist endlich auf deutsch erschienen. Endlich deshalb, weil quicke Theoretiker des Designs und der Alltagsästheik das Buch über Jahre hinweg geplündert haben. Der letzte, prominenteste Dieb war Marshall Mac Luhan.

Giedeon schreibt eine Archäologie gewohnheitsmäßiger Apparaturen, die Geschichte der Mähmaschine zum Beispiel, die Geschichte des Fließbands. Dabei allerdings geschieht etwas, das Stanislaus von Moos in seinem Vorwort vorsichtig zur Sprache bringt. Giedeon hatte nichts gegen den sogenannten »weißen Sozialismus«, der sich vom roten dadurch unterschied, daß er neue Produktionsmittel feierte, ohne die Produktionsverhältnisse in Betracht zu ziehen. Seine Helden waren Henry Ford oder der Betriebsorganisator Frederick Taylor.

Auf der anderen Seite ist Giedeon kein sprachloser oder den Dingen ferner Kunsthistoriker. Schreibt er über die Praxis der Schlachthöfe oder führt er die Maler Max Ernst oder Paul Klee an, so weist er auf die Widersprüche hin, die sein Thema besetzen.

Gombrich mußte nach England emigrieren; Giedeon zog sich nach '33 in die Schweiz zurück und ging später nach Amerika. Beide mußten die Sprache wechseln: oft zugunsten ihrer Verständlichkeit. Gombrich hat 1962 tausend Pfund als Preis für vorbildliche englische Prosa erhalten. Für Giedeon war es schwieriger: seine Übersetzerin klagt noch im nachhinein, daß er auf Wendungen und Wörtern bestand, die im Englischen merkwürdig klangen.

Die Frage aber, warum »Mechanization Takes Command« oder Gombrichs berühmtes »Art and Illusion« erst spät auf deutsch erschienen, beantwortet indirekt ein von Eberhard Roters herausgegebenes Buch, das Berlin und seine visuellen Künste von 1910 bis 1933 darstellt. 1933 bestand die Großstadt als Topographie weiter; was sie aber, über die Topographie hinaus, zur Metropole, zu einem kulturellen Schnittpunkt gemacht hatte, war vertrieben.

Der Anstreicher nahm sich eines Kunstbegriffs an, der da meinte, allein das Kleinbürgertum in den Provinzen sei, weil es »gesund« denke und fühle, fähig über Kunst zu urteilen. Diese Rechnung Hitlers ist noch heute nicht beglichen.

Roters und seine Mitautoren stellen betont nüchtern die Architektur, die Malerei, die Plastik, den Film und das Theater der Weimarer Zeit vor: gerade die Nüchternheit setzt frei, was nicht nur mit der Prominenz, sondern auch im kulturellen Mittelbau, mit der Bas-Intelligence, wie es die Franzosen nennen, abhanden kam.

Denselben Stoff behandelt John Willett in einem Buch, das zu empfehlen schon deshalb nötig ist, weil es, kaum erschienen, in der Bücherflut unterging. Willett gelingt das Kunststück, Information, Dokumentation und Interpretation so zu verschränken, daß oft nur die Fakten belehren oder die Belehrung als Zitat ins Blickfeld rückt. Das Buch von Roters ist opulenter ausgestattet, das von Willett komplexer angelegt.

Wie man »Mechanization Takes Command« ohne Verluste übersetzen kann, ist auf Anhieb nicht zu beantworten. Der Titel »Die Herrschaft der Mechanisierung« jedoch klingt nicht schön und trifft die Sache nicht. Überhaupt sieht es so aus, als kämen die Lektorate in Verlegenheit, wenn sie Titel formulieren sollen.

Auf Englisch heißt Gombrichs Buch »Ideals and Idols«, auch das, wie Gombrich selber einräumt, nicht so ohne weiteres zu übertragen. »Die Krise der Kulturgeschichte« aber, wie der deutsche Titel lautet, bleibt im Ungefähren hängen. Am schlimmsten ist es John Willett ergangen. Die Originalausgabe heißt: »The New Society, Art and Politics in the Weimar Period., die deutsche so, als wäre ein Bonner Ghostwriter darauf gekommen: »Explosion der Mitte«.